

Hard-To-Reach or No Access?

Editorial Online-Journal soziales_kapital

Hubert Höllmüller (Standort: Feldkirchen) für die Redaktion

„Hard-to-Reach“, schwer zu erreichen – jede Zielgruppe Sozialer Arbeit, die deren Angebote und die Strukturen des Sozialstaats nicht anstandslos aufgreift und nutzt bzw. diesen fernbleibt, lässt sich mit diesem Fachbegriff „einfangen“, zumindest diskursiv. Grund genug, um das zum Thema zu machen.

Als Konzept erster Wahl für „Hard-to-reach“-Zielgruppen gilt Streetwork, aufsuchende Soziale Arbeit ohne Kontrollauftrag. Martina Beham-Rabanser, Daniela Wetzelhütter und Heidemarie Pöschko präsentieren die Ergebnisse einer 2022 und 2023 durchgeführten Zufriedenheitsstudie, die mit Adressat*innen des Streetwork-Angebots in Oberösterreich durchgeführt wurde. Ihnen zufolge verweist die Studie auf die hohe Bedeutung von einerseits einem gut vorbereiteten Zugang zum Feld und andererseits von der Verzahnung von Sozialforschung und dem Handlungsfeld auf unterschiedlichen Ebenen. Der zweite zentrale Fachbegriff zu „Hard-to-Reach“-Gruppen ist der der Niederschwelligkeit. Diesen nehmen David Neusteurer und Elisabeth Hammer vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Krisendynamiken in den Blick, welche die Widerstandsfähigkeit individueller und institutioneller Netze der sozialen Sicherung herausfordern. Die Autor*innen beschreiben fachliche Grundlagen für niederschwellige Arbeit aus der Perspektive einer Sozialorganisation in Wien und plädieren für eine Integration in die Funktionsweise sozialer Sicherungssysteme.

Sarah Wallraff diskutiert das Phänomen „hard-to-reach“ mit Blick auf queere Personen, die in einem überdurchschnittlichen Maß von Wohnungslosigkeit betroffen sind und zugleich von der Wohnungslosenhilfe nicht ausreichend unterstützt werden. Sie zeichnet nach, inwiefern queere Personen mit strukturellen Hürden, Diskriminierung und einem Mangel an queerspezifischem Wissen konfrontiert sind. Hubert Höllmüller, ebenfalls mit dem Verfassen des Editorials betraut, das Sie, geschätzte Leser*innen, gerade vor sich haben, reflektiert das Thema dieser 30. Ausgabe von *soziales_kapital* auf der Metaebene. Er schlägt in seinem Beitrag vor, die Bezeichnung „hard-to-reach“ als Etikett zu verstehen und sie entsprechend zu dekonstruieren. Ausgangspunkt dafür ist die kritische Auseinandersetzung mit der Frage, ob die eingeschränkte Erreichbarkeit von Zielgruppen an diesen selbst liegt oder an den Strukturen und Arrangements der Sozialen Arbeit. Die für die Soziale Arbeit spezifische Feldkompetenz, wie beispielsweise in der Streetwork umgesetzt und als erfolgreiche Niederschwelligkeit verstehbar, macht das Problem des Zugangs – bis auf Ausnahmen –als Frage nach (fehlenden) Aufträgen und Ressourcen kenntlich.

In der Rubrik „Sozialarbeitswissenschaft“ analysieren Anna Gamperl, Joachim Schmid und Julia Stiller den Begriff „Sozialtherapie“ und dessen uneinheitliche Verwendung. Sie haben erforscht, welche Methoden und Techniken in Wiener Sozialeinrichtungen überhaupt als „sozialtherapeutisch“ bezeichnet werden. Die Autor*innen zeigen auf, dass das Label vielfach unspezifisch verwendet wird

und viele der darunter subsumierten Interventionen andere inhaltliche Schwerpunkte aufweisen. Gregor Husi widmet sich in seinem Text der theoretischen Fundierung der Grünen Sozialen Arbeit und fragt, inwieweit die wissenschaftliche Ökologie von der Sozialen Arbeit als weitere Bezugsdisziplin wahrgenommen werden muss. Mit Schwerpunkt auf die Politische Ökologie als Nachfolgerin der Kritischen Theorie werden Machtbeziehungen und Interessenlagen ins Zentrum gerückt.

Helmut Spitzer definiert Sterben, Tod und Trauer als Querschnittsmaterie und Kernthemen Sozialer Arbeit. Er macht in seinem Beitrag deutlich, dass der fachgerechte Umgang mit diesen Themen fachspezifischen Wissens, professioneller Kompetenzen und einer authentischen Grundhaltung bedarf. In einem weiteren Beitrag beschreiben Eberhard Raithelhuber und Marija Mitic das Soziale Mentoring als wachsendes Modell der sozialen Intervention in Europa. Basierend auf einer aktuellen Studie stellt ihr Artikel Überlegungen darüber an, welche Bedeutung solche Tandem- und Patenschaftsprogramme für die Soziale Arbeit haben (können). Zu guter Letzt berichten Marlies Wallner, Viktoria Stifter und Regina Scheitel über das Forschungsprojekt „Uni4Equity“, das untersucht, wie Hochschulen ihre Strukturen, Präventionsmaßnahmen und Reaktionsmechanismen verbessern können, um sexuelle Belästigung effektiver zu erkennen, diese zu erfassen und ihr entgegenwirken zu können. Aufbauend auf den Forschungsergebnissen stellt der Beitrag zentrale Handlungsempfehlungen für Hochschulen vor.

In der Rubrik „Junge Wissenschaft“ präsentieren Viktoria Kasser, Angelika Koller und Eva Mantler ausgewählte Ergebnisse zweier Masterarbeiten zum Thema Inklusion. Die Arbeiten dokumentieren die Barrieren und Hürden für Studierende im Studiengang Soziale Arbeit und formulieren darauf aufbauend Handlungsempfehlungen. Eine diversitätsorientierte Gestaltung des Studiengangs Soziale Arbeit ist für die Autorinnen notwendig, um sowohl unterschiedliche Erfahrungswelten einzubeziehen als auch dem professionsethischen Anspruch gerecht zu werden.

Angelika Felder, Julia Reiner und Fabian Rebitzer beschreiben in der Rubrik „Nachbarschaft“ Befunde aus zwei qualitativen Partizipationsprojekten, in denen gefragt wurde, warum und mit welchen Erwartungen sich Menschen an Partizipationsprojekten beteiligen und welche Auswirkungen eine solche Teilnahme auf die Beteiligten sowie deren soziale Umwelt und ihr Verhältnis zu dieser hat. Den Abschluss unternimmt Antje Haussen Lewis, die die Publikation *Vom Fall zur Situation. Zugänge und Positionen zum professionell-methodischen Handeln in der Sozialen Arbeit* bespricht, die von Alexander Brunner, Anja Bischeltsrieder und Gabriele Wild herausgegeben wurde und 2025 im Löcker Verlag erschienen ist.

Hard-To-Reach or No Access?

**Der komplexe Zugang zu Hard-to-reach-Jugendlichen
in der Streetwork:**
eine multidisziplinäre Annäherung

Martina Beham-Rabanser, Daniela Wetzelhütter & Heidemarie Pöschko

Martina Beham-Rabanser, Daniela Wetzelhütter & Heidemarie Pöschko. Der komplexe Zugang zu Hard-to-reach-Jugendlichen in der Streetwork: eine multidisziplinäre Annäherung. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Thema. Linz.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/838/1576>

Zusammenfassung

Der Artikel thematisiert Erkenntnisse einer im Auftrag des Landes OÖ, Abteilung Kinder- und Jugendhilfe, in den Jahren 2022 und 2023 durchgeführten Studie zur Zufriedenheit von Adressat:innen mit dem Streetworkangebot in Oberösterreich. Im Fokus steht die Frage, wie Kompetenzen von Sozialforschung und Streetwork gebündelt werden können, damit der Zugang zu schwierig erreichbaren Jugendlichen für empirische Untersuchungen von Sozialforscher:innen (eher) gelingen kann. Die Erkenntnisse weisen darauf hin, dass sich multiple Rollenerfahrungen und Wissen über die im Feld Forschenden als vorteilhaft erweisen. Auch zeigt sich die Bedeutung eines gezielt vorbereiteten Zugangs zum Feld und der Verzahnung zwischen Sozialforschung und Handlungsfeld auf unterschiedlichen Ebenen. Formellen und informellen Gatekeeping-Personen kommt dabei eine zentrale Rolle zu.

Schlagworte: Streetwork, Feldkompetenz, Feldzugang, Akzeptanz im Feld, Mehrmethodenzugang, Hard-to-reach-Jugendliche

Abstract

This article discusses the findings of a study commissioned by the Upper Austrian Department of Child and Youth Welfare in 2022 and 2023. The study examines beneficiaries' satisfaction of with street work services in Upper Austria. The central issue is how to integrate the competencies inherent in the domains social research and street work to facilitate access to so-called hard to reach young individuals for the purpose of empirical research. The findings suggest that researchers' experience of multiple roles and knowledge of the field are advantageous. It is also evident that careful preparation of access to the field as well as integration of social research with practical street work at various levels are important. Both formal and informal gatekeepers play a pivotal role in this process.

Keywords: outreach social work, field competence, field access, acceptance in the field, multi-method access, hard to reach young people

1 Einleitung

Streetwork – im englischsprachigen Raum unter der Bezeichnung *outreach (social) work* bekannt – setzt auf niederschwellige Soziale Arbeit im öffentlichen Raum (vgl. Andersson 2013; Diebäcker/Wild 2020). Aufsuchende Streetwork geht auf Jugendliche zu und sucht sie dort auf, wo sie sich aufhalten: in Parks, Shoppingmalls, Bahnhöfen u.a.m. Die Tätigkeit von Fachkräften der Sozialen Arbeit wird somit in die Lebenswelten und Sozialräume ihrer Adressat:innen verlegt (vgl. Gusy 2024; Szeintuch 2015). Anstelle einer einrichtungs- und standortgebundenen „Komm-Struktur“ wird auf eine „Gehstruktur“ gesetzt, um jungen Menschen Unterstützung vor Ort anzubieten, die z.B. von Wohnungslosigkeit bedroht sind oder durch Suchtverhalten bzw. Vandalismus in Konflikt mit dem Gesetz oder ihrem sozialen Umfeld geraten sind. Dabei geht es nicht (nur) um kurzfristige einmalige Hilfe oder Notversorgung, sondern darum, Jugendliche auf ihrem Weg zu einem selbstbestimmten und autonomen Leben zu begleiten, gefährdende und prekäre Lebenssituationen abzubauen beziehungsweise präventiv abzuwenden und bei der Unterstützung von Lebenszielen zu begleiten (vgl. Grymonprez/Roose/Roets 2017; Gusy 2024).

Streetwork bietet Unterstützung vor Ort an, da die Adressat:innen durch standortgebundene Angebote von Einrichtungen oft nicht ausreichend erreicht werden können. Andersson (2013) nennt drei Hauptaufgaben aufsuchender Sozialarbeit: die Kontaktaufnahme mit den Adressat:innen, die Initiierung sozialer Veränderungsprozesse und die Bereitstellung sozialer Unterstützung, um den Prozess der Veränderung in Gang zu halten. Im Handlungsfeld Streetwork und für die Etablierung einer belastbaren Arbeitsbeziehung braucht es eine Form des Aufeinander-Zugehens und der Zusammenarbeit, bei der wechselseitig Vertrauen zueinander entwickelt und ausgehend von gemeinsam erarbeiteten Zielen auf gewünschte Ergebnisse hingearbeitet wird (vgl. Rauwerdink-Nijland/van den Dries/Metz/Verhoeff/Wolf 2024).

Dies setzt spezifische Kompetenzen seitens der Fachkräfte voraus, die Höllmüller (2022) mit dem Begriff der Feldkompetenz beschreibt. Kompetenz für die Arbeit im Feld basiert auf der Verbindung von fachlichem Wissen mit Erfahrung im konkreten Handlungsfeld. Sie baut darauf auf, Normen, Werte und Handlungsprinzipien im untersuchten Bereich zu respektieren, gewachsene Szene- und Gruppenstrukturen zu beachten und die spezifischen Bedingungen der Lebenswelt der Zielgruppen zu berücksichtigen (vgl. Galuske 2013: 294; Höllmüller 2022). Wissemann (2006) hebt dabei positive Rückkopplungseffekte hervor, indem fachliches Know-how zur Glaubwürdigkeit beiträgt, wodurch wiederum der Aufbau einer vertrauensvollen Arbeitsbeziehung unterstützt wird.

Feldkompetenz in der Streetwork, die auf Erfahrungswissen basiert, ist eine Grundlage und Basis für den Zugang zu Hard-to-reach-Jugendlichen. Erfahrungswissen entsteht u.a. dadurch, dass im Einklang mit den Handlungsorientierungen der Streetwork, wie der akzeptierenden Haltung oder

der Lebenswelt- und Sozialraumorientierung, Angebote der Unterstützung und Intervention den Anliegen der Klient:innen angepasst werden und sich Orte und Zeiten der Kontaktaufnahme nach der bestmöglichen Erreichbarkeit der Adressat:innen richten (vgl. Steinke 2000; Eisenmann 2023). Ausdruck und sichtbares Zeichen von Feldkompetenz ist der gelungene Aufbau einer Kontakt- bzw. Vertrauensbeziehung. Streetwork folgt dabei keinem klar definierten Schema, da jede Begegnung anders verlaufen kann. Sozialarbeiter:innen und Mitarbeiter:innen von Streetwork müssen sich immer wieder auf neue Situationen einlassen, gewachsene Szene- und Gruppenstrukturen berücksichtigen und über ein hohes Maß an Flexibilität verfügen (vgl. Amt der Oö. Landesregierung 2018; Gillich 2007).

Während die theoretischen Grundlagen der Feldkompetenzen im Handlungsfeld Streetwork in der Regel durch ein facheinschlägiges Studium der Sozialen Arbeit oder im Rahmen einer Ausbildung zum/zur sozialpädagogischen Fachbetreuer:in aufgebaut werden, entwickeln sich Soft Skills wie Empathie oder Kommunikationsfähigkeit durch empirisch-praktische Erfahrungen. Feldkompetenz ist demnach auch Ergebnis feldspezifischer Lernprozesse, in denen sich ein entsprechender Habitus bzw. eine Haltung aufbaut (vgl. Beuschel/Pahrmann 2023). Diese Lernprozesse basieren auf zentralen Arbeits- und Handlungsprinzipien von Streetwork, die u.a. die Freiwilligkeit seitens der Adressat:innen, eine akzeptierende Haltung, kritische Parteilichkeit, Lebenswelt- und Sozialraumorientierung und Transparenz im Handeln seitens der Streetworker:innen umfassen (vgl. Gillich 2007; Amt der OÖ. Landesregierung 2018: 19).

Für empirische Sozialforschungen im Bereich Streetwork bedarf es einerseits eines Zugangs zum und andererseits der sozialen Akzeptanz im Feld. Dafür sind sowohl Basiskenntnisse der Arbeitsweise und der Spezifika von Streetwork als auch grundlegende Kenntnisse der empirischen Sozialforschung gefragt (vgl. Knoblauch/Vollmer 2022; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2022). In der Sozialforschung wird unterschieden zwischen der Kontaktnahme der Forschenden mit den Akteur:innen im Feld – dem „Getting-On“-Prozess – und der sozialen Verortung im Feld – dem „Getting-In“, das auch als „Rapport“ bezeichnet wird (vgl. Breidenstein/Hirschauer/Kalthoff/Nieswand 2013; Wolff 2013: 340). Ausgehend von den spezifischen Herausforderungen des Feldzugangs und den geforderten Kompetenzen geht der vorliegende Artikel folgender Frage nach:

Wie können Kompetenzen von Sozialforscher:innen und Streetworker:innen gebündelt werden, um den Zugang ins Handlungsfeld Streetwork zu ermöglichen und die schwierig zugänglichen Adressat:innen für empirische Forschungen zu erreichen?

Ausgehend von den einleitenden Überlegungen zu spezifischen Feldkompetenzen skizziert Kapitel 2 das Design des Forschungszugangs, das gewählt wurde, um den multidisziplinären Anforderungen Rechnung zu tragen. Kapitel 3 beschreibt die aus der Studie gewonnenen Erkenntnisse für den Zugang zum Feld, das Getting-On, sowie für die Akzeptanz im Feld, den Getting-In-Prozess. In Kapitel 4 werden das gewählte Design und der Zugang über institutionelle und informelle Entscheidungsträger:innen bzw. Bezugspersonen im Feld reflektiert sowie Schlussfolgerungen für weiterführende Forschungen gezogen.

2 Untersuchungsdesign und methodisches Vorgehen

Aufgrund der vorhergehend beschriebenen Spezifika des Handlungsfeldes und der (vermuteten) Hürden beim Zugang zum Forschungsfeld bzw. zur Zielgruppe der Hard-to-reach-Jugendlichen wurden ein Multimethodenansatz sowie ein mehrstufiges Vorgehen mit sequenziellem Ablauf gewählt. Dieses Vorgehen ist in fünf Phasen unterteilt:

- Phase 1: Vorarbeiten
 - Auswahl der Streetwork-Projektstellen
 - Organisation und Kommunikation der Feldphasen A und B
 - Auswahl und Schulung der Moderator:innenⁱ
- Phase 2: Ethnografisch orientierte Beobachtungen A
- Phase 3: Ethnografisch orientierte Beobachtungen B und explizierende Gespräche
- Phase 4: Vorarbeiten (Organisation, Kommunikation) zur Feldphase C
- Phase 5: Quantitative Befragung C

In einem ersten Schritt wurde von der Auftraggeberin des Forschungsprojekts – der Kinder- und Jugendhilfe des Landes OÖ – ein Expert:innenbeirat eingerichtet. Diesem gehörten Personen mit langjährigen Erfahrungen im Bereich der Streetwork an. In Rücksprache mit dem Beirat sowie dem Qualitätszirkel der Streetwork OÖ, der sich aus Vertreter:innen der vier Trägerorganisationen sowie der Abteilung Kinder- und Jugendhilfe zusammensetzt, erfolgte die Auswahl von sechs der insgesamt 18 Projektstellen in Oberösterreich. Bei der Auswahl wurde die höchstmögliche Heterogenität bezüglich der Trägerorganisationen,ⁱⁱ der regionalen Verteilung (Standort) im Bundesland, der Ortsgröße sowie der Dauer des Bestehens der Projektstellen angestrebt. Mit dem Expert:innenbeirat wurden in mehreren Arbeitssitzungen das Vorgehen im Feld und die Erhebungsinstrumente zum Zweck der Qualitätssicherung abgestimmt. Darüber hinaus wurden die Trägerorganisationen über den Qualitätszirkel der Streetwork OÖ kontinuierlich über den aktuellen

Stand des Forschungsprozesses informiert.

In einer zweiten und dritten Phase wurden Beobachtungen im Feld durchgeführt. Die Beobachtungen fanden an je zwei Beobachtungstagen in einem zeitlichen Abstand von einem halben Jahr statt (Oktober/November 2022 sowie März/April 2023). Sie umfassten sowohl Beobachtungen der Street-Live-Streetwork als auch Indoor-Aktivitäten, wie z.B. offene Treffen mit gemeinsamem Kochen und Essen in der Streetwork-Projektstelle oder gemeinsame Freizeitaktivitäten. Die Beobachtungen wurden von vier Personen durchgeführt, die durch ihre Ausbildung (Soziale Arbeit/Sozialpädagogik) und ihre fachliche Praxis Erfahrungen in der Arbeit mit Jugendlichen bzw. in der Streetwork mitbringen. Aufgrund ihrer vermittelnden Rolle zwischen den Adressat:innen und dem nicht im Feld tätigen Sozialforscherinnen-Team,ⁱⁱⁱ das über keine Erfahrungen in der Streetwork verfügte, werden sie als Moderatorinnen bezeichnet. Die Auswahlkriterien für die Moderatorinnen sollten sicherstellen, dass diese Kompetenzen im Handlungsfeld mitbringen und über Grundkenntnisse der empirischen Sozialforschung verfügen. Für die wissenschaftlichen Beobachtungen wurden die Moderatorinnen zudem mit den Besonderheiten der Sozialforschung beim Zugang zu Hard-to-reach-Jugendlichen vertraut gemacht. Sie wurden instruiert, distanziert zurückhaltend zu beobachten und darauf zu achten, dass ihnen in ihrer Rolle als Beobachterin nicht zu viel Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Auch wurden ihnen die Anforderungen an die Protokollierung und Reflexion der Beobachtung in Form dichter Beschreibungen (vgl. Birkholz/Bochmann/Schank 2020) detailliert erläutert.

Ziel der dichten Beschreibungen war es, die Felderfahrungen transparent zu dokumentieren, um sie auch für die nicht in die Feldphase involvierten Sozialforscherinnen nachvollziehbar zu machen. Die Anwesenheit im Feld war als offene Beobachtung inklusive beiläufiger Gespräche konzipiert; auf Basis stichwortartiger Notizen während der Beobachtung sollten daran anschließend dichte Beschreibungen ausformuliert werden (vgl. Birkholz et al. 2020). Am zweiten Beobachtungstag dienten die explizierenden Gespräche mit den Leiter:innen oder Mitarbeiter:innen der Streetwork-Projektstelle der Klärung offener (Interpretations-)Fragen und der Validierung der Analyse des ersten Beobachtungstages.

Die Auswertung der dichten Beschreibungen erfolgte inhaltsanalytisch. Die beschriebenen Praktiken und Reflexionen der Moderatorinnen wurden für die einzelnen Streetwork-Projektstellen nach Themenbereichen zusammengefasst und anschließend über alle untersuchten Projektstellen hinweg vergleichend analysiert (vgl. Froschauer/Lueger 2009). Die Inhalte wurden von zwei Forscherinnen unabhängig voneinander offen kodiert und anschließend im Forschungsteam diskutiert und reflektiert (Vier-Augen-Prinzip). Dem Anspruch nach kommunikativer Validierung (vgl. Mayring/Fenzl 2014; Steinke 2000) wurde in zweierlei Weise Rechnung getragen: Zum einen wurde

bei der Analyse und Interpretation im Forschungsteam eine diskursive Einigung angestrebt, zum anderen wurden diese Analysen auch von Seiten der Moderatorinnen kommentiert und konsensual interpretiert.

Während des gesamten Forschungsprozesses informierte das Forschungsteam in Austauschtreffen die Leitungen der Streetwork-Projektstellen vor der jeweiligen Feldphase über die nächsten Arbeitsschritte sowie über die eingesetzten Erhebungsinstrumente. Zudem wurden sowohl die Rolle der Sozialforscherinnen im Feld als auch jene der Streetworker:innen in der Studie reflektiert. Die im Feld arbeitenden Streetworker:innen wurden gebeten, bei den Klient:innen Vertrauen und Verständnis aufzubauen und so die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass die Beobachterinnen die Arbeit der Streetwork an zwei Tagen optimal begleiten konnten. Auch wurde vor der Befragung der Adressat:innen mit den Streetworker:innen kooperiert, damit diese die Klient:innen gezielt zur Teilnahme an der quantitativen Befragung (Phase C) motivieren und so einen Grundstein dafür legen, dass den Sozialforscherinnen der Zugang zum Feld gelingt. Fragen, die in der ersten Phase auftraten, wurden von den Moderatorinnen in den dichten Beschreibungen schriftlich reflektiert und vom Leitungsteam der Sozialforscherinnen mit den Projektstellenleiter:innen nach dem ersten Beobachtungstag besprochen, um für den zweiten Beobachtungstag vereinzelt Adaptierungen vornehmen zu können. Auch wurden die Analysen und Interpretationen der dichten Beschreibungen durch das Leitungsteam der Sozialforscherinnen in anschließenden Gesprächen mit den Beobachterinnen validiert, um zentrale Dimensionen für die Face-to-face-Befragung herauszufiltern. Die Fragebogenerhebung wurde im Frühsommer 2023 umgesetzt. Details zu den Ergebnissen dieser Klient:innenbefragung können nachgelesen werden (siehe Pöschko/Laudacher/Beham-Rabanser/Wetzelhütter 2024). Einen Überblick über die im Projekt involvierten Akteur:innen gibt Tabelle 1.

Tabelle 1: Bezeichnungen für involvierte Akteur:innen

Stakeholder:innen	Beschreibung
Auftraggeberin der Studie	Land OÖ, Abteilung Kinder- und Jugendhilfe
Sozialforscherinnen-Team	Soziologinnen bzw. Sozialforscherinnen (P und P Sozialforschung, JKU Linz und FH OÖ, Campus Linz), die die Studie leiteten
Moderatorinnen	Personen, die die Beobachtungen im Feld und einen Teil der Face-to-face-Befragungen durchgeführt haben
Interviewer:innen	Personen, die einen Teil der Face-to-face-Befragungen durchgeführt haben
Expert:innenbeirat	Expert:innen (mit Erfahrungen in der Streetwork, die zum Teil auch im Qualitätszirkel der Streetwork OÖ tätig sind) zur Qualitätssicherung der Erhebungen
Qualitätszirkel	Personen mit langjährigen Erfahrungen im Bereich der Streetwork
Trägerorganisationen	Verein <i>I.S.I. – Initiativen für soziale Integration</i> Verein <i>Jugend und Freizeit</i> Bildungszentrum Salzkammergut Magistrat der Stadt Wels
Projektstellenleiter:innen und Streetworker:innen	Fachkräfte der Streetwork-Projektstellen
Jugendliche und junge Erwachsene	Adressat:innen der Streetwork, die von den Streetworker:innen unterstützt werden und deren Zufriedenheit mit dem Streetwork-Angebot untersucht wurde

Nach Abschluss der Erhebungsphasen und der qualitativen und quantitativen Analysen präsentierte das Forschungsteam die Ergebnisse in einer vorläufigen Erstfassung. Bei diesem eintägigen Workshop diskutierten Auftraggeber:innen, Beiratsmitglieder und Projektstellenleiter:innen die vorliegenden Ergebnisse. Diese Reflexionen samt Ableitungen für die Praxis flossen in die Finalisierung des Ergebnisberichts mit ein.

3 Zugang zu und Akzeptanz in schwierig zugänglichen Untersuchungsfeldern

Forschende im Handlungsfeld Streetwork müssen sowohl Zugang ins Feld finden als auch im Feld akzeptiert werden, von Schlüsselpersonen, den sogenannten Gatekeeping-Personen, ebenso wie von den für soziale Interventionen schwierig zu erreichenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Streetwork. Akzeptanz und Offenheit konnten Moderatorinnen im Handlungsfeld Streetwork vor allem dann erwarten, wenn sie nicht (nur) als externe Beobachterinnen wahrgenommen werden, sondern ihnen auch ausreichende Feldkompetenzen zugeschrieben werden (vgl. Wacquant 2010).

Gegenüber Trägerorganisationen sowie Leiter:innen und Mitarbeiter:innen der Projektstellen galt es, bei den Informationstreffen im Vorfeld der Feldphase glaubhaft darzulegen, dass sich für die Jugendlichen und jungen Menschen – die Adressat:innen der Streetwork – keine Nachteile ergeben, dass der Arbeitsablauf möglichst wenig gestört wird und dass sich die Moderatorinnen und Interviewer:innen nur begrenzte Zeit im Feld aufhalten (vgl. Wolff 2013). Bei den Informationstreffen sprachen die Projektstellenleiter:innen auch offen ihre Sorge an, dass die Ergebnisse der Forschung mittel- und langfristig negative Folgen haben und z.B. zu Budgetkürzungen oder Personaleinsparungen führen könnten. Diesen Bedenken wurde zu begegnen versucht, indem die Ziele der Forschung sowie das konkrete methodische Vorgehen transparent kommuniziert wurden.

Die Akzeptanz, die Forschende in einem schwer zugänglichen Untersuchungsfeld finden, hängt von den Möglichkeiten ab, Kontakte aufzubauen. Bei schwierig zugänglichen Szenen und Gruppen, wie dies in der Streetwork der Fall ist, kommt Kontakt- oder Schlüsselpersonen, die als Gatekeeping-Personen Zugang zu einem Feld eröffnen oder erschweren können, eine zentrale Rolle zu (Breidenstein et al. 2013: 54). Sie werden häufig mit ihren Bezugspersonen im Feld assoziiert, weshalb Forschende von bereits bestehenden, vertrauensvollen Arbeitsbeziehungen profitieren können, da sich Gate-Keeping-Personen weitgehend ungehindert im Feld bewegen und auf Akzeptanz im Feld hoffen können. Je nach Situation muss dabei abgewogen werden, ob der Kontakt zum Forschungsfeld über offizielle Stellen oder über informelle Gatekeeping-Personen angestrebt wird oder ob beides verbunden wird (vgl. Lamnek 2005; Wolff 2013).

Um den spezifischen Herausforderungen des Feldzugangs Rechnung zu tragen, wurde ein Untersuchungsdesign gewählt, das den Zugang zum Feld erleichtern soll (vgl. Kapitel 2). Dabei wurde insbesondere darauf geachtet, dass die Forschenden über multidisziplinäre Kompetenzen und über ein Mindestmaß an Feldkompetenzen in der Arbeit mit Hard-to-reach-Jugendlichen verfügen, aber auch mit den Grundprinzipien der empirischen Sozialforschung vertraut sind.

3.1 Zugang zum Feld: Getting-On-Prozess

Beim Zugang zum Untersuchungsfeld wurde auf eine Kombination von institutionellem und informellem Gatekeeping gesetzt. Zunächst wurden die Trägerorganisationen von der Auftraggeberin und über Personen des Qualitätszirkels über die geplante Studie informiert und um ihre Unterstützung ersucht. Ziel dessen war, beim Aufbau von Vertrauen zu den Sozialforscherinnen zu unterstützen sowie Unsicherheiten und Ängsten bezüglich nicht-intendierter Folgen (Kürzungen, Stellenabbau etc.) entgegenzuwirken. Darüber hinaus wurden die Leitungen in den ausgewählten Projektstellen während des gesamten Forschungsprozesses kontinuierlich über zentrale Arbeitsschritte im Feld informiert. Dies hat sich insofern bewährt, als jeder geplante Schritt (Feldzugang, Ablauf der Forschung im Feld, Einsatz der Erhebungsinstrumente etc.) vom leitenden Sozialforschungsteam vorgestellt und mit Personen des Qualitätszirkels bzw. Mitarbeitenden in den Projektstellen besprochen und auf Basis der Rückmeldungen optimiert werden konnte.

Wie in den dichten Beschreibungen der Moderatorinnen ausgeführt wurde, kam den Streetwork-Projektstellenleiter:innen und Streetworker:innen eine wichtige Rolle dabei zu, den Zugang zum Feld zu erhalten. In allen Projektstellen erlebten die Beobachterinnen ein großes Bemühen der Leiter:innen bzw. Mitarbeiter:innen, die fachlich geschulten Beobachterinnen so einzuführen, dass deren Anwesenheit von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Feld möglichst gut akzeptiert werden konnte. Zum Teil erlebten sich die Beobachterinnen dabei wie Praktikantinnen, vereinzelt hatten sie den Eindruck, dass sie von den Adressat:innen eher als Co-Streetworker:innen wahrgenommen werden. Insgesamt bemühten sich die Moderatorinnen, während der Beobachtung im Hintergrund zu bleiben und nicht proaktiv auf Jugendliche zuzugehen; wichtig für den Zugang zum Feld scheint dabei zu sein, dass die Anwesenheit der Beobachterinnen den Adressat:innen nachvollziehbar erläutert wird.

„Ich habe versucht, bei den Gesprächen mit den Jugendlichen im Hintergrund zu bleiben und nur wenn ich direkt angesprochen wurde, mich zu beteiligen.“ (Stelle 1, BT1, S. 6)^{iv}

„Meine Rolle als Moderatorin war passiv und beobachtend. Ich griff nicht in die Beobachtung ein. Dennoch nahmen mich die Jugendlichen wahr und wirkten – den Streetworkern nach – interessiert daran, wer ich bin. Dadurch, dass es aber nur zu wenigen Gesprächen kam, hatte ich nicht den Eindruck, starken Einfluss auf die Arbeit der Streetworker zu nehmen.“ (Stelle 4, BT2, S. 4)

Von den beobachtenden Moderatorinnen werden die Streetwork-Projektstellenleiter:innen und Streetworker:innen als Expert:innen mit Feldkompetenz beschrieben. In den dichten Beschreibungen wird etwa ausgeführt, dass Streetworker:innen Kontaktangebote an Adressat:innen gleichsam beiläufig, auf Augenhöhe machen. Die Kompetenz zeigt sich für die Beobachterinnen weiters im empathischen, aktiven Zuhören:

„Ein Begegnen auf Augenhöhe war in jeder Situation spürbar.“ (Stelle 5, BT2, S. 2)

„Merkbar ist einfach der durchgängige Umgang mit jedem auf Augenhöhe – egal wie alt und woher.“ (Stelle 3, BT1, S. 13)

„... ein wahnsinnig hoher Grad an aktivem Zuhören. Jeder Satz wird aufgegriffen, nichts überhört.“ (Stelle 2, BT1, S. 8)

Die Kombination aus sensibilisierten und entsprechend geschulten Forschenden sowie bereits akzeptierten Streetworker:innen erwies sich als wesentliche Voraussetzung für den erfolgreichen Getting-In-Prozess und die Akzeptanz im Feld, wie nachfolgend ausgeführt wird.

3.2 Akzeptanz im Feld: Getting-In-Prozess

Die Moderatorinnen konnten sichtlich vom Vertrauensvorschuss profitieren, den die Adressat:innen den Streetworker:innen entgegen bringen. Beschrieben wird, dass den Moderatorinnen mit Akzeptanz begegnet wurde, wenn bereits (tragfähige) Vertrauensbeziehungen zwischen den Streetworker:innen und den Adressat:innen bestanden.

„Nach der Aufklärung über meine Rolle machte es den Anschein, als sei den Jugendlichen nicht sehr wichtig, dass ich eine andere Rolle einnehme. [...] Es wurde den Streetworker:innen vertraut und somit wurde auch mir vertraut. Ich könnte keine Situation beschreiben, in der die Anwesenheit von mir etwas an der Dynamik geändert hat.“ (Stelle 5, BT2, S. 3)

Während der Arbeitsabläufe haben die Streetworker:innen, soweit es die Situation erlaubte, ihre Arbeitsweise kurz für die Moderatorinnen kommentiert. Diese beiläufigen Erläuterungen konnten sich aufgrund grundlegender Feldkompetenzen der Moderatorinnen auf kurze Hinweise beschränken. Sie sollten sicherstellen, dass die Moderatorinnen zentrale Grundprinzipien der Streetwork angemessen interpretieren und ihr Verhalten an diese anpassen, etwa an das Prinzip der Lebensweltorientierung.

„Die Streetworker betonten beim Weggehen, dass wir nun in die Lebenswelt der Jugendlichen eindringen und dass wir dort sozusagen Gäste sind, und wir schauen müssen, ob eine Kontaktaufnahme nun passt.“ (Stelle 2, BT1, S. 5)

Die Moderatorinnen und Interviewer:innen hatten bei den Beobachtungen (fast) durchgängig den Eindruck, dass ihre Anwesenheit keine Irritationen hervorgerufen hat bzw. für die Jugendlichen wenig Relevanz hatte. Lediglich eine Moderatorin, die während ihrer Beobachtungen im Feld an einer gemeinsamen Veranstaltung der Streetwork-Stelle mit einem türkisch-muslimischen Verein teilgenommen hat, berichtet, dass ihr aufgrund des spezifischen Settings – in dem abgesehen von der Streetworkerin nur Männer anwesend waren – übermäßig viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Reflektierend merkt sie in der dichten Beschreibung an, dass dies die Natürlichkeit der Situation beeinflusst haben könnte.

Bei den freizeitpädagogischen Angeboten während der Öffnungszeiten wurde eine ausgeprägte Willkommenskultur beobachtet und ein sehr wertschätzender Umgang unter allen Beteiligten – sowohl zwischen den Mitarbeiter:innen der Streetwork gegenüber den Adressat:innen als auch zwischen den Jugendlichen untereinander. Diese gezielt geschaffene Willkommenskultur erlebten die Beobachterinnen zudem als förderlich für ihre Akzeptanz während des Getting-In-Prozesses ins Feld.

„Ich bin sehr erfreut von den Streetworker:innen empfangen worden, den Jugendlichen war es ziemlich egal, ob ich da war oder nicht. Da wir nicht viele Jugendliche trafen, beschäftigte sich die Streetworkerin viel mit mir und ich konnte ihre Wertschätzung, Offenheit, Interesse, aktives Zuhören sozusagen am eigenen Leib kennen lernen.“ (Stelle 6, BT1, S. 9–10)

Die Streetworker:innen fungierten als Motivator:innen, die auch dazu beigetragen haben, dass die Sozialforscher:innen im Feld akzeptiert wurden. Ausgehend davon konnten viele Adressat:innen auch zur Teilnahme an der Face-to-face-Befragung motiviert werden.

Die Erfahrungen der Moderator:innen in der qualitativen Vorphase zur Fragebogenerhebung deuten darauf hin, dass diese für das Getting-On, das Getting-In und schließlich für die Teilnahmebereitschaft zur anschließenden Befragung mittels Fragebogen von Bedeutung waren.

4 Diskussion und Fazit

Beschrieben wurden im Artikel die Erkenntnisse eines im Auftrag des Landes OÖ, Abteilung Kinder- und Jugendhilfe, durchgeführten Forschungsprojektes zur Zufriedenheit von Adressat:innen mit dem Streetworkangebot in Oberösterreich. Dabei wurden Determinanten dargestellt, die sich für den Zugang zum Feld (Getting-On) bzw. die Akzeptanz im Feld (Getting-In) als zentral erwiesen haben. Im Besonderen wurde der Frage nachgegangen, wie Kompetenzen von Sozialforschung und Streetwork gebündelt werden können, damit der Zugang von Sozialforscher:innen zu schwierig erreichbaren Jugendlichen im Handlungsfeld Streetwork gelingen kann und damit die Motivation und Bereitschaft zur Teilnahme an einer Face-to-face-Fragebogenerhebung gesteigert werden kann.

Wie in der Literatur beschrieben (siehe u.a. Knoblauch/Vollmer 2022), wurde von Beginn an und während des gesamten Studienverlaufs auf eine enge Verzahnung von Sozialforschung und Handlungsfeld auf unterschiedlichen Ebenen geachtet. Zu Beginn wurde bereits bei der Projektplanung ein Expert:innenbeirat mitkonzipiert, der eine Schnittstelle zum Handlungsfeld darstellt. Mit diesem Fachbeirat, dessen Mitglieder allesamt über Erfahrungen in der Streetwork verfügen, wurden in mehreren Arbeitssitzungen strategische Fragen für den Zugang zum Feld besprochen, aber auch im Vorfeld die Erhebungsinstrumente und das Verhalten der Sozialforscher:innen reflektiert. Synergien wurden dabei insofern genutzt, als einzelne Mitglieder des Expert:innenbeirates auch dem Qualitätszirkel der Streetwork OÖ angehören. In diesen wiederum sind neben den aktiv im Handlungsfeld Streetwork Tätigen auch die vier in OÖ verankerten Streetwork-Trägerorganisationen eingebunden, wodurch diese Informationen zum Projektverlauf erhalten haben.

Zusätzlich zu diesen Schnittstellen auf der strukturell-institutionellen Ebene wurde auf eine Kooperation mit den involvierten Streetwork-Projektstellen und deren Mitarbeiter:innen gesetzt. Dabei wurde zunächst in einem Informationstreffen mit den Projektstellen im Vorfeld der ersten Feldphase versucht, Vertrauen aufzubauen bzw. allfällige Skepsis gegenüber der geplanten Studie abzubauen. Während des gesamten Projektverlaufs wurden zudem und jeweils vor dem Eintritt ins Feld (vor den Beobachtungstagen sowie vor der Fragebogenerhebung) vertrauensbildende

Informationstreffen mit den Projektstellen-Leiter:innen durchgeführt, an denen jeweils auch eine Vertreterin des Qualitätszirkels teilgenommen hat. Bei diesen Treffen wurde besprochen, welche Erwartungen seitens der Sozialforscherinnen bestehen und wie sie von den Streetworker:innen im Feld unterstützt werden können.

Als Moderatorinnen und Interviewer:innen wurden ausschließlich Personen für die Forschungsarbeit im Feld eingebunden, die zum einen über Praxiserfahrungen in der Sozialpädagogik oder Streetwork verfügen und zum anderen mit den Grundprinzipien der empirischen Sozialforschung vertraut sind. Vorhandene Basiskompetenzen im Bereich der Datenerhebung wurden in gesonderten Beobachterinnen- und Interviewer:innenschulungen und mit Blick auf die Herausforderungen in diesem spezifischen Handlungsfeld vertieft. Mögliche Interrollenkonflikte wurden von den Moderatorinnen in den dichten Beschreibungen und gesondert in Gesprächen mit dem Kernforschungsteam reflektiert.

Der Dialog zwischen Sozialforschung und Streetwork wurde auch am Ende des Projektes – nach Abschluss der Analyse und vor der Finalisierung des Ergebnisberichtes – gesucht. So wurden die Ergebnisse vom Sozialforschungsteam präsentiert und im Rahmen eines Workshops reflektiert. Insgesamt wurde im vorliegenden Projekt auf eine enge Kooperation von Sozialforschung und Streetwork auf mehreren Ebenen und während des gesamten Projektverlaufs geachtet. Ziele, Anliegen und Design der Studie wurden den Akteur:innen im Handlungsfeld kommuniziert. Großes Augenmerk wurde darauf gelegt, dass das empirische Vorgehen von den Verantwortlichen der Streetwork partizipativ mitgetragen wird.

Die Erkenntnisse aus dieser empirisch-explorativ angelegten Studie verweisen darauf, dass sich die enge Kooperation von Sozialforschung und Streetwork bewährt hat und dass sich multiple Rollenerfahrungen und Kenntnisse der Sozialforscherinnen als vorteilhaft erwiesen haben. Auch wurde die hohe Bedeutung eines gezielt vorbereiteten Zugangs zum Feld deutlich – insbesondere für Forschungen mit Hard-to-reach-Personen. Dabei sollte zu Beginn der Forschung reflektiert werden, welche qualitativen und ethnografisch orientierten Methoden auch angesichts einer begrenzten Projektdauer bzw. des begrenzten Forschungsbudgets integriert werden können, um die Bereitschaft der Zielgruppe zur Teilnahme zu erhöhen (vgl. Knoblauch/Vollmer 2022; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2022). Gatekeeping-Personen, die den Zugang ins Feld erleichtern oder erschweren können, kommt dabei eine zentrale Rolle zu. Forschende müssen sich klar darüber sein und transparent kommunizieren, welche Form von Unterstützung und Kooperation sie von den Akteur:innen im Feld erwarten bzw. welche sie brauchen, beispielsweise Einblick in die Arbeitsabläufe, Unterstützung bei der Akquise, bei der Motivation und dem Zugang zur Zielgruppe oder auch feldinterne Informationen. Wenn es gelingt, Vertrauen zu Gatekeeping-Personen aufzubauen, können Forschende indirekt von

deren bereits länger bestehenden und stabilen Beziehungen zur Zielgruppe profitieren und einen Vertrauensvorschuss genießen, der sich positiv auf den Zugang und die Teilnahmebereitschaft der Zielgruppe auswirkt.

Diese Erkenntnisse verstehen sich als Erfahrungen eines explorativen Studiendesigns, das auf bisherigen Forschungen (u.a. Mayrhofer 2017) aufbaut. Neben zahlreichen Erkenntnissen für weiterführende Forschungen sind mit dem gewählten Vorgehen mehrere Limitationen verbunden. Die aktive Einbettung der Gatekeeping-Personen führte zwar, wie intendiert, zu einer hohen Teilnahmebereitschaft der Adressat:innen in Feldphase C (der Befragung mittels Fragebogen). Das bedeutet jedoch auch, dass jene Adressat:innen, zu denen noch keine Arbeits- und Vertrauensbeziehung aufgebaut werden konnte, auch in der Befragung (vermutlich) nicht erreicht wurden. Ob die in dieser Studie hohe Teilnahmebereitschaft der Zielgruppe bei der Fragebogenerhebung kausal mit der vorgelagerten qualitativen Erhebungsphase und/oder den multidisziplinären Rollenerfahrungen der Sozialforscherinnen zusammenhängt, muss in weiterführenden Forschungen mittels experimenteller Studiendesigns geprüft werden.

Verweise

ⁱ Bei den sogenannten Moderator:innen, die die Beobachtungen im Feld und – zusammen mit insgesamt neun Interviewer:innen – die Face-to-face-Befragungen durchführten, handelte es sich ausschließlich um weibliche Personen. Aus diesem Grund wird im vorliegenden Artikel die weibliche Form verwendet.

ⁱⁱ Streetwork in Oberösterreich wird im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe über vier Trägerorganisationen betrieben: Verein I.S.I. – Initiativen für soziale Integration, Verein Jugend und Freizeit, Bildungszentrum Salzkammergut, Magistrat der Stadt Wels (vgl. Amt der OÖ. Landesregierung 2023).

ⁱⁱⁱ Bei dem Team der Sozialforscherinnen handelte es sich um eine Kooperation des Instituts von P und P Sozialforschung (Freistadt), der Fachhochschule Oberösterreich (Linz) und der Johannes Kepler Universität (Linz). Auch die Sozialforscher:innen waren allesamt weiblich, weshalb in weiterer Folge von Sozialforscherinnen die Rede ist.

^{iv} Der Klammerausdruck bezeichnet die Projektstelle, den Beobachtungstag und die Seite in den dichten Beschreibungen im Beobachtungsprotokoll, auf die sich die jeweilige Aussage der Beobachterin bezieht.

Literaturverzeichnis

Amt der OÖ. Landesregierung (2018): Qualitätshandbuch Streetwork Oberösterreich. Linz.

Amt der OÖ. Landesregierung (2023): Kinder- und Jugendschutz-Landesrat Michael Lindner: 2,2 Millionen Euro für Streetwork in Oö, <https://www.land-oberoesterreich.gv.at/519230.html> (25.02.2025).

Andersson, Björn (2013): Finding ways to the hard to reach—considerations on the content and concept of outreach work. In: *European Journal of Social Work*, 16(2), S. 171–186.

Beuschel, Alexander/Pahrmann, Christian (2023): Haltung im Streetwork – Streetwork als Haltung. In: Borstel, Dierk/Brückmann, Jennifer/Nübold, Laura/Pütter, Bastian/Sonnenberg, Tim. (Hg.): *Handbuch Wohnungs- und Obdachlosigkeit*. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-35279-0_72-1

Birkholz, Sina/Bochmann, Annett/Schank, Jan (2020): Ethnografie und Teilnehmende Beobachtung. In: Wagemann, Claudius/Goerres, Achim/Siewert, Markus B. (Hg.): *Handbuch Methoden der Politikwissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 325–350.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: utb.

Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (Hg.) (2020): *Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum*. Wiesbaden: Springer VS.

Eisenmann, Martin (2023): Konzeptrahmen: Erfahrungswissen als Grundlage individuellen und organisationalen Arbeitshandelns in unterschiedlichen Arbeitsstrukturen. In: Eisenmann, Martin (Hg.): *Soziotechnische Optimierungs- und Anpassungsfaktoren im Arbeitssystem Smart Maintenance*. Wiesbaden: Springer VS, S. 55–82. https://doi.org/10.1007/978-3-658-41135-0_3

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2009): *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Stuttgart: utb.

Galuske, Michael (2013): *Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. 10., von Karin Bock und Jessica Fernandez Martinez bearb. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

Gillich, Stefan (Hg.) (2007): *Streetwork konkret: Standards und Qualitätsentwicklung*. Gelnhausen: TRIGA Der Verlag. <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-89774-542-1> (19.02.2024).

Grymonprez, Hans/Roose, Rudi/Roets, Griet (2017): Outreach social work: from managing access to practices of accessibility. In: European Journal of Social Work, 20(4), S. 461–471.

Gusy, Bernhard (2024): Streetwork/Aufsuchende soziale Arbeit. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden. <https://10.17623/BZGA:Q4-i1117-3.0>

Höllmüller, Herbert (2022): Hard-to-reach. socialnet Lexikon. <https://www.socialnet.de/lexikon/Hard-to-reach> (11.06.2024).

Knoblauch, Hubert/Vollmer, Theresa (2022): Ethnographie. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 659–676.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz.

Mayrhofer, Hemma (Hg.) (2017): Wirkungsevaluation mobiler Jugendarbeit: Methodische Zugänge und empirische Ergebnisse. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.

Mayring, Phillip/Fenzl, Thomas (2014): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 543–558.

Pöschko, Heidemarie/Laudacher, Iris/Beham-Rabanser, Martina/Wetzelhütter, Daniela (2024): Streetwork in Oberösterreich. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Freistadt/Linz.

Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2022): Forschungsdesigns für die qualitative Sozialforschung. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 123–142.

Rauwerdink-Nijland, Evelien/van den Dries, Linda/ Metz, Judith/Verhoeff, Arnoud/Wolf, Judith (2024): The working relationship between people in marginalised situations and street outreach workers. In: Journal of Community & Applied Social Psychology, 34(2). <https://doi-org/10.1002/casp.2778>

Steinke, Ines (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt, S. 319–331.

Szeintuch, Shumlik (2015): Street Work and Outreach: A Social Work Method? In: British Journal of Social Work, 45(2), S. 1923–1934.

Wacquant, Loic (2010): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK.

Wissemann, Mathis (2006): Wirksames Coaching: Eine Anleitung. Bern: Hans Huber.

Wolff, Stephan (2013): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt, S. 334–339.

Über die Autorinnen

Martina Beham-Rabanser

martina.beham-rabanser@jku.at

Martina Beham-Rabanser ist Familiensoziologin an der Johannes-Kepler-Universität Linz, Abteilung für Empirische Sozialforschung. Zu ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten gehören u.a. Werte und Wandel von Familie; Elternschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Aktuelle Forschungsarbeiten befassen sich mit den Ursachen und Folgen von Diskriminierung.

Daniela Wetzelhütter

daniela.wetzelhuetter@fh-linz.at

Daniela Wetzelhütter ist Lehrgangsleiterin des FH-Lehrgangs Akademische*r Sozialpädagogische*r Fachbetreuer*in und Professorin für Empirische Sozialforschung an der Fakultät für Medizintechnik und Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Oberösterreich. Zu ihren Arbeits- und Forschungsschwerpunkten gehören u.a. die Partizipations- und Werteforschung im (Hoch-) Schulbereich und die Anwendung empirischer Forschungsmethoden.

Heidemarie Pöschko

office@PundPsozialforschung.at

Heidemarie Pöschko ist Gründerin (2004) und Geschäftsführerin des Instituts P und P Sozialforschung (Pöschko und Partner:innen) in Freistadt/OÖ. Die Schwerpunkte ihrer Forschungsprojekte im Auftrag öffentlicher Organisationen und Unternehmen liegen u.a. in den Bereichen Bildung, Soziales, Regionalentwicklung und Genderforschung.

Hard-To-Reach or No Access?

Queer, obdachlos und abgewiesen Die Wohnungslosenhilfe als Gatekeeperin

Sarah Wallraff

Sarah Wallraff. Queer, obdachlos und abgewiesen. Die Wohnungslosenhilfe als Gatekeeperin. *soziales_kapital*, Bd. 30 (2025). Rubrik: Thema. Wien.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/839/1578>

Zusammenfassung

Queere Personen sind in einem überdurchschnittlichen Maß von Wohnungslosigkeit betroffen. Zugleich werden sie von der Wohnungslosenhilfe nicht ausreichend unterstützt und sind hier mit strukturellen Hürden, Diskriminierung und einem Mangel an queerspezifischem Wissen konfrontiert. Dieser Beitrag analysiert, inwiefern das Unterstützungssystem queere – und insbesondere ti*n – Personen exkludiert. Er plädiert für umfassende Verbesserungen auf programmatischer, einrichtungsbezogener und konzeptioneller Ebene, um Zugänge zu erleichtern, Schutzräume zu schaffen und diskriminierungsfreie, inklusive Strukturen zu etablieren. Im Mittelpunkt der Argumentation stehen die Erkenntnisse aus dem Positionspapier *Queering der Wohnungslosenhilfe* der AG Queere WWH.

Schlagworte: obdachlos, Wohnungslosenhilfe, LGBTIQNA+, queerfeindlich, transfeindlich, Diskriminierung, queerspezifisch

Abstract

Queer people are disproportionately affected by homelessness. Concurrently, they frequently lack adequate support from homelessness services and encounter structural impediments, including discrimination and a lack of queer-specific knowledge. This article examines the extent to which the support system excludes queer – particularly ti*n – individuals and advocates for comprehensive improvements at the programmatic, institutional, and conceptual levels. The objective of this initiative is threefold: to enhance accessibility, to create safer spaces, and to establish inclusive, non-discriminatory structures. The article is based on the findings presented in the position paper *Queering der Wohnungslosenhilfe* by the AG Queere WWH.

Keywords: homeless, homeless sector, LGBTIQNA+, queerphobia, transphobia, discrimination, queer

1 Einleitung

In Gesprächen mit Kolleg*innen und Entscheidungstragenden ist hinsichtlich des Ausbaus und der Schaffung queerspezifischer Angebote in der Wohnungslosenhilfe immer wieder zu hören, dass die bestehenden Einrichtungen in Österreich ohnehin „offen für alle sind“, dass „alle gleich behandelt werden“ und dass „Menschen so akzeptiert werden, wie sie sind“. Oberflächlich betrachtet ist dieser gute Wille durchaus löblich, das dahinterstehende Denken ist jedoch verkürzt: Es basiert auf der Verwechslung von Gleichberechtigung (*equality*) und Gerechtigkeit (*equity*). Erstere bedeutet, dass alle ungeachtet bestehender Unterschiede gleich behandelt werden. Die bloße Toleranz gegenüber Verschiedenheit reicht jedoch nicht aus, um wirksam zu helfen (vgl. Gaetz 2017: 313): „In einer heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft, in der Trans- und Queerfeindlichkeit weit verbreitet sind, genügt es nicht, dass LGBTI*QNA+ Personen in bestehenden Einrichtungen bloß geduldet werden.“ (AG Queere WWH 2024: 8) Gerechtigkeit geht daher über den Anspruch hinaus, alle gleich zu behandeln, und bezieht sich auf den Grundsatz der Fairness. Gerechtigkeit bedeutet demnach, die unterschiedlichen Grundvoraussetzungen von Menschen – ihre Privilegien und Diskriminierungserfahrungen – anzuerkennen und dafür zu sorgen, dass ihre Bedürfnisse entsprechend ihren spezifischen Erfahrungen und Umständen erfüllt werden. Gerechtigkeit erkennt also auch an, dass strukturelle Faktoren wie Rassismus, Sexismus, Queer- und Transfeindlichkeit existieren und zusätzliche Herausforderungen für die Betroffenen schaffen. Das bedeutet, dass im Sinne des Strebens nach Gerechtigkeit keine adäquate und effektive Unterstützung queerer Personen im Wohnungslosenbereich möglich ist, ohne deren erhöhte Vulnerabilität sowie deren spezifische Bedarfe zu berücksichtigen (vgl. Gaetz 2017: 313). Die queere Community ist dabei keine homogene Gruppe, da natürlich auch queere Personen unterschiedliche Erfahrungen machen und verschiedene Bedürfnisse haben (vgl. AG Queere WWH 2024: 7).

Bisher gibt es keine Statistiken und kaum empirische Studien zu queeren obdach- und wohnungslosen Personen im deutschsprachigen Raum, weshalb ich mich in diesem Beitrag in erster Linie auf Publikationen aus dem anglo-amerikanischen Raum, Kanada und anderen europäischen Ländern stütze. Ein großer Teil der aktuellen Forschungsarbeiten konzentriert sich vorrangig auf obdach- und wohnungslose Jugendliche oder junge Erwachsene (vgl. Habringer/Wild/Bischelsrieder/Scharf 2023: 9). In diesem Beitrag beziehe ich darüber hinaus Fachliteratur ein, die Personen aller Altersgruppen in den Blick nimmt. Grundsätzlich sind die Problemlagen international ähnlich gelagert und Lösungsansätze lassen sich an vielen Stellen auf die Wohnungslosenhilfe in Österreich übertragen. Studienübergreifend zeigt sich, dass queere – insbesondere trans, inter* und nicht-binäre – Personen überproportional häufig von Obdach- und Wohnungslosigkeit betroffen und als besonders vulnerabel anzusehen sind. Zu diesem Ergebnis kommt etwa die kürzlich veröffentlichte

Studie *Wohnungs- und Obdachlosigkeit von LSBTIQ+ Personen in Berlin* (vgl. SenASGIVA 2024: 1, 21) und die Befragung der *Europäischen Region der International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association* (ILGA-Europe) aus dem Jahr 2019. Letztere erhob, dass insgesamt 17% der LGBTIQNA+ Personen und dabei 34% der inter* Personen, 26% der trans Frauen, 25% der trans Männer sowie 26% der nicht-binären Personen in Europa wohnungslos waren oder sind (vgl. FEANTSA/ILGA-Europe 2023: 3). Ebenso schätzt die *European Federation of National Organizations working with the Homeless* (FEANTSA), dass 0,2% der EU-Bevölkerung im Jahr 2023 entweder im Freien oder in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe lebte, während dies für 3,1% der queeren Personen zutraf (vgl. FEANTSA 2024: 2). Der *Forschungsbericht LGBTIQ+ in der (niederschwelligen) Wiener Wohnungslosenhilfe* schätzt die Zahl obdach- oder wohnungsloser LGBTIQNA+ Personen in Wien auf maximal 50 Personen (vgl. Habringer et al. 2023: 13). Rechnerisch und aufgrund der Arbeits-Erfahrung in der Wiener Wohnungslosenhilfe geht die AG Queere WWH jedoch davon aus, dass mehr als 14 Mal so viele obdach- und wohnungslose queere Personen in Wien leben (vgl. AG Queere WWH 2024: 6).

Diese Zahlen sprechen für sich und verdeutlichen die Prekarität queerer Personen. Zugleich nimmt die Diskriminierung und Gewalt gegenüber Queers weltweit zu, Europa wird zu einem immer gefährlicheren Ort für queere und insbesondere ti*n Personen (vgl. FRA 2024: 1). 2022 war mit steigenden Angriffen, Morden und zwei Terroranschlägen auf die LGBTIQNA+ Community für diese das Gewalt-intensivste Jahr in Europa seit über einem Jahrzehnt. In Österreich sind die Hassverbrechen gegenüber LGBTIQNA+ Personen 2023 um 20% gestiegen (vgl. BMI 2024: 89) und auch das Jahr 2025, in dem hierzulande ein Netzwerk der rechtsradikalen Szene aufgedeckt wurde, das wohl monatelang queerfeindlich motivierte körperliche Angriffe auf zahlreiche Personen verübt hat,ⁱ verheißt nichts Gutes (vgl. DÖW 2025). All das geschieht nicht in einem Vakuum. Solche Angriffe werden durch zunehmende Hassreden und das Erstarken der Rechten in Europa genährt und schaffen ein immer feindlicheres Klima für queere Personen. Als Folge verschlechtert sich auch die sozioökonomische Situation dieser Personengruppe, insbesondere durch Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, finanzielle Unsicherheiten und die erhöhte Wahrscheinlichkeit, obdachlos zu werden (vgl. Stakelum 2023: 3).

Trotz dieser negativen Entwicklungen rücken queere Lebenswelten verstärkt in den Fokus öffentlicher Debatten und gewinnen an Bedeutung im internationalen wissenschaftlichen Diskurs sowie in der Forschung. Immer mehr Länder setzen Angebote für die Zielgruppe und orientieren sich dabei an europäischen und globalen Entwicklungen (vgl. ebd.). In Österreich sind queerspezifische Angebote in der Wohnungslosenhilfe im Vergleich zu Ländern wie Kanada, Italien oder Frankreich noch kaum etabliert. Trotz offenkundigem Bedarf fehlen hier praktische Schritte zur

adäquaten Versorgung und es gibt bisher wenige konkrete Verbesserungen (vgl. Verband Wiener Wohnungslosenhilfe 2023: 29).

Die Unterstützungsangebote der Wohnungslosenhilfe in Österreich reichen von sehr niederschwelligen kurzfristigen Angeboten, wie Notschlafstellen, über langfristige, aber befristete Unterbringungen, wie etwa in Chancenhäusern, bis hin zu dauerhaftem Wohnen durch Mobil betreutes Wohnen und Housing First. Letztere sind jedoch an Voraussetzungen wie den Anspruch auf Sozialleistungen und Perspektiven geknüpft, weshalb viele Personen keinen Zugang dazu haben. Innerhalb der Wohnungslosenhilfe in Österreich existieren einige wenige Einrichtungen, die offiziell oder inoffiziell als queersensibel und/oder offen für ti*n Personen gelten, der Großteil blendet die Existenz queerer Klient*innen und deren Bedarfe jedoch weitgehend aus. So gibt es – abgesehen von der *Queer Base*, die jedoch ausschließlich geflüchteten queeren Personen zugänglich ist – derzeit keine einzige queerspezifische Wohnungsloseneinrichtung in Österreich – weder im Beratungskontext noch als Unterkunft.

2 Arbeitsgruppe Queere Wiener Wohnungslosenhilfe

Die Notwendigkeit einer fachlichen Ausrichtung auf diese spezifische Zielgruppe zeigt sich sehr deutlich in der täglichen Praxis als Basismitarbeitende im Wohnungslosenbereich, aber auch mit Blick auf wissenschaftliche Publikationen. Die bestehende Versorgungslücke innerhalb der Wohnungslosenhilfe wird ebenfalls im Positionspapier *Queering der Wohnungslosenhilfe* der AG *Queere WWH* betont, das 2024 veröffentlicht wurde. Die AG *Queere WWH* – deren Teil ich bin – entstand aus der *LGBTIQA+ Vernetzung* der Wiener Wohnungslosenhilfe. Diese Vernetzung formte sich vor vier Jahren, um einen Austausch zwischen Basismitarbeitenden der Wiener Wohnungslosenhilfe über queere Wohnungslosigkeit zu ermöglichen. In diesem Rahmen hat sich die AG *Queere WWH* zusammengefunden, um die Aufmerksamkeit auf die Bedarfe queerer obdach- und wohnungsloser Personen zu lenken und um die Wohnungslosenhilfe auf allen Ebenen dahingehend zu verändern. Unser Wissen basiert auf praktischer Erfahrung in der Arbeit mit Klient*innen und vertiefte sich durch die theoretische Auseinandersetzung mit bestehenden Texten und Theorien. Wir alle definieren uns als queer und Allies (vgl. AG *Queere WWH* 2024: 5).

Das Positionspapier dient als schriftliche Grundlage, um im fachlichen Diskurs ernst genommen zu werden sowie Forderungen an Träger, Fördergebende und Politik zu stellen. Es gibt Mitarbeitenden im Wohnungslosenbereich zudem eine Wissenssammlung und konkrete Empfehlungen an die Hand, mit denen sie Einrichtungen queerfreundlicher gestalten können. Durch die Breite der Forderungen und die Vielzahl der behandelten Themen, die zum Teil auch über die Wohnungslosenhilfe hinausgehen, bietet das Positionspapier auch wichtige Impulse

für andere Handlungsfelder der Sozialen Arbeit (vgl. obds 2024). Seit der Veröffentlichung des Positionspapiers wurde dieses von großen Teilen der Wiener Wohnungslosenhilfe wahrgenommen und Elemente davon wurden umgesetzt. Durch Interviews, Vorträge, Workshops und Gespräche mit Entscheidungstragenden sowie alternative Methoden in Form von Bündnissen in der linken Szene, Social-Media-Präsenz und eine Sticker-Aktion gelingt es uns, unseren Anliegen auch über die Wohnungslosenhilfe hinaus Gehör zu verschaffen.

3 Queer und abgewiesen

In dieser Ausgabe von *soziales_kapital* geht es um die Frage: „Hard-to-reach or no access?“ Doch was bedeutet das teils inflationär verwendete Label hard-to-reach überhaupt? Bei der Auseinandersetzung mit Hard-to-reach-Klient*innen geht es oft um die vermeintliche Schwierigkeit, mit diesen zu arbeiten. Dieser Fokus vermittelt jedoch den Eindruck, dass etwas mit den Betroffenen nicht stimmt, weshalb ihnen ein negatives Bild anhaftet. Allgemein und insbesondere in Bezug auf queere Klient*innen liegen die Schwierigkeiten aber zumeist nicht an den betroffenen Individuen, sondern im defizitären und diskriminierenden Unterstützungssystem: Sie sind nicht hard-to-reach, sondern ihnen wird vielfach schlichtweg der Zugang zu Unterstützung verwehrt. Nicht die Klient*innen sind also schwer zu erreichen, sondern die Wohnungslosenhilfe selbst. Dies muss festgehalten werden, um eine folgenschwere Verschiebung der Verantwortung zu vermeiden. Denn am Ende des Tages tragen wir Mitarbeitenden der Wohnungslosenhilfe und vor allem auch Träger, Fördergebende und Politik die Verantwortung für eine adäquate Unterstützung der Betroffenen (vgl. Mayrhofer 2012: 153).

3.1 Fehlende queerspezifische Angebote

Die Wohnungslosenhilfe in Wien – insbesondere im Bereich niederschwelliger Angebote – ist in der Regel binär organisiert: Es gibt getrennte Räume für Frauen und für Männer. Schon die Nichtexistenz von Räumen für Personen, die aus der normativen Zweigeschlechtlichkeit fallen, ist per se exkludierend. Denn damit haben ti*n Personen oft keinen Zugang zu Unterstützung und Unterkünften (vgl. AG Queere WWH 2024: 11).

Auch wenn viele Mitarbeitende der Wiener Wohnungslosenhilfe versuchen, Ausnahmen und Zwischenräume für ti*n Personen zu schaffen, ist es de facto meist so, dass Betroffene sich entscheiden müssen, ob sie einen „Männerplatz“ oder einen „Frauenplatz“ wollen. Häufig werden sie auch von Einrichtungen abgewiesen, weil bspw. ihr Erscheinungsbild als ‚nicht weiblich genug‘ für die Unterbringung in einer Frauennotschlafstelle angesehen wird. Oft besteht die unterschwellige und manchmal auch ausdrückliche Erwartung, dass eine Person ‚wie eine Frau aussehen‘ und sich

‚weiblich‘ verhalten muss, um ein frauenspezifisches Angebot in Anspruch nehmen zu können (vgl. Asmussen 2023: 22). Was Frau-Sein und Weiblichkeit bedeutet, das unterliegt dabei der subjektiven Einschätzung der Diensthabenden. Eine betroffene trans Frau in Deutschland sagt dazu: „Wenn du es schaffst, in den Frauenbereich zu kommen, hast du den Schutz, wenn nicht, hast du halt Pech gehabt. Frauenräume sind gleichzeitig Schutz und Ausgrenzung.“ (BAG Wohnungslosenhilfe 2021: 2)

Wenn Menschen nicht den gesetzten Normen entsprechen, kann es also zu Abweisung und Exklusion in der Wohnungslosenhilfe kommen. Hetero- und Cisnormativität in Kombination mit Diskriminierungserfahrungen und dem daraus resultierenden Misstrauen führen dazu, dass Betroffene zögern, Unterstützung durch das Sozialsystem in Anspruch zu nehmen. Queere Personen nehmen schnell wahr, ob ihre Abweichung von den bestehenden Geschlechts- und Sexualitätsnormen in einer Einrichtung als irritierend, abnorm oder unverständlich wahrgenommen wird (vgl. Asmussen 2023: 19).

3.2 Unverständnis und fehlendes Wissen

Der beschriebene willkürliche Umgang mit ti*n Personen hängt stark mit mangelndem Wissen und Verständnis für diese Zielgruppe zusammen. Basismitarbeitende verfügen oftmals nicht über die Fähigkeit und Kompetenz, mit Klient*innen über Thematiken wie sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität, Geschlechtsmerkmale und Geschlechtsausdruck zu sprechen (vgl. FEANTSA 2023: 16). Sie sind „häufig entweder nicht geschult, nicht bereit oder nicht in der Lage dazu, Diskriminierungen zu unterbinden. Die spezifische, vulnerable Situation der LSBTIQ+ Personen wird in solchen Unterkünften häufig nicht gesehen oder ignoriert“ (SenASGIVA 2024: 80).

Das unzureichende Wissen der Mitarbeitenden führt bei Betroffenen zu Ängsten vor Fehlinformationen, mangelnder Sensibilität und Fremd- oder Zwangsoutings. Zudem führen die Wissenslücken dazu, dass die Bedarfe queerer Klient*innen ausgeblendet und in Folge keine adäquaten Lösungen für deren weitere Versorgung, Unterbringung und Beratung gefunden werden. Queere Nutzer*innen werden somit unsichtbar gemacht und verlassen Wohnungsloseneinrichtungen oft schnell wieder, da sie sich unverstanden und zurückgewiesen fühlen oder aus diesen verdrängt werden. Als Konsequenz gehen sie besonders häufig Abhängigkeitsverhältnisse oder prekäre Wohnverhältnisse ein, um Diskriminierung und Gewalt in den Einrichtungen zu entgehen (vgl. Bauer/Pyne/Francino/Hammond 2013: 43; Asmussen 2023: 21).

Fehlendes Wissen kann außerdem dazu führen, dass Betroffenen entscheidende Chancen verwehrt werden. In Bezug auf die Wiener Wohnungslosenhilfe lässt sich sagen, dass Zugänge stark vom Wissen und dem sozialen Netz der zuständigen Mitarbeitenden abhängen. So gibt es unserer Erfahrung als AG *Queere WWH* nach genug Sozialarbeitende, die nicht über die wenigen

Plätze, die für ti*n Personen vorgesehen sind, informiert sind. Dies liegt zum Teil auch an fehlender Transparenz der bestehenden Angebote, bspw. werden die fünf ti*n Plätze, die seit letztem Jahr in den Chancenhäusern existieren, nicht wie der Rest der Chancenhaus-Plätze im Reservierungs-Tool angezeigt. Zusätzlich gibt es auch viele informelle Lösungen, die teils über persönliche Kontakte laufen und die nur von informierten Sozialarbeitenden angefragt werden können.

Die gleiche Problematik besteht, wenn es um die Vermittlung von anderen Angeboten geht. So gab es kürzlich eine entscheidende Änderung bei der Zuweisung geförderter betreuter Wohnplätze vom *Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe* (bzWo) in Wien. Ti*n Personen werden nun – ähnlich wie cis Frauen – automatisch vorgereiht und auf die Akut-Warteliste gesetzt (vgl. AG Queere WWH: 43). Außerdem wird bei bzWo-Anträgen auch die Zugehörigkeit zu weiteren Identitätskategorien des LGBTI*QNA+ Spektrums berücksichtigt, wobei erhöhte Vulnerabilität aufgrund der sexuellen Orientierung nach Prüfung zu einem Vorzug führen kann. Die Bewertung der Mitarbeitenden beim bzWO beruht allerdings größtenteils auf den Informationen, die sie von den antragstellenden Einrichtungen über den*die Nutzer*in erhalten. Hier gibt es wiederum genug Sozialarbeitende, die nichts von der ti*n Vorreihung wissen und dieses Kriterium daher nicht (ausreichend) im bzWO-Antrag ausführen.

Queerspezifisches Wissen ist ebenso entscheidend, wenn es um die Vermittlung von medizinischen und psychologischen Angeboten geht. Wohnungs- und obdachlose Klient*innen haben grundsätzlich nur Zugang zu *gender affirming care*,ⁱⁱ wenn sie versichert sind, und sind außerdem oft abhängig vom Wissen und Bemühen des*r zuständigen Sozialarbeitenden, sie auf diesem komplizierten und bürokratischen Weg (Personenstandsänderung, therapeutischer und diagnostischer Prozess etc.) zu begleiten.

3.3 Mangelnde Erfassungsmöglichkeiten

Mangelnde Datenerfassungsmöglichkeiten können ein Grund für die Verwehrung von Zugang zum Unterstützungssystem für queere obdach- und wohnungslose Personen sein. Wenn eine Institution keine oder ungenaue Daten über die sexuelle oder Geschlechtsidentität erhebt, kann dies als „institutional erasure“ (Abramovich 2016: 88) bezeichnet werden, also die institutionelle Auslöschung von queeren Personen durch Maßnahmen und Praktiken, denen heteronormative und cisnormative Annahmen zugrunde liegen. Das ist unter anderem der Fall, wenn auf Formularen ausschließlich „männlich“ oder „weiblich“ auszuwählen ist und es kein entsprechendes Datenerfassungssystem gibt, in dem LGBTI*QNA+ Personen aufscheinen. Auf die Frage, wie viele queere Personen bei ihnen aufgetaucht sind, wissen Mitarbeitende in Institutionen der Wohnungslosenhilfe dann entweder keine Antwort oder sagen sogar aktiv, dass es bei ihnen keine queeren obdach- und

wohnungslosen Personen gibt (vgl. FEANTSA/ILGA-Europe/True Colours United/Council of Europe 2019: 16). Dies ist auch in den meisten Wohnungsloseneinrichtungen in Wien der Fall. In der Praxis führt das sogar zu Problemen bei der Reservierung von passenden Notschlafplätzen und dazu, dass queere Personen und ihre Bedürfnisse ignoriert und unsichtbar gemacht werden.

3.4 Diskriminierung und Gewalt in Wohnungsloseneinrichtungen

Diskriminierung und Gewalt innerhalb der Wohnungslosenhilfe stellen große Hindernisse beim Zugang dar. Laut der kürzlich veröffentlichten Studie *Wohnungs- und Obdachlosigkeit von LSBTIQ+ Personen in Berlin* geben 49% der 179 befragten Personen an, dass in Angeboten der Berliner Wohnungslosenhilfe Bezeichnungen wie schwul, lesbisch und trans auf negative Weise verwendet wurden, bspw. durch Aussprüche wie „schwule Sau“, „Kampflesbe“, „Transe“ oder „Tunte“. 35% berichten von gezielten Beschimpfungen von (vermuteten) queeren Personen, ebenso viele haben andere Arten von Diskriminierung gegenüber queeren Personen mitbekommen. 9% haben körperliche Gewalt und 7% sexualisierte Gewalt gegenüber queeren Personen erlebt (vgl. SenASGIVA 2024: 41). Aufgrund dieser Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen nehmen queere Personen selten die Angebote der Wohnungslosenhilfe in Anspruch, wobei insbesondere ti*n Personen aus Scham und Angst vor Übergriffen und Diskriminierung abgehalten werden (vgl. ebd.: 53; BAG Wohnungslosenhilfe 2021: 2, 6). Diese negativen Erfahrungen sind nicht auf Berlin beschränkt, denn Betroffene in Wien haben in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe ähnliches erfahren und auch Untersuchungen aus Irland, Dänemark, Frankreich, dem Vereinigten Königreich, Kanada und den USA zeigen immer wieder, dass LGBTIQ+ Personen Diskriminierung und Gewalt innerhalb sozialer Einrichtungen erleben (vgl. Habringer et al. 2023: 19, 21; FEANTSA 2023: 3).

Das Personal der Wohnungsloseneinrichtungen ist dabei selbst Teil des Problems. Denn neben Unverständnis und dem fehlenden Wissen über die Zielgruppe, geht zum Teil auch von Mitarbeitenden (verbale) Gewalt aus – Betroffene können Ablehnung und Feindseligkeit vonseiten des verantwortlichen Personals erfahren, obwohl dieses unterstützend zur Seite stehen sollte (vgl. SenASGIVA 2024: 80). So kommt es dazu, dass in Institutionen der Wohnungslosenhilfe Unterdrückung, Marginalisierung und soziale Ausgrenzung häufig aufrechterhalten oder sogar verstärkt werden (vgl. Abramovich 2016: 86). Betroffene Klient*innen als hard-to-reach zu bezeichnen, klingt vor diesem Hintergrund geradezu nach einer Verhöhnung. Es ist kein Wunder, dass Betroffene Wohnungsloseneinrichtungen angesichts derart schlechter Erfahrungen meiden. Und wir müssen uns vor Augen führen, was es bedeutet, wenn Personen sich auf der Straße sicherer fühlen als in einem Unterstützungssystem, das ihnen eigentlich Schutz gewähren sollte.

4 How-to-reach

Die Wohnungslosenhilfe ist für queere obdach- und wohnungslose Personen derzeit schwer erreichbar, weshalb sich die Frage nach dem how-to-reach stellt (siehe dazu: Niebauer 2015). Um dem Bedarf der Zielgruppe gerecht zu werden und eine diskriminierungssensible und inklusive Wohnungslosenhilfe zu schaffen, braucht es umfassende Veränderungen auf mehreren Ebenen: bei Einrichtungen, Trägerorganisationen und Fördergebern. Wie das in der Praxis erfolgen kann, haben wir in unserem Positionspapier *Queering der Wohnungslosenhilfe* detailliert beschrieben – die konkreten Schritte können dort nachgelesen werden. Im Folgenden möchte ich ausgewählte Maßnahmen vorstellen, welche die Schaffung von LGBTI*QNA+ inklusiven Angeboten befördern können.

4.1 Konzeptionelle und Handlungsebene

Der Umgang und das Auftreten der Mitarbeitenden spielen eine entscheidende Rolle dabei, der Zielgruppe einen leichteren Zugang und ein möglichst sicheres Ankommen zu ermöglichen. Besonders wichtig ist eine diskriminierungsfreie, einfühlsame und respektvolle Grundhaltung (vgl. Doyle 2017: 186). Maßnahmen für die Schaffung einer solchen Grundhaltung sollten bereits im Kontext der jeweiligen Ausbildung gesetzt werden. In Stellenausschreibungen sollte gezielt nach queeren oder queerfreundlichen Mitarbeitenden gesucht und deren Haltung im Onboarding abgefragt werden (vgl. AG Queere WWH 2024: 20, 24). Alle Mitarbeitenden sollten – ähnlich wie bei verpflichtenden Erste-Hilfe-Kursen – queerspezifische Schulungen durchlaufen; so kann eine diversitätssensible und diskriminierungskritische Haltung gefördert bzw. entwickelt werden. Um die erforderlichen Wissensstandards zu etablieren, ist eine Aufstockung des Fort- und Weiterbildungsbudgets für die Einrichtungen notwendig (vgl. ebd.: 24–25, 67).

Die Schaffung eines queersensiblen und diskriminierungskritischen Umfelds muss auch auf Ebene des physischen Raums umgesetzt werden. Visuelle Gestaltung und Symbole prägen Räume maßgeblich mit. Um die in der jeweiligen Einrichtung praktizierte Haltung auf einen Blick zu verdeutlichen, sollten queere Symbole, etwa Pins mit Namen und Pronomen, Pride-Sticker oder Flaggen, gut sichtbar angebracht werden. Queers, die diese Räume betreten, können sich dadurch gesehen und akzeptiert fühlen (vgl. ebd.: 20).

Träger und Einrichtungen sollten außerdem praxisnahe Leitbilder entwickeln, die vorgeben, wie Menschen innerhalb der Einrichtungen miteinander umgehen sollen. Darin muss eine klare Position gegen Diskriminierung bezogen werden. Das Leitbild sollte sich stets in der Arbeit, im Verhalten und in der Sprache der Mitarbeitenden widerspiegeln (vgl. ebd.: 19–20). Dafür braucht es auch Leitfäden für die Gesprächsführung und Dokumentation, die Orientierung und Sicherheit im Arbeitsalltag geben können. Ein Beispiel für einen hilfreichen Leitfaden ist etwa der Pronomen-

Check, bei welchem dem Gegenüber die Möglichkeit gegeben wird, die bevorzugten Pronomen anzugeben. Zudem muss sichergestellt werden, dass alle schriftlichen Unterlagen, wie Datenschutz- und Betreuungsvereinbarung, in gendersensibler Sprache verfasst sind und die Möglichkeit bieten, verschiedene oder keine Pronomen zu wählen (vgl. ebd.: 21–22).

Darüber hinaus müssen Träger Dokumentationssysteme bereitstellen, die eine genderneutrale Erfassung von Daten ermöglichen und bestenfalls die Option bieten, neben behördlichen Daten den selbstgewählten Namen und das Geschlecht anzugeben, mit dem sich die Person identifiziert (vgl. ebd.: 66). Gewählte Namen und Pronomen sollten nach Abstimmung mit der betroffenen Person im Dokumentationssystem erfasst und Team-intern weitergegeben werden, um diskriminierende Ansprachen zu vermeiden. Auch für diese Angelegenheiten sind instruierende Leitfäden hilfreich (vgl. ebd.: 22). Des Weiteren müssen Formulare- und Zuweisungsscheine so inklusiv gestaltet sein, dass sie verschiedene Geschlechtsoptionen zur Wahl stellen. Dabei ist es wichtig, dass diese Optionen freiwillig gewählt werden können, denn niemand darf verpflichtet werden, eine bestimmte Auswahl zu treffen und dadurch potentiell zwangsgeoutet zu werden (vgl. ebd.: 42–43).

Um sicherzustellen, dass queere Klient*innen in die für sie passenden Angebote – etwa mit offener und queersensibler Haltung – vermittelt werden können, ist außerdem eine klare und leicht zugängliche Übersicht über die aktuelle Angebotsstruktur der Wohnungslosenhilfe erforderlich (vgl. ebd.: 23, 69). Das Wissen über queerspezifische Angebote der Wiener Wohnungslosenhilfe wird momentan vor allem informell weitergegeben. Einrichtungen sollten ihre gelebte Aufnahmepolitik – vor allem in Bezug auf ti*n Personen – jedoch offenlegen und deutlich machen, ob bestimmte Gruppen ausgeschlossen werden, bspw. wenn eine begonnene medizinische Transition Voraussetzung für den Zugang ist (vgl. ebd.: 23).

4.2 Einrichtungs- und Angebotsebene

In Wien stehen rund 1.000 zusätzliche Notschlafplätze des sogenannten Winterpakets ausschließlich während der Wintermonate für ein halbes Jahr zur Verfügung. Die ganzjährige Öffnung der Notschlafstellen ist dringend notwendig. Vor allem für die besonders vulnerablen queeren Klient*innen sind sie unerlässlich, da sie auf ein gewisses Maß an Kontinuität und Schutz vor Stigmatisierung und Gewalt angewiesen sind. Langfristige Unterbringungen ermöglichen zudem eine fortlaufende medizinische und psychologische Betreuung, einschließlich der Unterstützung bei einer medizinischen Transition (vgl. ebd.: 44–45). Die Möglichkeit einer längeren Unterbringung braucht es auch in Chancenhäusern. Diese sind zwar im Gegensatz zu den meisten Notschlafstellen ganzjährig geöffnet, im Konzept der Chancenhäuser ist jedoch in der Regel eine dreimonatige zeitliche Befristung festgeschrieben; durch Abklärungsdruck kommt es immer wieder zu kürzeren

Aufenthalt (vgl. Diebäcker/Hierzer/Stephan/Valina 2021: 28–29).

Queere – vor allem ti*n Klient*innen – müssen zudem ein Mitspracherecht bei der Platzzuteilung in Unterbringungen bekommen. Sie dürfen nicht basierend auf ihrem äußeren Erscheinungsbild bzw. der subjektiven Einschätzung von Mitarbeitenden oder dem im Ausweis vermerkten biologischen Geschlecht automatisch einer Frauen- oder Männerunterkunft zugewiesen werden. Es sollte den Betroffenen ermöglicht werden, selbst zu entscheiden, welchem Raum sie sich zugehörig fühlen und in welchem sie sich sicherer fühlen. Es ist durchaus nachvollziehbar, dass trans Männer unter bestimmten Voraussetzungen einen Frauenplatz bevorzugen, da sie dort evtl. weniger Angst vor Übergriffen haben, ebenso wie es verständlich ist, wenn trans Frauen einen Männerplatz wählen, um Ausschluss und Diskriminierung durch cis Frauen zu entgehen. Wenn es separate Zimmer oder Bereiche für queere Personen gibt, bedeutet „Wahlmöglichkeit“ zudem, dass queere Klient*innen selbst entscheiden, ob sie diese nutzen möchten (vgl. Pyne 2011: 133; AG Queere WWH 2024: 46). In Wohnungsloseneinrichtungen werden, sofern vorhanden, Küchen sowie Sanitär- und Aufenthaltsräume mit anderen Nutzer*innen geteilt. Solche Räume der Begegnung stellen immer auch eine Gefahr für vulnerable Personengruppen dar. Es braucht deshalb eine durchdachte räumliche Aufteilung, etwa in bereits bestehenden Einrichtungen eigene Bereiche für queere und insbesondere ti*n Personen wie bspw. Gebäudeflügel oder Stockwerke (vgl. AG Queere WWH 2024: 47). Außerdem braucht es Zugang zu geschlechtsneutralen Sanitärräumen mit Privatsphäre. Duschen in Wohnungsloseneinrichtungen sind meist Gemeinschaftsduschen, die keine Privatsphäre und somit keinen Schutz bieten. Viele ti*n Personen fürchten die Sichtbarkeit, die mit dem Nacktsein in Gemeinschaftsduschen verbunden ist, da sie in derlei Räumen oft Diskriminierung oder Gewalt erlebt haben. Die Angst vor negativen Erfahrungen sorgt häufig dafür, dass Betroffene Einrichtungen meiden oder Sanitärräume nicht nutzen (vgl. Tobisch 2019: 78; AG Queere WWH 2024: 37). Aus diesem Grund sollten zumindest abschließbare Duschkabinen mit einem Umkleidebereich innerhalb der Kabine zur Verfügung stehen (vgl. Habringer et al. 2023: 29). Noch sicherer sind Einzelduschen in separaten, abschließbaren Räumen. Die meisten Wohnungsloseneinrichtungen haben außerdem geschlechtsspezifische WCs. Es ist wichtig zu prüfen, ob diese durch All-Gender-Toiletten ergänzt werden können. Für Gender-nonkonforme und nicht-binäre Menschen würde dies den Stress bei der Toilettenwahl auflösen (vgl. FEANTSA 2023: 9).

Klar ist, dass die Standards – besonders in der niederschweligen Wohnungslosenhilfe – grundsätzlich verbessert werden müssen, um den Bedürfnissen der Klient*innen gerecht zu werden. Ohne Rückzugsräume sind vor allem ti*n Personen ständigem Druck und Gefahr ausgesetzt. Zudem ist eine körperliche Transition, also die Einnahme von Hormonen oder eine geschlechtsangleichende Operation, ohne Privatraum kaum möglich. Eine Transition wird demnach meist durch die

Wohnungslosigkeit bzw. die Struktur der Einrichtungen be- und verhindert (vgl. Habringer et al. 2023: 28, 32; AG Queere WWH 2024: 31, 48). Um die Sicherheit für queere und insbesondere ti*n Personen zu erhöhen und gegebenenfalls eine medizinische Transition zu ermöglichen, sollten diesen Einzelzimmer mit eigenem Sanitärbereich zur Verfügung gestellt werden (vgl. AG Queere WWH 2024: 49).

Besser als die Unterbringung in temporären Unterkünften wie Notquartieren und Chancenhäusern ist in jedem Fall – je nach Bedarf – ein langfristiger Wohnplatz in Form eines stationär betreuten Wohnens oder dauerhaftes Wohnen in einer eigenen Wohnung durch Mobil betreutes Wohnen bzw. Housing First. Diese Wohnplätze werden in Wien vom bzWO gefördert und haben strenge Zugangsvoraussetzungen, welche die meisten obdach- und wohnungslosen Personen nicht erfüllen können. Für queere nicht-anspruchsberechtigte Personen etwa aus EU/EWR und Drittstaaten braucht es aufgrund ihrer besonderen Gefährdung die prinzipielle Möglichkeit von bzWO-Förderbewilligungen, unabhängig davon, ob sie die allgemeinen Förderkriterien erfüllen (vgl. ebd.: 44).

Des Weiteren sollten in der Wohnungslosenhilfe queerspezifische Freizeit- und Aktivierungsangebote etabliert werden. Angebote die allen – unabhängig von Gender, Sex und Begehren – offenstehen, etwa der Besuch eines queeren Museums, eines queeren Kinofilms oder einer Drag-Performance, können die Akzeptanz gegenüber der Zielgruppe fördern und Aufklärungsarbeit leisten. Daneben braucht es aber auch Angebote, die speziell für die queere Community gedacht sind, um diese zu stärken und Raum für Austausch zu schaffen. Ein Beispiel dafür können FI*NTA+ Zeiten sein, bei denen bspw. Tageszentren für einen gewissen Zeitraum ausschließlich FI*NTA+ Personen zugänglich sind (vgl. ebd.: 38–39). Darüber hinaus ist es sinnvoll, Kleiderausgaben geschlechtsneutral zu gestalten. So kann Klient*innen die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu wählen, was sie tragen möchten, unabhängig von gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen und dem binären System von sogenannter Frauen- und Männerkleidung (vgl. ebd.: 40).

4.3 Programmebene

Um positive Veränderung zu ermöglichen, ist es in einem ersten Schritt wesentlich, dass Träger und Fördergebende die Zielgruppe wahrnehmen und als besonders vulnerabel und schutzbedürftig anerkennen (vgl. ebd.: 67). Zudem ist eine klare Positionierung der Fördergebenden und Träger erforderlich, bspw. in Form eines Inclusion Statements, das Werte und Haltung definiert sowie Diskriminierungskritik und Gerechtigkeit betont (vgl. FEANTSA 2023: 9; AG Queere WWH 2024: 66–67).

Es braucht außerdem die Bereitschaft von Trägern, Konzepte zu entwickeln, in denen

LGBTI*QNA+ Personen mitgedacht werden. Fördergebende müssen die Nachfrage nach entsprechenden Plätzen ermitteln und den Ausbau bestehender sowie neuer Angebote unterstützen, etwa durch das Bereitstellen von Fördermitteln. Dabei müssen einerseits die bestehenden Angebote queersensibler und inklusiver gestaltet werden. Andererseits ist die Schaffung von dezidiert queerspezifischen Einrichtungen mit entsprechend geschulten Fachkräften dringend notwendig (vgl. AG Queere WWH 2024: 67–68; SenASGIVA 2024: 80). Aufgrund schlechter Erfahrungen haben queere obdach- und wohnungslose Personen Hemmungen, bestehende Unterstützungsangebote anzunehmen (vgl. Asmussen 2023: 23). Queerspezifische Einrichtungen können einen Safer Space schaffen, in dem es zu weniger Diskriminierung und queerfeindlichen Übergriffen durch Mitarbeitende sowie andere Klient*innen kommt (vgl. AG Queere WWH 2024: 33). Fördergebende sollten deshalb nicht nur den Ausbau bestehender Angebote unterstützen, sondern auch Anreize für die Entwicklung neuer, zielgruppenspezifischer Projekte und Einrichtungen schaffen, bspw. in Form entsprechender Förderrichtlinien und Qualitätsstandards (vgl. ebd.: 68).

An dieser Stelle ist auch die Politik gefragt, gezielt Maßnahmen zu ergreifen, um LGBTI*QNA+ Personen in der Wohnungslosenhilfe zu adressieren und ihnen angemessene Unterstützung zu bieten. Um die ohnehin angespannten Ressourcen im Wohnungslosensbereich nicht weiter zu überlasten, braucht es dringend ausreichende und langfristige Finanzierung aus öffentlicher Hand (vgl. Verband Wiener Wohnungslosenhilfe 2023: 29).

5 Conclusio

Hinsichtlich der Versorgung queerer obdach- und wohnungsloser Personen versagt die Wohnungslosenhilfe in Österreich derzeit und kann als Gatekeeperin bezeichnet werden. Dass es obdach- und wohnungslosen LGBTI*QNA+ Personen schwerfällt, Unterstützung durch die Wohnungslosenhilfe zu erhalten, liegt nicht an den Betroffenen, sondern am Unterstützungssystem selbst, das für diese Zielgruppe unzureichend ist. Einrichtungen sind nicht auf die Existenz queerer obdach- und wohnungsloser Menschen ausgelegt, weshalb Betroffene oft zusätzliche Schritte unternehmen und Hürden überwinden müssen, um Unterstützung zu erhalten. Die Möglichkeit einer Unterbringung, einer Wohnung und von medizinischer Versorgung ist vom individuellen Wissen der zuständigen Mitarbeitenden abhängig. Fehlt diesen queerspezifisches Fachwissen, kann das weitreichende Konsequenzen für Betroffene haben und faktisch zu Exkludierung führen. Diese Faktoren sowie die bestehende queerfeindliche Diskriminierung und Gewalt in Wohnungsloseneinrichtungen führen dazu, dass LGBTI*QNA+ Personen entweder gar nicht im Unterstützungssystem auftauchen oder nicht adäquat versorgt werden – eine Situation, die obdach- und wohnungslose ti*n Personen besonders hart trifft (vgl. Ohms 2019: 100; Pyne 2011: 129).

Sämtliche Akteur*innen der Wohnungslosenhilfe – Basismitarbeitende, Einrichtungsleitungen, Träger sowie Fördergebende – müssen Verbesserungen durchführen und Barrieren reduzieren, um queeren Menschen sichere und akzeptierende Räume zu bieten. Ein wesentlicher Teil dessen besteht darin, eigene queerspezifische Angebote zu schaffen, so wie es zunehmend in anderen Ländern Europas, Kanada und den USAⁱⁱⁱ geschieht. Österreich bildet hier ein Schlusslicht bei gleichzeitig hohem Handlungsbedarf.

Ich plädiere daher für das Commitment, obdach- und wohnungslose LGBTI*QNA+ Personen in Österreich – im Sinne der Gerechtigkeit – adäquat und bedarfsorientiert zu unterstützen. Die Existenz queerer Klient*innen darf nicht länger ignoriert werden und alle Akteur*innen der Wohnungslosenhilfe – und der Politik – müssen sich aktiv mit dieser Zielgruppe auseinandersetzen und Verantwortung übernehmen. Die bestehenden Barrieren, die die ohnehin schon schwierigen Bedingungen für marginalisierte queere obdach- und wohnungslose Personen weiter verschärfen, müssen beseitigt werden. Das heteronormative und binäre System der Wohnungslosenhilfe muss radikal hinterfragt und transformiert werden. Es braucht queersensible, intersektionale Ansätze, von denen ausgehend Schutz, Teilhabe und ein gerechterer Zugang möglich werden. Denn die Wohnungslosenhilfe und sicherer Wohnraum sollten für alle erreichbar sein, die darauf angewiesen sind. Wohnen ist ein Menschenrecht und darf nicht als Privileg nur jener gehandhabt werden, die in bestehende Normen passen!

Verweise

ⁱ Es gilt die Unschuldsvermutung.

ⁱⁱ *Gender affirming care* umfasst soziale, psychologische und medizinische Maßnahmen wie bspw. Beratung, Hormonersatzbehandlung oder geschlechtsangleichende Operation, um die Geschlechtsidentität einer Person zu unterstützen und zu bekräftigen, wenn diese mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht in Konflikt steht (vgl. WHO o.J.).

ⁱⁱⁱ Gleichwohl verspricht die Regierung Trump nichts Gutes für die Zukunft dieser Angebote.

Literaturverzeichnis

Abramovich, Alex (2016): Preventing, Reducing and Ending LGBTQ2S Youth Homelessness: The Need for Targeted Strategies. In: Social Inclusion, 4(4), S. 86–96.

AG Queere WWH (2024): Queering der Wohnungslosenhilfe. Positionspapier zur Verbesserung der Situation für queere Obdach- und Wohnungslose in Wien. https://25017fb0-cb7e-4ec7-92a2-6eab0274aacc.filesusr.com/ugd/745116_382ed0f1873740fc88e4614fd7351171.pdf (03.01.2025).

Asmussen, Kirsten Skovlund (2023): Gender norms prevent LGBT+ people experiencing

homelessness from accessing help. In: Homeless in Europe. A Magazine by FEANTSA, Spring 2023, S. 18–23.

BAG Wohnungslosenhilfe (2021): Empfehlung zur Ausgestaltung der Angebote für trans* und inter* Menschen in der Wohnungsnotfallhilfe. https://www.bagw.de/fileadmin/bagw/media/Doc/POS/POS_21_BAGW_inter_trans_Menschen_final.pdf (12.12.2024).

Bauer, Greta/Pyne, Jake/Francino, Matt Caron/Hammon, Rebecca (2013): Suicidality among trans people in Ontario. Implications for social work and social justice. In: Service social, 59/1, S. 35–62.
BMI – Bundesministerium für Inneres (Hg.) (2024): Lagebericht. Hate Crime 2023. https://www.bmi.gv.at/408/Projekt/files/Lagebericht_Hate_Crime_2023_20240718_BF.pdf (21.04.2025).

Diebäcker, Marc/Hierzer, Katrin/Stephan, Doris/Valina, Thomas (2021): Qualitative Evaluierung der Chancenhäuser in der Wiener Wohnungslosenhilfe. Transformationen, Herausforderungen und Möglichkeiten. Wien: FSW.

DÖW – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (2025): Neonazistische Renaissance? <https://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/neues-von-ganz-rechts/archiv/april-2025/neonazistische-renaissance> (22.04.2025).

Doyle, Katie (2017): Ozone House. LGBTQ2S Inclusive Emergency Services. In: Abramovich, Alex/Shelton, Jama (Hg.): Where Am I Going to Go? Intersectional Approaches to Ending LGBTQ2S Youth Homelessness in Canada & the U.S. Toronto/Ontario: Canadian Observatory on Homelessness Press, S. 183–204.

FEANTSA (2023): LGBTIQ Inclusion Toolkit. Building Blocks for Safer and Inclusive Homeless Services for the LGBTIQ. https://www.feantsa.org/public/user/Activities/events/2023/LGBT_toolkit/LGBTIQ_Inclusion_Toolkit_fin.pdf (13.02.2025).

FEANTSA (2024): 17th of May – IDAHOBIT. Homelessness among LGBTIQ+ people in Europe should be tackled urgently. https://www.feantsa.org/public/user/Resources/Position_papers/2024/FEANTSA_Statement_IDAHOBIT_24.pdf (03.12.2024).

FEANTSA/ILGA-Europe (2023): Intersections. Diving into the FRA LGBTI III survey data. https://www.feantsa.org/public/user/Resources/reports/2023/ILGA/Intersections_Report_Homelessness_2.pdf (16.01.2025).

FEANTSA/ILGA-Europe/True Colours United/Council of Europe (2019): Building Bridges: How the LGBTIQ & Homeless Sector can Work Together. https://www.feantsa.org/public/user/Resources/reports/StudySessionReport_FINAL.pdf (13.12.2024).

FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (2024): EU LGBTIQ Survey III. LGBTIQ equality at a crossroads. https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/fra-2024-lgbtqi-equality_en.pdf (12.12.2024).

Gaetz, Stephen (2017): Policy into practice: How Government can play a role in supporting LGBTQ2S youth. In: Abramovich, Alex/Shelton, Jama (Hg.): Where Am I Going to Go? Intersectional Approaches to Ending LGBTQ2S Youth Homelessness in Canada & the U.S. Toronto/Ontario: Canadian Observatory on Homelessness Press, S. 309–320.

Habringer, Magdalena/Wild, Gabriele/Bischeltsrieder, Anja/Scharf, Verena (2023): Forschungsbericht LGBTIQ+ in der (niederschwelligen) Wiener Wohnungslosenhilfe. Erfahrungswerte und Bedarfslagen aus Sicht von Fachkräften und Nutzer*innen. Wien: Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit FH Campus Wien.

Mayrhofer, Hemma (2012): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.

Niebauer, Daniel (2015): Von „hard-to-reach“ zu „how-to-reach“. In: TUP – Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 6, S. 412–421.

obds – Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit (2024): Queering der Wiener Wohnungslosenhilfe. <https://obds.at/dokumente/queering-der-wiener-wohnungslosenhilfe/> (15.02.2025).

Ohms, Constance (2019): Wohnungslosigkeit und Geschlecht. Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität als Risikofaktoren für und in Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit. Frankfurt am Main: Broken Rainbow e.V.

Pyne, Jake (2011): Unsuitable Bodies: Trans People and Cisnormativity in Shelter Services. In: Canadian Social Work Review, 28/1, S. 129–137.

SenASGIVA (2024): Wohnungs- und Obdachlosigkeit von LSBTIQ+ Personen im Land Berlin. Abschlussbericht. <https://www.berlin.de/sen/lads/schwerpunkte/lbhti/artikel.1508470.php> (22.12.2024).

Stakelum, Robbie (2023): Editorial. In: Homeless in Europe. A Magazine by FEANTSA, Spring 2023, S. 3–4.

Tobisch, Miriam (2019): „Ich bin dort zu Hause, wo ich mich wohl fühle, und wohlfühlen tu ich mich dort, wo mich die Menschen akzeptieren.“ Trans*Personen im System der Österreichischen Wohnungslosenhilfe. Unveröffentlichte Masterarbeit. Graz: FH Joanneum.

Verband Wiener Wohnungslosenhilfe (Hg.) (2023): Jung und wohnungslos in Wien. Situationsbericht 2023. <http://www.verband-www.at/Situationsbericht%20VWWH%202023.pdf> (21.04.2025).

WHO – World Health Organization (o.J.): Gender incongruence and transgender health in the ICD. <https://www.who.int/standards/classifications/frequently-asked-questions/gender-incongruence-and-transgender-health-in-the-icd> (14.02.2025).

Über die Autorinnen

Sarah Wallraff (sie/ihr), BA, BA, BA

merula.wallraff@gmail.com

Studium der Europäischen Ethnologie, Geschichte und Sozialen Arbeit. Derzeit Sozialarbeiterin in einem Tageszentrum für Obdach- und Wohnungslose in Wien. Teil der AG Queere WWH und Mitautorin des Positionspapiers. Aktivistin im Kampf für die Rechte von (queeren) Obdach- und Wohnungslosen.

Hard-To-Reach or No Access?

Zugänge schaffen!

Durch Niederschwelligkeit die Funktionalität
sozialer Sicherungssysteme weiterentwickeln

David Neusteurer & Elisabeth Hammer

David Neusteurer & Elisabeth Hammer. Zugänge schaffen! Durch Niederschwelligkeit die Funktionalität sozialer Sicherungssysteme weiterentwickeln. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Thema. Wien.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/840/1580>

Zusammenfassung

Aktuell kommt es zu einer Vielzahl gesellschaftlicher Krisen, welche die Widerstandsfähigkeit individueller und institutioneller Netze der sozialen Sicherung herausfordern. Dadurch entsteht ein hoher Druck, persönliche und strukturelle Anpassungen vorzunehmen, um den Folgen dieser Krisenerscheinungen zu begegnen. Davon besonders betroffene Personengruppen sind in hohem Maße von den Wirkmechanismen sozialer Sicherungssysteme abhängig. Die Aufrechterhaltung und stetige Weiterentwicklung von deren Funktionsweise entlang der Bedarfe unterschiedlicher Nutzer*innengruppen ist deshalb von zentraler Bedeutung.

Soziale Arbeit agiert in, mit und durch soziale Sicherungssysteme und spielt bei der Abwendung sozialer Risiken insbesondere auf der individuellen Ebene eine wichtige Rolle. Sie hat besondere Expertise in Bezug auf eine niederschwellige Angebotsausgestaltung und Arbeitsweise, die für die Weiterentwicklung sozialer Sicherungssysteme essentiell sind. Im Folgenden werden am Beispiel der Wiener Sozialorganisation *neunerhaus* fachliche Grundlagen für niederschwellige Arbeit beschrieben und für deren Integration in die Angebote sozialer Sicherungssysteme plädiert.

Schlagworte: Niederschwelligkeit, Soziale Arbeit, soziale Sicherung, Sozialpolitik, multiple Krise, Policy-Arbeit

Abstract

A number of social crises are currently challenging the resilience of individual and institutional social security networks. These crises are creating excessive pressure to make personal and structural adjustments in order to counter their consequences. Groups of people who are particularly affected by these crises are highly dependent on social security systems. Therefore, it is of central importance to maintain and continuously develop these systems in line with the needs of different user groups.

Social work operates within social security systems and plays a crucial role in mitigating social risks, particularly at the individual level. Social work has special expertise in terms of low-threshold service design and working methods, which are essential for the further development of social security systems. The following article describes the professional basis for low-threshold work and argues for its integration into social security systems using the Viennese social organization *neunerhaus* as an example.

Keywords: low-threshold, social work, social security, social policy, multiple crisis, policy

1 Einleitung

Die Welt scheint im Großen wie im Kleinen komplexer zu werden. Das Auftreten einer „Multiplen Krise“ (vgl. Bader/Becker/ Demirović/Dück 2011: 11–14) sowie spezifische Krisen unterschiedlicher Dimensionen, wie die Covid-19-Pandemie oder die Energie- und Inflationskrise, fordern die Widerstandsfähigkeit individueller und institutioneller Netze der sozialen Sicherheit heraus. Um den Konsequenzen dieser Krisenerscheinungen zu begegnen, müssen zunehmend persönliche und strukturelle Anpassungen vorgenommen werden. Die Ausgangssituationen dafür variieren jedoch bei verschiedenen Personengruppen, ebenso wie der Grad der Betroffenheit oder die Möglichkeiten, Leistungen sozialer Sicherungssysteme (z.B. Arbeitslosengeld, Pensionen, Sozialhilfe, Gesundheitsversorgung) zu nutzen. Diejenigen, die von den Konsequenzen der Krisen betroffen sind, sind zumeist besonders stark von der Absicherung durch soziale Systeme abhängig. Die Aufrechterhaltung und stetige Weiterentwicklung der Funktionsweise von sozialen Sicherungssystemen entlang der Bedarfe unterschiedlicher Personengruppen ist deshalb von zentraler Bedeutung.

Soziale Arbeit agiert in, mit und durch soziale Sicherungssysteme und spielt bei der Abwendung sozialer Risiken insbesondere auf der individuellen Ebene eine wichtige Rolle (vgl. Fehmel 2019: 209–211). Dabei hält sie ein umfassendes Repertoire an Methoden und fachlichen Herangehensweisen sowie analytische Expertise bereit, die für die Weiterentwicklung sozialer Sicherungssysteme sehr wertvoll sind. Das betrifft insbesondere die niederschwellige Angebotsausgestaltung und Arbeitsweise. Dieser Beitrag untersucht die Funktionsweise sozialer Sicherungssysteme angesichts gesellschaftlicher Krisendynamiken und beschreibt die Rolle Sozialer Arbeit darin. Darauf aufbauend werden Formen und Wirkungsziele niederschwelliger Sozialer Arbeit beschrieben und für deren Integration in die Leistungen breiter sozialer Sicherungssysteme plädiert.

2 Krise, Armut und soziale Sicherung

2.1 Einordnung aktueller Krisendynamiken

Krisen können als sich konjunkturell wiederholende Erscheinungen in unterschiedlichen Zeitabständen und von unterschiedlicher Zeitdauer beschrieben werden. Sie sind Ausdruck gestörter sozialer Verhältnisse und Praktiken und spiegeln deren inhärente Spannungen und Widersprüche wider (vgl. Bader et al. 2011: 11). In kapitalistischen Gesellschaften stehen die Kreisläufe des Kapitals (Wirtschaft) und die gesellschaftlichen Bereiche (Politik, Recht, Familie, Wissenschaft u.a.m.) in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander, da sich keiner der beiden Bereiche selbständig reproduzieren kann. Dementsprechend erfassen Krisen immer beide Sphären und deren Teilbereiche,

wenn auch auf unterschiedliche Weise. Aufgabe von Regierungssystemen ist es, das Übergreifen von Krisen einzelner (Teil-)Bereiche auf andere zu verhindern. Unter dem Begriff der ‚Multiplen Krise‘ oder Vielfachkrise werden aktuelle Dynamiken als eine historisch spezifische Konstellation unterschiedlicher Krisenprozesse verstanden, deren Auswirkungen bereichsübergreifend sind. Dazu zählen vier große, miteinander verbundene Krisendynamiken: Die Krise der finanzdominierten Akkumulation, die sozial-ökologische Krise, die Dauerkrisen der Reproduktion und die Krise der parlamentarischen Demokratie, welche aus den Widersprüchen des global agierenden neoliberalen Kapitalismus resultiert (vgl. Bader et al. 2011: 11–14).

Österreich ist ebenso von dieser Konstellation erfasst und von deren Auswirkungen betroffen. Zusätzlich zur multiplen Krise treten außerordentliche Krisen auf, wie die COVID-19-Pandemie 2020–2023, der Ukraine Krieg seit 2022 oder die Energie- und Inflationskrise 2022/2023. Sie durchdringen gesellschaftliche Strukturen und ihre Konsequenzen reichen auf unterschiedliche Weise bis zu einzelnen Haushalten und Individuen. Nicht erst seit diesen letzten Krisen wird in diesem Zusammenhang von einer „Krise der Mitte“ oder einer Entgrenzung sozialer Risiken gesprochen, die nicht länger ausschließlich vulnerable Personengruppen, sondern auch jene betrifft, die lange Zeit als sozioökonomisch gut abgesichert galten. Wenngleich diese Analyse nur eingeschränkt empirisch erfassbar ist, so spiegelt sie sich in „Statusängsten“ und in um sich greifender Verunsicherung wider (Groh-Samberg/Hertel 2010: 137–138, 154–155).

2.2 Armutsentwicklung und Konsequenzen für die soziale Sicherung

Aus Sicht der Sozialen Arbeit ist es von besonderer Bedeutung, darauf zu achten, welche Auswirkungen aktuelle Kriseninformationen auf ihre potentiellen Adressat*innen haben und wie sich deren Zusammensetzung womöglich verändert. Ein wichtiger Gradmesser dafür sind die Armutsstatistiken. Ein Blick auf die Entwicklung der zentralen EU-Indikatoren für soziale Eingliederungⁱ zeigt ein ambivalentes Bild (siehe Abbildung 1): Die Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung als übergeordnetes Armutsmaß stieg zwischen 2019 und 2023 kontinuierlich von 16,5% auf 17,7% und sank im Jahr 2024 auf 16,9%. Stärker war der Anstieg der Armutsgefährdung zwischen 2019 und 2023, und zwar von 13,3% auf 14,9%. Im Jahr 2024 sank sie wiederum auf 14,3% und betrifft insgesamt 1.288.000 Personen. Anders ist der Verlauf bei den Haushalten mit keiner oder sehr niedriger Erwerbstätigkeit, deren Anzahl seit 2021 deutlich zurückging und zuletzt nur leicht gestiegen ist. Die Anzahl an Haushalten mit erheblicher materieller Deprivation wiederum verzeichnete einen sprunghaften Rückgang im Jahr 2021 und verdoppelte sich innerhalb von zwei Jahren auf 3,7% bzw. auf insgesamt 336.000 Menschen, wo sie nun das zweite Jahr hintereinander konstant bleibt. Somit standen im Jahr 2024 einer Personengruppe im Umfang der Einwohner*innen

von Graz wesentliche Mindestlebensstandards nicht zur Verfügung.

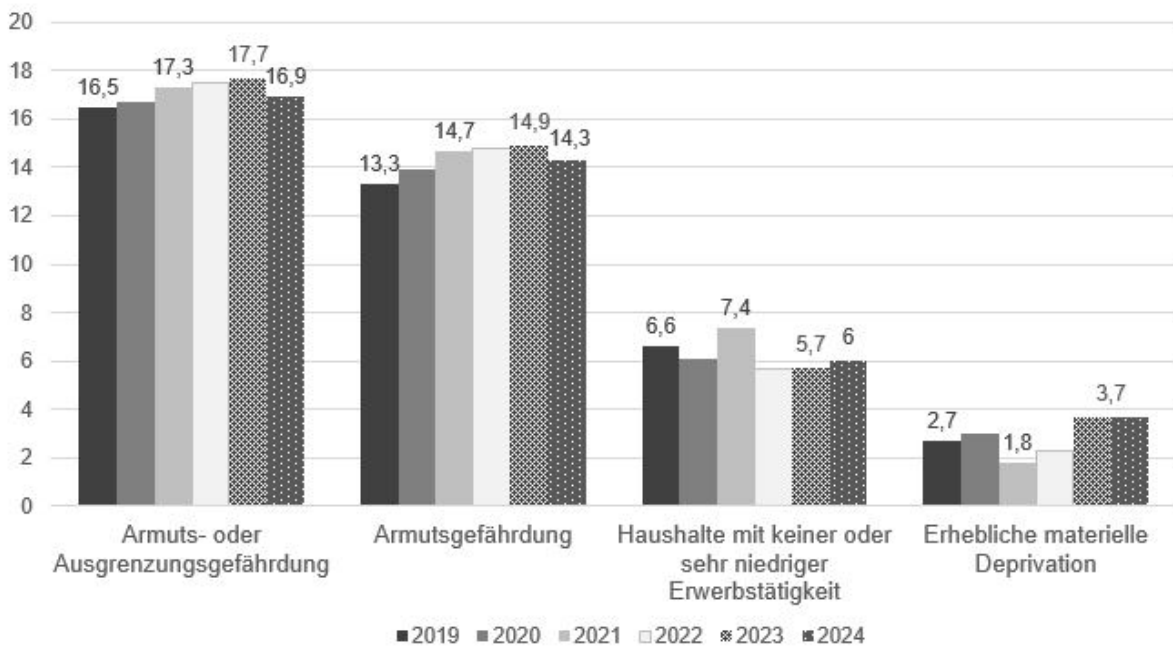


Abbildung 1: Entwicklung der EU Indikatoren für soziale Eingliederung 2019–2024 in Österreich (vgl. Statistik Austria 2024a/2024b/2025a); eigene Darstellung

Armutsgefährdung betrifft Personengruppen in Österreich unterschiedlich. Es gibt bestimmte Gruppen, die ein besonders hohes Armutsrisiko haben, etwa ausländische Staatsbürger*innen, alleinlebende pensionierte Frauen, Einelternhaushalte, Mehrpersonenhaushalte mit mindestens drei Kindern, arbeitslose Menschen und jene mit keiner oder sehr niedriger Erwerbstätigkeit sowie Menschen, die Sozialleistungen beziehen.

Abbildung 2 zeigt die Armutsgefährdungsquote der jeweiligen Risikogruppen und wie sich diese in den Jahren 2020 bis 2024 entwickelt hat. Auffallend ist der zum Teil deutliche Anstieg von 2022 auf 2023, nachdem es im Jahr zuvor noch einen tendenziellen Rückgang gab. Entgegen dem Rückgang in der Gesamtbevölkerung im Jahr 2024 blieb die Armutsgefährdung für Risikogruppen weitgehend auf gleich hohem Niveau. Diese Entwicklung zeigt sich auch bei der durchschnittlichen Armutsgefährdung dieser Gruppen, welche im Jahr 2023 mit 43% deutlich anstieg und beinahe dreimal so hoch ist wie in der Gesamtbevölkerung (15%).

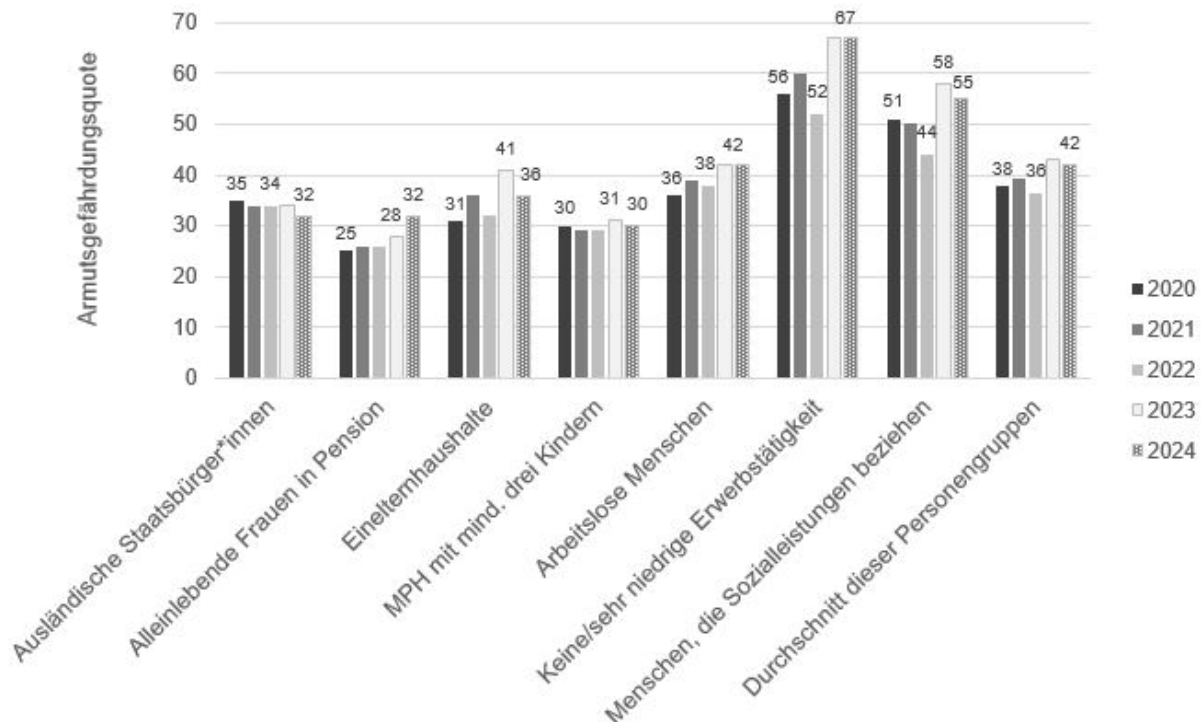


Abbildung 2: Entwicklung der Armutsgefährdungsquote von Risikohaushalten in den Jahren 2020-2024 (vgl. Statistik Austria 2021/2022/2023/2024b/2025); eigene Darstellung

Die Analyse der Armutsstatistik ergibt kein eindeutiges Bild hinsichtlich der Armutsverschärfung in Österreich. So ist anzunehmen, dass die diversen und zum Teil umfassenden Unterstützungsmaßnahmen während der Covid-19-Pandemie und der Inflationskrise einen Effekt auf die Verhinderung von Armut hatten. Gleichzeitig zeigen die Entwicklungen bei Risikohaushalten, dass sich die soziale und finanzielle Absicherung von bereits benachteiligten Haushalten insbesondere im Jahr 2023 merklich verschlechterte. In diesem Zusammenhang bezweifeln Dimmel, Heitzmann, Schenk und Stelzer-Orthofer (2024: 128) die Gewährleistung eines Mindestlebensstandard für alle durch den österreichischen Sozialstaat. Diese Befunde würden auch jene soziologischen Analysen ergänzen, die die Funktionalität des Sozialstaats für spezifische Personengruppen in Frage stellen: Nach Leiber & Leitner (2017: 108) bestehen „Desintegrationsprobleme“, die eine plurale Gesellschaft mit ihrer „Differenzierungs- und Individualisierungstendenz“ mit sich bringt, wobei die Problemlagen Einzelner komplexer werden und sich schwerer durch generalisierte sozialstaatliche Leistungen lösen lassen.

Grundsätzlich ist die tendenziell steigende Quote der Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung als besorgniserregend einzustufen und es bleibt die Frage offen, inwiefern es zukünftig zur

Zunahme existenzieller Gefährdungslagen für bisher ausreichend abgesicherte Personengruppen kommen wird. Ohne Zweifel standen und stehen die sozialen Sicherungssysteme und, damit zusammenhängend, die sozialpolitischen Maßnahmen angesichts der aktuellen nationalen und internationalen Krisendynamiken vor großen Herausforderungen (vgl. Soukup/Heitzmann 2023: 14). Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass die Bedeutung Sozialer Arbeit sowie niederschwelliger Angebote steigen wird.

2.3 Soziale Arbeit und soziale Sicherungssysteme

Während sozialpolitische Maßnahmen meist als generalisierte Leistungen zur Bekämpfung typischer und weit verbreiteter sozialer Risiken gesehen werden, reagiert die Soziale Arbeit auf komplexe Problemlagen und bearbeitet Einzelfälle unter Berücksichtigung der Lebensumstände. Das Verhältnis zwischen beiden Komponenten kann entweder komplementär sein – beispielsweise wenn Soziale Arbeit die Möglichkeiten von Sozialpolitik erweitert – oder wechselwirkend, wenn das Handeln Sozialer Arbeit durch die Rahmenbedingungen der Sozialpolitik determiniert wird, jedoch die Erkenntnisse der Sozialen Arbeit Veränderungen und Innovationen in der Sozialpolitik vorantreiben (vgl. Leiber/Leitner 2017: 107–108).

Gegenwärtig hat das Leitbild vom aktivierenden Sozialstaat einen starken Einfluss auf die operative Ausformung dieses Verhältnisses, wobei von einer „Indienstnahme der Sozialen Arbeit für die neuen aktivierungspolitischen Ziele und [eine] Einschränkung professioneller Handlungsspielräume“ (Leiber/Leitner 2017: 110) auszugehen ist. Die Konsequenz davon ist eine stärkere Verzahnung der Methoden, Angebote und Erfahrungen Sozialer Arbeit sowie ihrer personenbezogenen Dienstleistungen mit der Durchsetzung sozialpolitischer Reglementierungen und Aktivierungen (vgl. Fehmel 2019: 213–214). Derzeit steigt der Druck auf soziale Sicherungssysteme durch die zunehmende Komplexität individueller Problemlagen, was sich auch auf die Ausgestaltung des Verhältnisses von Sozialpolitik und Sozialer Arbeit auswirkt (vgl. Leiber/Leitner 2017: 108).

Von besonderer Bedeutung für ein kritisch-reflexives Verständnis von Sozialer Arbeit ist das Wissen über unterschiedliche Aktivierungspolitiken, sozialpolitische Strukturen und Akteur*innen und die administrativen Prozesse, die dahinter stehen. Davon ausgehend kann eine Auseinandersetzung mit den diversen Zwängen sozialstaatlicher Leistungen stattfinden und ein politisches Mandat der Sozialen Arbeit entwickelt werden. Die Ambivalenz, die sich durch die Verortung der Sozialen Arbeit innerhalb sozialer Sicherungssysteme bei gleichzeitiger kritisch-reflexiver Haltung ergibt, ist Teil ihres doppelten Mandats. Eine Erleichterung dieser Ambivalenz kann ausgehend von einer Weiterentwicklung dieser Systeme gelingen: Rufe nach deren Einschränkung können Forderungen nach einem Umbau und der progressiven Weiterentwicklung entgegengestellt werden. Denn damit

sozialstaatliche Leistungen den Anforderungen einer pluralen Gesellschaft und deren hohem Differenzierungsgrad gerecht werden, benötigen sie mehr Flexibilität bei der Inanspruchnahme. Wir argumentieren, dass Soziale Arbeit durch ihre fachliche Expertise im Bereich der Niederschwelligkeit einen wesentlichen Beitrag zu einer progressiven Entwicklung leisten kann und dass Elemente daraus in soziale Sicherungssysteme integriert werden müssen, um den aktuellen und zukünftigen sozialpolitischen Herausforderungen angemessen begegnen zu können.

3 Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit

3.1 Theoretischer Bezugsrahmen

In mehreren Fachbeiträgen wird darauf hingewiesen, dass der Begriff Niederschwelligkeit und die damit einhergehenden Arbeits- und Herangehensweisen in der Sozialen Arbeit bisher wenig wissenschaftlich bearbeitet wurden (vgl. dazu Redemeyer/Block 2011; Mayrhofer 2012; Stark 2012; Reichenbach 2015; Arnold/Höllmüller 2017). Gleichzeitig werden laufend mit Hilfe unterschiedlicher Bezugsdisziplinen (vgl. Mayerhofer 2012), in bestimmten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit (vgl. Hofer 2020) oder auf professionstheoretischer Basis (vgl. Arnold/Höllmüller 2017) die fachlichen Grundlagen weiterentwickelt. Dabei gilt Niederschwelligkeit als eine praxisbezogene Konzeptualisierung in unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit. Mit dem Begriff wird eine bestimmte Form der Angebotsausgestaltung und Arbeitsweise beschrieben, welche von der Lebenswelt bestimmter Personengruppen ausgeht und dadurch mögliche Hürden für die Inanspruchnahme sozialer Dienstleistungen abbaut. Dadurch soll der Kontakt mit und die Beziehung zu ihnen erleichtert und verbessert werden. In der Praxis gehen damit häufig Unverbindlichkeit und eine hohe Flexibilität, ein unbürokratischer und offener Zugang, wenige Ausschlusskriterien, geringe Kontrolle und eine freiwillige Inanspruchnahme der Angebote einher (vgl. Steckelberg 2016: 450–452; Mayrhofer 2012: 147; Stark 2012: 2–3).

Diese praxisbezogenen Reflexionen und Festlegungen haben bisher noch zu keiner allgemeingültigen Definition fachlicher oder konzeptioneller Standards geführt, weshalb das Verständnis von Niederschwelligkeit nach wie vor diffus ist. Das hat zur Folge, dass sich Angebote dann als niederschwellig bezeichnen, wenn sie sich als solches verstehen bzw. sofern sie diese Zuschreibung für sinnvoll erachten. Das führt dazu, dass eine bunte Mischung an Angeboten für sich Niederschwelligkeit beansprucht, deren Ausgestaltung jedoch markante Unterschiede aufweist. Als Gemeinsamkeit für den inhaltlichen Bezug von Niederschwelligkeit hält Mayrhofer (2012: 147) die „Bedingungen des Zugangs zu und der Inanspruchnahme von Hilfsangeboten bzw. -maßnahmen“ fest. Die Schaffung eines möglichst einfachen Zugangs ist der kleinste gemeinsame

Nenner niederschwelliger Angebote; davon ausgehend lassen sich weitere Ausdifferenzierungen beobachten und theoretisch begründen.

Bei *neunerhaus*,ⁱⁱ einer Wiener Sozialorganisation mit Unterstützungsangeboten in den Bereichen Wohnen, Gesundheit und soziale Teilhabe, verfolgen wir das Ziel, eine niederschwellige Arbeitsweise umzusetzen und die strukturellen Bedingungen für benachteiligte Personengruppen zu verbessern. Um dem Begriff der Niederschwelligkeit mehr Klarheit zu geben und unsere Angebote gezielt sowie fachlich fundiert weiterentwickeln zu können, haben wir im Jahr 2024 ein internes Fachkonzept „Niederschwelligkeit und niederschwelliges Arbeiten bei *neunerhaus*“ erarbeitet. Darin werden theoretische Bezüge, praktische Erfahrungen und Erkenntnisse von Mitarbeiter*innen mit Expertise im Bereich niederschwelligen Arbeitens miteinander verwoben. Die unterschiedlichen inhaltlichen Stränge des Fachkonzepts wurden basierend auf folgender Definition von Niederschwelligkeit gebündelt:

„Niederschwelligkeit bezeichnet eine professionelle Herangehensweise, die die Bedarfe und Bedürfnisse von Nutzer*innen in den Mittelpunkt des Handelns stellt. Niederschwellige Unterstützungsangebote verfügen über flexible Nutzungsstrukturen, unbürokratische Zugänge und rasche Interventionsmöglichkeiten, ohne Druck auf eine individuelle Verhaltensänderung aufzubauen. Mit Hilfe von Policy-Arbeit werden die Erkenntnisse aus der Praxis für gezielte Verbesserungen im Hilfssystem und auf gesellschaftspolitischer Ebene eingesetzt.“ (Neusteurer 2024: 5)

Im Folgenden greifen wir zwei zentrale inhaltliche Überlegungen heraus, und zwar erstens das differenzierte und reflexive Verständnis von Niederschwelligkeit innerhalb eines Kontinuums von Hoch- und Niederschwelligkeit und zweitens eine Beschreibung der Wirkungsziele niederschwelliger Arbeitsweisen. Dadurch soll zur kritisch-reflexiven Auseinandersetzung in sozialen Unterstützungsangeboten in Bezug auf die Niederschwelligkeit der Leistungen und die damit zusammenhängende Funktionalität angeregt werden. Auf fachlicher Ebene sollen unsere Erfahrungen in die Entwicklung von Qualitätsindikatoren einfließen, um Verbesserungen in diesem Bereich zu fördern.

3.2 Niederschwelligkeit in einem Kontinuum verorten

Soziale Unterstützungsangebote weisen in der Regel sowohl nieder- als auch hochschwellige Elemente auf und können demnach in einem Kontinuum verortet werden (vgl. Mayrhofer 2012: 197). Das Verhältnis von Nieder- und Hochschwelligkeit ist dabei nicht gegensätzlich oder hierarchisch zu

verstehen. Wir plädieren stattdessen für eine Reflexion darüber, wo sich unterschiedliche Aspekte ergänzen oder widersprechen, um Angebote entlang deren Zielsetzung sowie der Bedarfe der Nutzer*innen weiterentwickeln zu können.

Bei der Diskussion über Niederschwelligkeit geht es im Kern um Möglichkeiten und Bedingungen dafür, soziale Unterstützungsangebote in Anspruch nehmen zu können, sei es für einen Erstkontakt oder für eine fortlaufende Nutzung. Zwei Komponenten sind hierfür von zentraler Bedeutung und eng verknüpft: Die Organisation des Zuganges und das Beratungs- und Betreuungssetting. Abbildung 8 illustriert das Kontinuum von Nieder- und Hochschwelligkeit anhand dieser beiden Komponenten. Zur Veranschaulichung haben wir anhand praktischer Beobachtungen und theoretischer Bezüge einige Indikatoren zur Qualifizierung der jeweiligen Bereiche benannt.

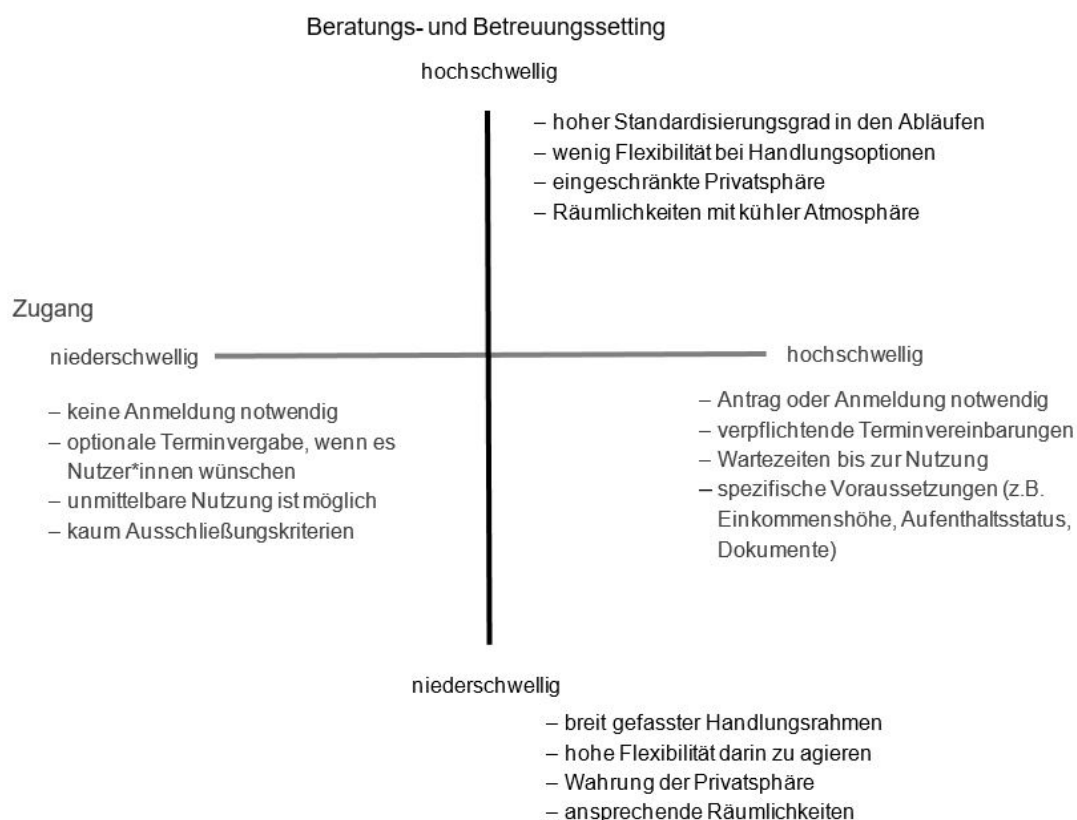


Abbildung 3: Kontinuum von Nieder- und Hochschwelligkeit in Bezug auf Zugang, Beratungs- und Betreuungssetting; eigene Darstellung

Mit der Organisation des Zuganges meinen wir insbesondere formale Zugangswege bzw. -voraussetzungen zu einer Leistung. Ein niederschwelliger Zugang zeichnet sich durch möglichst wenige Voraussetzungen aus, beispielsweise indem der Kontakt für viele unkompliziert ermöglicht

und Ausschlussprozesse weitgehend vermieden werden. Dazu zählt das Wegfallen von Anmeldungen oder Anträgen vor einer Nutzung oder die Pflicht, vorab Termine zu vereinbaren. Das Angebot kann jederzeit während der Öffnungszeiten aufgesucht und die jeweilige Leistung unmittelbar und ohne weitere Wartezeiten genutzt werden. Hochschwelligkeit hingegen erfordert einen höheren Aufwand durch Nutzer*innen. Dies erschwert den Zugang für einige Personengruppen oder schließt diese dezidiert aus, was im Gegenzug bedeuten kann, dass umso stärker auf bestimmte andere Gruppen fokussiert wird. Eines der Kennzeichen ist denn auch die Notwendigkeit einer Anmeldung, eines Antrages oder einer Terminvereinbarung zur Nutzung des Angebotes. Zudem ist der Zugang durch spezifische Voraussetzungen wie Mindesteinkommen oder einen bestimmten Aufenthaltsstatus geregelt. Etwaige Wartezeiten stellen die Ausdauer von Nutzer*innen auf die Probe; je nach Lebensumständen verhindern sie auch den Zugang, da sie womöglich nicht überbrückt werden können.

Die zweite Komponente ist das Beratungs- und Betreuungssetting, worunter wir einerseits die räumliche und soziale Umgebung verstehen und andererseits die Art und Weise, wie Beratung oder Betreuung in direkten Interaktionen durchgeführt werden. Niederschwelligkeit bedeutet in diesem Zusammenhang die Festlegung eines breiten Handlungsrahmens mit einheitlich definierten Abläufen, in dem sehr flexibel agiert werden kann. Dies ermöglicht eine Balance zwischen Offenheit und Flexibilität auf der einen Seite und Klarheit und Sicherheit auf der anderen Seite, um die Situation je nach Bedarf der Nutzer*innen gestalten zu können. Ein weiteres Kriterium für Niederschwelligkeit ist die Wahrung der Privatsphäre, was zum einen den Schutz persönlicher Daten und die Möglichkeit einer anonymen Nutzung meint, zum anderen die räumlichen Gegebenheiten, die ausreichend Rückzug und Ruhe gewährleisten müssen. Im Vergleich dazu weisen hochschwellige Beratungs- und Betreuungssettings einen eng gefassten Handlungsrahmen auf, der wenig Spielraum für individuelle und situationsbedingte Anpassungen zulässt. Die klaren Richtlinien ermöglichen hohe Handlungssicherheit für alle Beteiligten, sie straffen aber auch die Abläufe und damit insgesamt die notwendige Zeit für die Unterstützungsleistung. Geringe Möglichkeiten, die Privatsphäre zu wahren, wenige Rückzugsmöglichkeiten und Räumlichkeiten mit kühler Atmosphäre tragen ebenfalls zu einer Hochschwelligkeit bei.

Illustrieren lässt sich das Kontinuum der beiden Komponenten anhand des *neunerhaus Cafés* in Wien Margareten,ⁱⁱⁱ welches auf Alltagsstrukturierung, soziale Teilhabe, Gesundheitsförderung und Unterstützung bei sozialen Problemlagen abzielt. Dies verfolgt das Café durch vielfältige Angebote, die sich alle an Indikatoren der Niederschwelligkeit orientieren und sich gegenseitig aufeinander beziehen. Das beinhaltet eine ansprechende Raumgestaltung mit gemütlicher Kaffeehausatmosphäre, einen frisch zubereiteten Mittagstisch und Kaffee auf freier Spendenbasis

sowie sozialarbeiterische und Peer-Beratung direkt im Café. Diese Angebote sind für alle Menschen offen und richten sich im Besonderen an obdach- und wohnungslose sowie armutsbetroffene Menschen. Der Zugang ist ohne Anmeldung zu den Öffnungszeiten möglich und es bestehen keine formalen Ausschlussgründe. Mögliche Wartezeiten auf Beratung können durch sozialen Austausch, Essen, Kaffee oder Zeitunglesen leicht überbrückt werden.

Limitiert werden die Angebote des *neunerhaus Cafés* und deren niederschwellige Ausrichtung vor allem durch die Öffnungszeiten und durch fehlende Beratungsräume in unmittelbarer Nähe zum Café. Dies führt dazu, dass die Kontaktaufnahme oder die Beratungen nicht immer in der nötigen Ruhe und privaten Atmosphäre durchgeführt werden können und dass Personen mit Verpflichtungen untertags das Angebot nur sehr eingeschränkt nutzen können. Für eine niederschwellige Arbeitsweise exemplarisch ist indes die hohe Flexibilität der Beratung innerhalb eines breiten und klaren Handlungsrahmens, welche durch die Räumlichkeiten und das Essensangebot ermöglicht wird. Das zeigt, dass für die Etablierung eines niederschweligen Beratungs- und Betreuungssettings deren räumliche und soziale Einbettung von besonderer Bedeutung ist.

Niederschwelligkeit ist von Zielkonflikten innerhalb des Kontinuums zwischen Nieder- und Hochschwelligkeit geprägt. Oftmals sind die terminunabhängige Nutzung und die Vermeidung von Wartezeiten für eine Leistung nur schwer vereinbar. Ebenfalls herausfordernd ist die Verknüpfung eines offenen und zwanglosen Settings mit der Verfügbarmachung von Rückzugsräumen und ruhigen Räumen für die Wahrung der Privatsphäre in den Gesprächen. Zudem kann ein Fokus auf bestimmte Nutzer*innengruppen den Zugang für genau diese erleichtern, während andere dadurch möglicherweise ausgeschlossen werden. Zentral für professionelle Unterstützung ist die Entwicklung einer reflexiven Haltung zu diesen Spannungsfeldern. Eine stetige Analyse und Diskussion über exkludierende und inkludierende Effekte der Angebotsausgestaltung und darüber, wie sich diese mit den Zielen des Angebotes und den Bedarfen und Bedürfnissen der Nutzer*innengruppen verbinden, ist dafür essentiell.

3.3 Wirkungsziele von Niederschwelligkeit

Zentrale Parameter für die Ausgestaltung von Niederschwelligkeit in sozialen Unterstützungsangeboten sind ihre Zielsetzungen und gewünschten Wirkungen. Um mehr Klarheit über die Frage zu erlangen, was mit einer niederschweligen Angebotsausgestaltung im Zugang und im Beratungs- und Betreuungssetting überhaupt erreicht werden soll, definieren wir im Folgenden sechs Wirkungsziele niederschwelliger Unterstützungsangebote. Theoretischer Ausgangspunkt dieser Wirkungsziele sind die fünf Funktionen niederschwelliger Sozialarbeit nach Mayrhofer (2012: 151–159). Diese erweitern wir um eine zusätzliche Komponente und beschreiben deren Wirkung auf individueller

und systemischer Ebene und an deren Schnittstelle. Die Unterscheidung dieser beiden Ebenen erscheint uns wichtig, um die Tragweite und Stoßrichtung der Wirkungsziele besser begreifbar zu machen.

Auf der individuellen Ebene stehen die Wirkungen auf Einzelpersonen im Zentrum sowie die direkt daran anknüpfenden sozialen Einheiten, z.B. Familie oder Freunde. Die Unterstützungsleistung kommt sehr unmittelbar bei einzelnen Personen oder einem eingegrenzten Personengeflecht an und wirkt im Besonderen für diese Personen(gruppe). Die systemische Ebene hingegen umfasst Einheiten größerer Ordnung, wie andere Angebote im Hilffssystem oder entscheidungstragende Institutionen sowie strukturelle gesellschaftspolitische Bedingungen. Die Wirkung zielt dabei stärker auf eine Verbesserung von Teilbereichen des Hilffsystems ab. Die größtmögliche Wirkung niederschwelliger Angebote entfaltet sich durch ein funktionierendes Zusammenwirken beider Ebenen. Abbildung 4 skizziert die Verortung der sechs Wirkungsziele innerhalb der individuellen und systemischen Ebene.

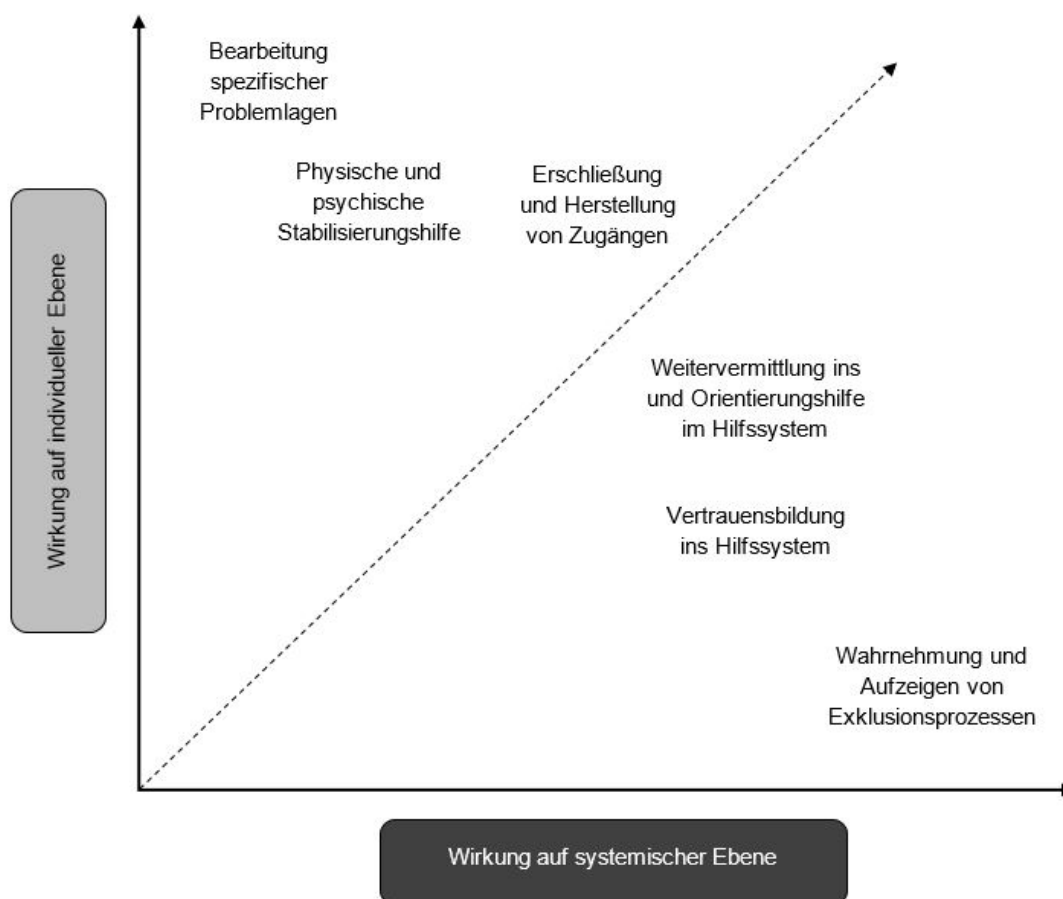


Abbildung 4: Wirkungsziele einer niederschwelligen Arbeitsweise; eigene Darstellung

Die sechs Wirkungsziele sind:

1. Erschließung, Herstellung und Aufrechterhaltung von Zugängen

Durch die Schaffung eines möglichst leichten Zugangs zu bedürfnisorientierten Beratungs- und Betreuungssettings werden Menschen erreicht, die bisherige Angebote aus unterschiedlichen Gründen nicht annehmen konnten oder grundsätzlich von ihnen ausgeschlossen waren. Dies schafft die Voraussetzung für weitere Interventionen auf individueller und potentiell auch auf systemischer Ebene.

2. Physische und psychische Stabilisierung

Menschen in prekären Lebenslagen leiden oftmals unter multiplen gesundheitlichen Problemen. Niederschwellige Angebote können durch die Versorgung elementarer gesundheitlicher Bedürfnisse (z.B. Hygiene, Nahrung, Kleidung) wichtige diesbezügliche Verbesserungen erzielen. Gemeinsam mit einem leichten Zugang zu psychosozialer, sozialarbeiterischer und Peer-Beratung entfalten sie vor allem auf der individuellen Ebene eine gesundheitsfördernde Wirkung.

3. Aktive Bearbeitung spezifischer Problemlagen

Niederschwellige Angebote haben aufgrund ihrer Ausrichtung die Möglichkeit, sehr unterschiedliche Menschen zu erreichen. Dadurch können Problem- und Bedarfslagen adressiert werden, die durch andere Angebote nicht bearbeitet werden könnten (z.B. finanzielle Notlagen, psychosoziale Krisen, drohende Delogierung), und es kann auf die individuellen Bedürfnisse der Menschen eingegangen werden. Ihre Wirkung entfaltet sich insbesondere auf der individuellen Ebene.

4. Vertrauensbildung ins Hilffssystem

Negative Einstellungen zum und/oder mangelndes Vertrauen in das Hilffssystem werden durch unverbindliche und bedarfsorientierte Beratungs- und Beziehungsangebote schrittweise neu ausgerichtet bzw. wiederhergestellt. Möglichen Stigmatisierungsprozessen, die durch die Angebotsnutzung entstehen, wird aktiv entgegengewirkt, um die Vertrauensbildung zu begünstigen (z.B. ansprechende Innenraumgestaltung, unauffällige Einbettung in die sozialräumliche Umgebung). Dadurch werden Menschen auf individueller Ebene ermutigt, Unterstützungsleistungen des Hilffssystems in Anspruch zu nehmen, und es wird auf systemischer Ebene das Vertrauen in das Hilffssystem gestärkt.

5. Weitervermittlung und Orientierung im Hilffssystem

Menschen nutzen aus unterschiedlichen Gründen nicht alle ihnen zustehenden Leistungen (z.B. zu wenig Informationen, komplexe Zugangswege, Sprachbarrieren). Niederschwellige Angebote geben bedarfsorientiert Informationen über weiterführende Angebote und notwendige Zugangsvoraussetzungen, prüfen, ob diese Angebote passend sind (z.B. Setting, Zielgruppe), und unterstützen bei der Inanspruchnahme (z.B. durch Begleitungen oder eine Beschreibung, was Personen dort erwartet). Dadurch werden auf systemischer Ebene die Funktionalität und Effektivität des Hilffsystems erhöht.

6. Wahrnehmung und Aufzeigen von Exklusionsprozessen

Die Mitarbeiter*innen von niederschwelligen Angeboten verfügen aufgrund von deren Ausrichtung über viel Wissen über gesellschaftliche Exklusionsprozesse und deren Auswirkungen auf individueller Ebene sowie auf Ebene des Gemeinwesens. Diese Wahrnehmungen und fachlichen Einschätzungen werden als wertvolle Informationen internen und externen verantwortlichen Akteur*innen als Grundlage der Policy-Arbeit weitergegeben, um strukturelle Veränderungen auf systemischer Ebene voranzutreiben.

Die Ausrichtung auf diese Wirkungsziele wollen wir erneut anhand der Angebote im *neunerhaus Café* und im Besonderen mit Blick auf ein spezielles Beratungsangebot zur Arbeitsmarktintegration für Personen ohne sozialrechtliche Ansprüche aufzeigen. Dieses Beratungsangebot entstand, da fehlende sozialrechtliche Ansprüche große Hindernisse für die Wohn- und Gesundheitsversorgung sowie die materielle Grundsicherung darstellen. Zentrale Voraussetzung für die Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten dieser Personen ist die Aufnahme einer Erwerbsarbeit, wodurch deutlich mehr Leistungen der sozialen und gesundheitlichen Absicherung zugänglich werden. Den diversen Herausforderungen bei der Arbeitssuche wird durch ein Peer-Beratungsangebot begegnet, welches durch den Einsatz von Erfahrungswissen gezielt unterstützt.

Ausgangspunkt für alle weiteren Schritte ist die Herstellung des Zugangs zu den Angeboten im *neunerhaus Café* durch einladende Räumlichkeiten und selbstbestimmte Nutzungsmöglichkeiten (Wirkungsziel 1). Die Stabilisierung der physischen und psychischen Gesundheit (Wirkungsziel 2) wird durch den frisch zubereiteten Mittagstisch, einen wohltuenden Aufenthaltsort und die frei zugängliche Beratung gefördert. Die Bearbeitung spezifischer Problemlagen (Wirkungsziel 3) ist ein Kernelement des Beratungsangebots zur Arbeitsmarktintegration, wobei für die inhaltliche Beratung und die Stärkung auf persönlicher Ebene insbesondere das Erfahrungswissen von Peer-Mitarbeiter*innen genutzt wird. Dadurch wird das Vertrauen ins Hilffsystem (Wirkungsziel 4)

nachhaltig gestärkt. Durch gezielte Informationen, den Ausbau von Ressourcen und gut vorbereitete Weitervermittlungen (Wirkungsziel 5) werden schließlich weitere Handlungsschritte aufgezeigt und möglich gemacht. Die wahrgenommenen Exklusionsprozesse werden innerhalb des Teams reflektiert, organisationsintern festgehalten und für Entscheidungsträger*innen zugänglich gemacht (Wirkungsziel 6).

Die Verortung von Wirkungszielen auf individueller und systemischer Ebene und die Reflexion darüber, wie diese ineinandergreifen, halten wir für essentiell für den Erfolg niederschwelliger Angebote. Wirkungen auf individueller und systemischer Ebene stehen bis zu einem gewissen Grad in Wechselwirkung miteinander: Für Erfolge auf individueller Ebene bedarf es oftmals entsprechender Bedingungen auf systemischer Ebene, umgekehrt profitieren Entscheidungsträger*innen auf systemischer Ebene von der Expertise, die im Rahmen der Interventionen und Beobachtungen auf individueller Ebene generiert wird. Deshalb braucht es insbesondere für das sechste Wirkungsziel (Wahrnehmung und Aufzeigen von Exklusionsprozessen) geeignete Plattformen, um die Erkenntnisse aus der Arbeit mit benachteiligten Personengruppen auf systemischer Ebene einbringen und dort Schritt für Schritt Verbesserungen der strukturellen Bedingungen hervorbringen zu können. Dies zeigt auf, wie Soziale Arbeit durch eine kritisch-reflexive Haltung wichtige Impulse setzen kann. Deren Relevanz wurde bereits in Kapitel 2.3 herausgearbeitet.

4 Soziale Sicherungssysteme durch niederschwellige Ausgestaltung weiterentwickeln

Soziale Sicherungssysteme stehen vor einer paradoxen Herausforderung: Durch eine Fülle von sozioökonomischen und gesellschaftspolitischen Dynamiken steigt die Relevanz von Wirkmechanismen und Investitionen in soziale Sicherungssysteme, damit die soziale und finanzielle Absicherung von vielen Personengruppen aufrechterhalten werden kann. Gleichzeitig erzeugen gerade diese Dynamiken einen Verteilungskampf um staatliche Ressourcen und erhöhen den Druck auf Leistungseinschränkungen. Die drohenden Konsequenzen davon sind Einschränkungen der Funktionen sozialstaatlicher Leistungen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene, wodurch Risiken ansteigen und Absicherung abnimmt. Das wiederum erhöht den Druck auf spezifische soziale Angebote, wie z.B. jene im Kontext der Wohnungslosenhilfe. Diese sind jedoch nicht darauf ausgerichtet, größer werdende Lücken sozialer Sicherungssysteme zu kompensieren, und sie sind bereits jetzt mit großen Herausforderungen konfrontiert. Wir plädieren deshalb für eine progressive Weiterentwicklung sozialer Sicherungssysteme durch die systematische Integration eines niederschweligen Ansatzes. Die Ausführungen dieses Beitrags untermauern die Notwendigkeit dieser Weiterentwicklung und stellen Impulse dafür bereit.

Aus unserer Sicht bietet eine solche Weiterentwicklung Antworten auf die zunehmend komplexer werdenden Herausforderungen pluraler Lebenslagen und ermöglicht effektive Unterstützung, da Zugänge zu Leistungen nicht nur bestehen bleiben, sondern verbessert werden. Soziale Arbeit spielt im Zuge dessen eine wichtige Rolle, da sie fachliches Wissen über und Analysen von Exklusionsprozessen zur Verfügung stellt.

Bei *neunerhaus* orientieren wir uns an der oben skizzierten niederschwelligen Arbeitsweise, die im Kontinuum von Nieder- und Hochschwelligkeit (vgl. Kap. 3.2) situiert ist, und fokussieren die Wirkungsziele (vgl. Kap. 3.3) auf individueller und systemischer Ebene, um eine gezielte und reflexive Neu- bzw. Weiterentwicklung von Angeboten entlang der Bedarfe der Nutzer*innen voranzutreiben. Es ist unser Anliegen, eine derartige Arbeitsweise auch an vorgelagerte Angebote des breiten sozialen Sicherungssystems zu vermitteln, um gemeinsam an einer progressiven Weiterentwicklung zu arbeiten – trotz und aufgrund bestehender gesellschaftlicher Krisendynamiken. Dafür gilt es, auf Basis fachlicher und praxisbezogener Expertise gesellschaftspolitische Ungleichheiten zu analysieren und daraus folgend – im Sinne von Policy-Arbeit als Teil des Portfolios einer Sozialorganisation – fundierte Lösungsvorschläge zu generieren.

Verweise

ⁱ Erläuterungen zu den Indikatoren siehe Statistik Austria (2025b).

ⁱⁱ *neunerhaus* ist eine Sozialorganisation in Wien, die innovative Angebote in den Bereichen der Wohnungslosenhilfe und der Gesundheitsversorgung setzt und darüber hinaus gezielt strukturelle Veränderungen im Sinne ihrer Vision verfolgt. Mehr Informationen unter <https://www.neunerhaus.at/>.

ⁱⁱⁱ Mehr Informationen zum *neunerhaus Café* unter <https://www.neunerhaus.at/blog/ein-ort-fuer-alle-das-neunerhaus-cafe/>.

Literaturverzeichnis

Arnold, Helmut/Höllmüller, Hubert (Hrsg.) (2017): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.

Bader, Pauline/Becker, Florian/Demirović, Alex/Dück, Julia (2011): VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus. Hamburg: VSA.

Dimmel, Nikolaus/Heitzmann, Karin/Schenk, Martin/Stelzer-Orthofer, Christine (2024): Die multiple Krise verändert die Anzahl und Zusammensetzung der Armutsbetroffenen sowie die relevanten Dimensionen der mehrdimensionalen Problemlage Armut. In: Dies. (Hrsg.): Armut in der Krisengesellschaft. Wien: Löcke, S. 117–133.

Fehmel, Thilo (2019): Sozialpolitik für die Soziale Arbeit. Baden-Baden: Nomos.

Groh-Samberg, Olaf/Hertel, Florian R. (2010): Abstieg der Mitte? Zur langfristigen Mobilität von Armut und Wohlstand. In: Burzan, Nicole/Berger, Peter A. (Hrsg.): Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte. Wiesbaden: VS Verlag, S. 137–157.

Hofer, Manuela (2020): Niederschwelligkeit und Ressourcenorientierung: Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Auftrag und Bedarf. In: Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (Hrsg.): Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wiesbaden: Springer VS, S. 205–216.

Leiber, Simone/Leitner, Siegrid (2017): Sozialpolitik. In: Kessl, Fabian/Kruse, Elke/Stövesand, Sabine/Thole, Werner (Hrsg.): Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder. Opladen/Toronto: Barbara Budrich, S. 106–115.

Mayrhofer, Hemma (2012): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive. Wien: Springer VS.

Neusteur, David (2024): Niederschwelligkeit und niederschwelliges Arbeiten bei *neunerhaus* – Fachkonzept. Unveröffentlichtes internes Dokument, *neunerhaus*.

Redemeyer, Angela/Block, Barbara (2011): Niedrigschwelligkeit – Was bedeutet das wirklich? Eine begriffliche Auseinandersetzung für die Soziale Arbeit. In: Sozialmagazin, Nr. 5, S. 22–30.

Reichenbach, Marie-Therese (2015): Wider den Begriff der Niederschwelligkeit. Kritische Betrachtung eines ungeklärten Begriffes in der Sozialen Arbeit. In: Soziale Arbeit, 64(9), S. 335–341.

Soukup, Nikolai/Heitzmann, Karin (2023): Diagnosen zur sozialen Lage und Sozialpolitik in Österreich – und Ansätze für eine progressive Weiterentwicklung des Sozialstaates. In: Buxbaum, Adi/Filipič, Ursula/Pirklbauer, Sybille/Soukup, Nikolai/Wagner, Norman (Hrsg.): Soziale Lage und Sozialpolitik in Österreich 2023: Entwicklungen und Perspektiven. Wien: ÖGB; S. 5–24.

Stark, Christian (2012): Methodisches Arbeiten in niederschwelligen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Verwahrung von Armut oder professionelle zu einem menschenwürdigen Leben? In: soziales_kapital, Nr. 8. <https://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/231/380>

Statistik Austria (2021): Tabellenband EU-SILC 2020. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Tabellenband_2020.pdf (30.05.2025).

Statistik Austria (2022): Tabellenband EU-SILC 2021. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Tabellenband_EUSILC_2021.pdf (30.05.2025).

Statistik Austria (2023): Tabellenband EU-SILC 2022. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Tabellenband_EUSILC_2022.pdf (30.05.2025).

Statistik Austria (2024a): Europäische und nationale Kennzahlen zu Lebensbedingungen in Österreich 2008 bis 2022. Wien.

Statistik Austria (2024b): Tabellenband EU-SILC 2023. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Tabellenband_EUSILC_2023.pdf (30.05.2025).

Statistik Austria (2025a): Tabellenband EU-SILC 2024. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Tabellenband_EUSILC_2024.pdf (30.05.2025).

Statistik Austria (2025b): EU-Definition zum Indikator Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung und dessen Teilindikatoren. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/EU-Definition_Armuts-_oder_Ausgrenzungsgefaehrdung_01.pdf (30.05.2025).

Steckelberg, Claudia (2016): Niederschwelligkeit als Handlungskonzept Sozialer Arbeit. In: Soziale Arbeit, 65, S. 449–455.

Über die Autor_innen

David Neusteurer, MA

david.neusteurer@neunerhaus.at

Ist Sozialarbeiter und Sozialwissenschaftler. Als Referent für Grundlagen & Policy-Arbeit bei der Sozialorganisation *neunerhaus* arbeitet er zu den Schwerpunkten Soziale Arbeit, Niederschwelligkeit und Sozialpolitik.

Mag.a DSAin Elisabeth Hammer, MSc

elisabeth.hammer@neunerhaus.at

Ist Sozialwissenschaftlerin, Geschäftsführerin der Sozialorganisation *neunerhaus*, Obfrau der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAWO) und Autorin verschiedener Publikationen zum Thema Wohnungslosigkeit und Soziale Arbeit.

Hard-To-Reach or No Access?

Hard-to-reach

Ein Etikett zur Dekonstruktion – oder wie einfach es wäre, sich von jungen Erwachsenen ihre Erfahrungen mit der Sozialen Arbeit erzählen zu lassen

Hubert Höllmüller

Hubert Höllmüller. Hard-to-reach. Ein Etikett zur Dekonstruktion – oder wie einfach es wäre, sich von jungen Erwachsenen ihre Erfahrungen mit der Sozialen Arbeit erzählen zu lassen. *soziales_kapital*, Bd. 30 (2025). Rubrik: Thema. Feldkirchen.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/841/1582>

Zusammenfassung

In diesem Beitrag geht es darum, den gängigen Fachbegriff hard-to-reach zu dekonstruieren. Es wird gefragt, ob die eingeschränkte Erreichbarkeit von Zielgruppen an den Zielgruppen selbst liegt oder in den Strukturen und Arrangements der Sozialen Arbeit. Die für die Soziale Arbeit sehr spezifische Feldkompetenz – also der Zugang zu Zielgruppen durch aufsuchende und nachgehende Arbeit in deren Lebenswelten und Sozialräumen – reduziert das Problem des Zugangs bis auf Ausnahmen auf die Frage von (fehlenden) Aufträgen und Ressourcen. Deshalb wird der Frage nachgegangen, warum sich dieses Etikett so beständig im Fachdiskurs hält und dabei die Soziale Arbeit selbst thematisiert unter Bezug auf das Kapitalienkonzept von Pierre Bourdieu.

Schlagworte: Etikettierung, Dekonstruktion, Niederschwelligkeit, Symbolkapitalismus, hard-to-reach

Abstract

The aim of this article is to deconstruct the common technical term hard-to-reach. It posits the question of whether the limited accessibility of target groups is due to the target groups themselves or due to the structures and arrangements of social work. The distinct field competence of social work—namely, access to target groups through outreach and follow-up work in their living environments and social spaces—mitigates the issue of access to resources and assignments, with a few exceptions. For this reason, the question of why this label persists so consistently in professional discourse will be explored, and social work itself will be addressed with reference to Pierre Bourdieu's concept of capital.

Keywords: labeling, deconstruction, low threshold, symbolic capitalism

1 Perspektive 1: Hard-to-reach und Niederschwelligkeit

Hard-to-reach ist ein gängiger Fachbegriff der Sozialen Arbeit zur Bezeichnung von Zielgruppen, „die nicht über die vorhandenen Begegnungsstrukturen erreichbar sind bzw. die diese bewusst vermeiden und/oder ablehnen“ (Höllmüller 2022a). Allerdings lässt sich fragen, inwieweit er Erklärungskraft hat, liegt die schwere Erreichbarkeit doch daran, dass die Zielgruppen besondere Einschränkungen und/oder Bedarfe haben. Die gute Nachricht ist: Es gibt inzwischen ausreichend Konzepte und Methoden, um diese Zielgruppen doch zu erreichen. Abgesehen von denen, die sich in ihrem Lebensalltag bewusst der Sozialen Arbeit entziehen oder durch Zwang entzogen werden. Es ist eine Besonderheit der Sozialen Arbeit (in marktkapitalistischer Sprechweise ein *unique selling point*), dass sie Zielgruppen in ihrer Lebenswelt aufsucht, ohne sie „heimzusuchen“. Sie erreicht Personen mit der nötigen Sensibilität im öffentlichen, halböffentlichen und auch privaten Raum, die für andere Berufsgruppen unerreichbar sind, und kann niederschwellige Angebote schaffen, die auch diejenigen nutzen, die sonst keinen Weg zur Sozialen Arbeit finden. Bei der Reflexion und Kritik des Begriffs hard-to-reach ist es deshalb wichtig, die Soziale Arbeit selbst zu thematisieren und zu fragen, wieso Zielgruppen als hard-to-reach etikettiert werden, obwohl die Beschränkungen in der Profession liegen.

Die konzeptionelle Antwort der Sozialen Arbeit auf hard-to-reach ist zumeist Niederschwelligkeit, also der Ansatz, Zugangshürden so weit zu reduzieren, dass die entsprechenden Personen Angebote (leichter) nutzen (können). Mögliche Schwellen sind nicht nur Äußerlichkeiten wie Öffnungszeiten, Anmeldepflicht, Lage des Angebots oder Kostenaspekte, sondern auch ‚weiche Faktoren‘ wie die professionelle Haltung, Selbstdeutungen der Zielgruppen und Stigmatisierungen. Hierdurch eröffnet sich bereits eine kritische Perspektive auf die Soziale Arbeit selbst, denn Haltungen und Stigmatisierungen haben nichts mit den Adressierten zu tun, sondern nur mit den Adressierenden.

Diese Selbstthematization ist anderen Professionen noch fremd. Im Psychiatrieverlag (sic!) wird 2020 zum Thema hard-to-reach noch sehr unbedarft definiert:

„In der psychosozialen Arbeit wird oftmals von einer Klientel berichtet, durch die sich die Mitarbeitenden psychosozialer Dienste und Einrichtungen mit einer Reihe von Herausforderungen und ihren professionellen Grenzen konfrontiert sehen. Danach können (oder wollen) – so das bestehende Bild – die Betroffenen nicht in der beabsichtigten Weise von den bestehenden Versorgungssystemen profitieren. [...] Hard-to-reach-Klientinnen und -Klienten zeichnen sich [...] durch folgende Merkmale aus:

- Komplexer Hilfebedarf und multiple existentielle Problemlagen
- Herausfordernde Verhaltensweisen oder abweichende Lebensentwürfe,
- Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen,
- Keine erkennbare ausreichende Motivation für professionelle Unterstützung,
- Keine Äußerung anknüpfungsfähiger Bedarfe,
- Kommunikative Barrieren, fehlendes Wissen zu bestehenden Hilfen oder eingeschränkte Mobilität.“ (Giertz/Große/Gahleitner 2020: 15–16)

Hier stehen die „Klient*innen“ (auch ein Begriff, der in der Sozialen Arbeit bald nur mehr historisch lesbar sein sollte) im Fokus und die angeführten Merkmale sollen nicht Mitarbeitende mit ihren professionellen Grenzen konfrontieren, sondern lediglich auf einen professionellen Umgang verweisen.

Die Soziale Arbeit antwortet auf das Nicht-Aufsuchen ihrer Angebotsstrukturen konzeptionell mit dem Aufsuchen der Zielgruppen in ihren Lebenswelten, um dort Begegnungen zu gestalten, die ein Arbeitsbündnis im Sinne der Bedarfe der Adressierten ermöglichen sollen. Mit diesem Konzept sind alle Zielgruppen erreichbar bis auf jene, die sich in ihrem Lebensalltag bewusst der Sozialen Arbeit entziehen oder durch Zwang entzogen werden. Der Hinweis auf das Beharren der Sozialen Arbeit auf den Hard-to-reach-Begriff bringt per se ein kritisches Potential in Bezug auf die Interventionssysteme mit sich: Die Gründe für die schwere Erreichbarkeit von Personen können bei den adressierten Personen liegen, aber auch im Interventionssystem, das auf die Ressourcen und Restriktionen der Zielgruppen zu wenig oder gar nicht eingeht. Und noch einmal strenger: oder gar nicht eingehen will. Verschärft wird dieses Setting, wenn sich adressierte Personen bewusst entziehen und eine Einbindung in Interventionssysteme verweigern. Die damit verbundene Vorstellung, dass sie dadurch Systeme „sprengen“ – so wie etwas, das nicht in einen Rahmen passt –, zeigt die Abwehr jeder kritischen Perspektive. Das System macht alles richtig, nur die adressierten Personen verstehen das nicht.

Für eine Bearbeitung dieses Phänomens ist der Auftrag entscheidend: Einerseits erfolgt dieser ausdrücklich für bestimmte Zielgruppen wie bei Streetwork und Mobiler Jugendarbeit, Parkbetreuung oder Anlaufstellen und der Erfolg wird daran gemessen, inwieweit aus hard-to-reach dann easy-to-reach wird. Andererseits wird bei anderen Interventionssystemen durchaus akzeptiert, dass einzelne adressierte Personen nicht erreicht werden. Hier entscheiden die Eigeninitiativen der Interventionssysteme bzw. Nachschärfungen der Auftraggeber, ob mehr auf die Ressourcen und Restriktionen der adressierten Personen eingegangen wird. Aber auch wenn Auftrag und Ressourcen stimmen, ist die Umsetzung nicht garantiert: Wenn das Arbeitszeitverständnis Nachteinsätze der

Streetwork oder Wochenendöffnung von Jugendräumen verhindert, oder wenn die Stechuhr die Teilnahme einer Jugendamtssozialarbeiterin an einem Familienrat verhindert, weil dieser Termin nach 17:00 stattfindet, dann kann auch mit dem besten Auftrag niemand erreicht werden.

2 Perspektive 2: Welches Radar ortet U-Boote?

Wer als hard-to-reach gilt, ist schon ein Definitionsdiskurs für sich. Armut als soziales Problem, und damit eines der Kernthemen der Sozialen Arbeit seit Jahrhunderten sowie im lokalen und globalen Kontext, steht da an prominenter Stelle. „Armutsbetroffene Personen gelten in der Forschung als ‚hard to reach‘ – also als Gruppe, die für die Wissenschaft besonders schwer erreichbar ist.“ (BMK 2024: 16) Der veröffentlichte Diskurs zur finanziellen Unterstützung von armutsbetroffenen Personen – unabhängig davon, ob es sich um Sozialhilfe, Mindestsicherung oder Grundsicherung handelt –, thematisiert dies aber nicht. Es werden zwar zahlreiche Statistiken über Bezüge veröffentlicht, was allerdings nicht thematisiert wird, ist der „Non Take Up“:

„Originally, non take-up was a term applied specifically within the context of financial social benefits, which is why the original definition for non take-up was all persons or households entitled to receive financial social benefits who are unaware of their entitlement. [...] Even if the debate surrounding non take-up has different origins across different countries, it has always been a sign of political concern over the issue of effectiveness of social spending.“ (Warein 2016: 1)

Ein beträchtlicher Teil der anspruchsberechtigten armutsbetroffenen Personen wird von den ihnen zustehenden Geldern nicht erreicht. Für Österreich ist die aktuellste Untersuchung dazu vom Juni 2021, hierin geht es um den Non Take Up der Wiener Mindestsicherung. Richard Heuberger (2001: 22) schreibt in seinem Endbericht: „Aus der direkten Berechnungsmethode aus den Daten ergibt sich eine Non take up-Quote von 33% auf Haushaltsebene und von 27% auf Personenebene. Die Schwankungsbreite beträgt etwa 6 Prozentpunkte, die Non take up-Quote liegt also zwischen 27% und 39%.“

Diese Zahlen finden keinen Eingang in öffentliche Diskurse. Während gern über Höhen, besonders über zu hohe Beträge, Anspruchsvarianten etc. gesprochen wird, scheint das Drittel der Armutsbetroffenen, die keine Zuwendung erhalten, kaum relevant. Dabei könnte sich ein Sozialstaat schon fragen, wie treffsicher seine Unterstützungen angesichts dessen sind. Wenn ganz in juristischer Manier der „Sinn des Gesetzes“ bzw. die „Absicht des Gesetzgebers“ im Zentrum steht, dann müsste es ein deutlicheres Echo darauf geben, dass eine so hohe Zahl von Berechtigten

– diejenigen, die tatsächlich arm sind mit allen Konsequenzen, Belastungen und gesundheitlichen Schäden – seit Jahrzehnten von der staatlichen Unterstützung nicht erreicht wird. Weil die Soziale Arbeit ja eigentlich weiß, wie diese Personengruppe erreichbar ist, stellt sich die Frage, wieso nicht die notwendigen Unterstützungsprogramme aufgelegt werden – und zwar nicht nur für Österreich:

„Non-take-up is a particular challenge with minimum income benefits. In Europe, the non-take-up of the minimum income benefit ranges from twenty-nine to fifty-seven percent. [...] [T]he biggest barrier to benefit take-up in Europe is the application procedure, followed by a lack of information on the application procedure and the benefits themselves [...]. The report thus concludes with the following recommendations: make information accessible, simplify application procedures while preserving physical access to applications, and involve people living in poverty in service design.“ (ISSA 2023)

Es ist also eine Frage des Zugangs: Fehlende Information und fehlende Fertigkeiten, Anträge in der entsprechenden Form zu stellen, sowie fehlendes *service user involvement* bei der Gestaltung des Zugangs. Für Österreich weist die Armutskonferenz diesbezüglich einen Fortschritt im letzten Jahrzehnt aus:

„Eine aktuelle Studie des European Center for Social Welfare Policy and Research zeigt, dass die Einführung der Bedarfsorientierten Mindestsicherung zu einer signifikanten Reduktion der Nichtinanspruchnahme von Sozialhilfe geführt hat. So haben 2003 61.000 anspruchsberechtigte Haushalte (39%) keine Sozialhilfe in Anspruch genommen, 2009 sogar 114.000 Haushalte (51%). Mit Einführung der Bedarfsorientierten Mindestsicherung sank dieser Wert bis 2015 hingegen auf 73.000 Haushalte (30%).“ (Armutskonferenz 2019)

Das wesentliche Element der neu eingeführten Mindestsicherung war, dass der Antrag nicht mehr bei der jeweiligen Heimatgemeinde, sondern bei der Bezirkshauptmannschaft zu stellen war. Die Armutskonferenz identifiziert einen weiteren wichtigen Grund für die hohe Non-Take-Up-Quote: Scham. Ein Teil der Sozialhilfebeziehenden wollte nicht auf die Heimatgemeinde gehen, aus Angst davor, dass jemand mitbekommt, dass sie einen Sozialhilfeantrag stellen. Wenn Martin Schenk (2019) davon spricht, dass Beschämung „eine soziale Waffe [ist]. [...] Sie rechtfertigt die Bloßstellung und Demütigung als von den Beschämten selbst verschuldet“, dann stellt sich die Frage, wer diese

Waffe in Anschlag bringt und wer sie betätigt. Wer betreibt Bloßstellung und Demütigung? Oder, mit der Definition von Neckel (2008): Wer hat Interesse daran, die eigene Macht zu erhöhen?

„Beschämungen sind soziale Techniken, um eigene Vorteile gegenüber fremden Ansprüchen konservieren zu können, um abweichende Lebensformen oder Eigenschaften als minderwertig zu klassifizieren, um die eigene Macht in der Interaktion mit Dritten zu erhöhen. Damit der Akt der Beschämung seinen Zweck erreicht, muss für den beschämenden Mangel die Verantwortlichkeit auf die beschämte Person selbst übertragen werden.“ (Neckel 2008: 24)

Alban Knecht kann sowohl den Ort als auch die Akteur*innen der Beschämung zuordnen: „Armutsbetroffene sind in besonderem Maße beschämenden Situationen ausgesetzt. Unter anderem auf Ämtern, in Einrichtungen des Gesundheitssystems wie auch in den Medien“ (Knecht 2019: 342). Beschämung ist darüber hinaus auch ein Phänomen in der Sozialen Arbeit, und zwar nicht nur im Erwachsenenbereich, sondern auch in der Kinder- und Jugendhilfe:

„Im sozialpädagogischen Kontext erfolgte zwar insbesondere im Zuge sozialpolitischer Veränderungen sowie herabwürdigender Etikettierungen der Klientel Sozialer Arbeit in politischen und öffentlichen Debatten als ‚neue Unterschicht‘ (Nolte 2004: 35; kritisch dazu vgl. Kessler 2005, 2007) bzw. ‚underclass‘ eine kritische Auseinandersetzung über ‚blaming‘ (vgl. Abramovitz 1995; Handler/Hasenfeld 2007) und über beschämende Strukturen (Bolay 1998). Doch bilden hier die Phänomene Scham und Beschämung nur vereinzelt explizit den Gegenstand der Reflexionen.“ (Magyar-Haas 2011: 277)

Einen Teil der Hard-to-reach-Zielgruppen produziert also die Soziale Arbeit selbst, wenn sie diese durch Beschämung bewusst ausschließt oder auch nur die Beschämung in öffentlichen Diskursen, von Medien und Politik unkommentiert und ohne Kritik stehen lässt.

Abseits armutsbetroffener Personen sind die gesellschaftlichen Gruppen besonders schwer erreichbar, die sich im Illegalen aufhalten (müssen) und also den öffentlichen Raum so gut es geht meiden sowie diejenigen, die mit Gewalt daran gehindert werden, in den öffentlichen Raum zu treten. Aber schwer erreichbar heißt auch hier nicht, nicht erreichbar. Im Falle familiärer Gewalt ist es beispielsweise eine Frage des halböffentlichen Raumes und der Bereitschaft, hinzusehen, um dann die Gewalt ansprechen bzw. anzeigen zu können. Bei Menschenhandel, Zwangsheirat,

illegaler Prostitution oder Sklaverei (ich meine dies weder historisch noch in einem globalen Kontext, sondern auf das Österreich des Hier und Jetzt bezogen) gibt es einzelne Projekte, die Erfahrungen damit sammeln, wie diese Hard-to-reach-Personengruppen erreicht werden können – auch diese „U-Boote“ tauchen von Zeit zu Zeit auf.

3 Perspektive 3: Wer will wen erreichen und wozu?

Das Journal, in dem sie diesen Beitrag lesen, ist die Online-Zeitschrift aller Studiengänge für Soziale Arbeit in Österreich und wurde von diesen *soziales_kapital* genannt. Es ist die zentrale Plattform für Fachdiskurse der Sozialen Arbeit in Österreich. Auch wenn die Begründung für diese Namensgebung nicht ausdrücklich mitgeliefert wurde, geht es eindeutig um einen Bezug zum Kapitalkonzept von Pierre Bourdieu. Vermutlich soll mit dem Titel zum Ausdruck gebracht werden, dass es in der Sozialen Arbeit um das soziale Kapital der entsprechenden Zielgruppen geht. Als marginalisierte und schlecht ausgestattete soziale Gruppen soll ihr soziales Kapital vermehrt, erhöht bzw. ‚akkumuliert‘ werden. Ganz im Sinne Bourdieus erleichtert eine Zunahme dieser Kapitalform den Zugang zu finanziellem Kapital.

Das ist eine durchaus positive Sichtweise, die – theoretisch fundiert – sowohl in der Disziplin als auch in der Profession Sozialer Arbeit wenig Widerspruch hervorrufen dürfte. In der klassischen Sozialarbeit steht zwar die Umsetzung der materiellen und finanziellen Ansprüche der Zielgruppen im Zentrum – wie sich anhand der Non-take-up-Quote der „Sozialhilfe“ zeigt, gäbe es da auch noch viel zu tun –, aber in den meisten Handlungsfeldern kann nicht finanzielles Kapital verteilt, sondern eben „nur“ soziales Kapital erhöht werden. Zum Thema kulturelles Kapital wird in der Bildungsforschung und Bildungstheorie noch über die „Vererbung“ von akademischen Abschlüssen nachgedacht, aber dann hören die Bezüge zu Bourdieu und seiner Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse auf. Würde sich die disziplinäre und professionelle Sozialarbeits-Community allerdings etwas mehr selbst thematisieren, dann würden sich zwangsläufig Fragen zum symbolischen Kapital innerhalb der Sozialen Arbeit stellen. Für die Disziplin ließe sich dann fragen, wo wir es mit „Wissenschaftskapitalist*innen“ zu tun haben, denen es in erster Linie um den Zugang zu Rollen und Reputation geht, um Definitionsmacht und Entscheidungspositionen. Thomas Höhne schreibt dazu:

„Erfolgreiche WissenschaftlerInnen sind nach Bourdieu auch immer ‚wissenschaftliche Kapitalisten‘ (Bourdieu 1998, S. 23, 27) im Feld, die viel symbolisches Kapital auf sich vereinen [...]. [E]rst mit der systematischen Kopplung von Handlungszwängen und Anreizsystemen wird eine Normalisierung des Kampfes um (knappe) Ressourcen

erreicht. Auf diese Art wird politisch eine marktförmige Knappheitssituation erzeugt, bei der alle Akteure aufgefordert sind, letztlich auch wie Marktakteure kompetitiv im Kampf um die begehrten symbolischen Güter zu agieren.“ (Höhe 2021: 39)

Knappe Ressourcen sind auch Forschungsgelder, Personalfinanzierung etc., aber ganz im Sinne Bourdieus muss zuerst symbolisches Kapital akkumuliert werden, um ökonomisches erschließen zu können: „Auch im wissenschaftlichen Feld geht es um die Akkumulation von Kapital, allerdings nicht von materiellem, sondern vom symbolischen Kapital (Reputation, Ehre, Distinktion, anerkannte Originalität) untrennbar verknüpft mit dem Kampf um wissenschaftliche Glaubwürdigkeit“ (Fröhlich 2003: 118). Und verstehen wir die Profession der Sozialen Arbeit als „soziales Feld“ – der Feldbegriff ist in der Sozialen Arbeit ohnehin zentral – dann ließe sich auch hier mit Bourdieu gut weiterdenken:

„Soziale Felder sind für ihn der Raum, in den [sic!] sich die Machtbeziehungen zwischen Akteuren konzentrieren, also die gesellschaftlichen Arenen, in denen unterschiedliche Akteure um soziale Vorteile ringen und Machtverhältnisse bestimmt werden. Damit verweist Bourdieu auf eine Grundeigenschaft jedes Feldes: Den Kampf. Für ihn wird jedes soziale Feld von einer Gruppe von Akteuren bestimmt, die eine ‚Orthodoxie‘ bilden und die die anderen Akteure – die er als heterodox oder häretisch bezeichnet – unterwerfen. [...] Die Ressourcen, die die einzelnen Akteure oder Gruppen in diesem Kampf verwenden, hat Bourdieu in mehrere Kapitalsorten zerlegt.“ (Burchardt 2003: 507)

In der Profession lässt sich fragen, wo die „Orthodoxie“ auf Mitarbeiter*innen-Ebene, in den Leitungen und Führungsfeldern symbolisches Kapital akkumulieren kann und wo es auch tatsächlich akkumuliert wird. „Das symbolische Kapital ist gewissermaßen eine den drei anderen Kapitalarten übergeordnete Ressource. Denn das symbolische Kapital entsteht als gesellschaftlicher Anerkennungsakt durch andere und bestimmt Ansehen und Prestige einer Person.“ (Rehbein 2016: 109)

Diese symbolkapitalistische Perspektive ermöglicht eine neue Sicht auf Fragen nach dem Nutzen und den Hilfseffekten all der „Hilfen“, die im System durchgeführt bzw. angeboten werden. Wenn das Macht-Haben und die Macht, Recht zu haben, in den Vordergrund treten, werden Wirkungsansprüche zumindest sekundär und es wird das schlechte alte Verwalten von Problemen wieder aktuell. In zahlreichen Bereichen der Sozialen Arbeit ist naheliegend, dass es sich um Symbolkapitalismus nach Bourdieu handelt: Wie erhalten private Organisationen der Sozialen

Arbeit ihre Aufträge und damit öffentliche Gelder? Wie wichtig ist Wachstum und was bedeutet es, wenn die Wirtschaftskammer den Leiter des größten Sozialunternehmens eines Bundeslandes zum „Manager des Jahres“ wählt? Wie beeinflusst und erhält der Symbolkapitalismus schließlich die Mehrheitskultur der Sozialen Arbeit, die immer noch paternalistisch und expertokratisch ist (vgl. Höllmüller 2022b)?

Noch einmal rekapituliert: Lässt sich in der Sozialen Arbeit symbolisches Kapital akkumulieren, und wenn ja, von wem? Kann es auch in der Sozialen Arbeit um Ansehen, Status und Prestige gehen, um Machtausübung als Kapitalvermehrung? Auch wenn Soziale Arbeit gesamtgesellschaftlich und im Vergleich zu anderen Professionen ein geringes Ansehen hat, reicht doch die Selbstanerkennung oder, mit einem beliebten Wort der Sozialen Arbeit, die Wertschätzung (durch sich selbst). Denn auch damit geht es um „Wert“, um etwas, das sich als mehr und als weniger „schätzen“ lässt:

„Auf der Seite des symbolischen Pols findet sich symbolisches Kapital in Form von ‚Prestige‘, das ‚in allen Feldern und Institutionen ähnlich beschaffen ist‘ und das auf einer ‚kaum oder schwach institutionalisierten Anerkennung‘ der Gemeinschaft der Kolleginnen und Kollegen beruht.“ (Bourdieu 1998: 31).

Wie verträgt sich der real existierende Symbolkapitalismus in der Sozialen Arbeit mit der Frage der Erreichbarkeit von Adressat*innen? Er liefert jedenfalls eine mögliche Begründung dafür, wieso Zielgruppen als hard-to-reach etikettiert werden, obwohl sie es bei Anwendung der entsprechenden Konzepte nicht sind. Wo es vorrangig um den Erwerb und den Erhalt von symbolischem Kapital geht (so wie eben in kapitalistischen Dynamiken generell), wird die Arbeit mit Zielgruppen nachrangig. Wenn sie sich dann auch noch „zieren“ und „kompliziert“ werden, dann ist eine wirkungsvolle Strategie der Verantwortungsabwehr, sie als schwierig und schwer erreichbar zu bezeichnen. Eine weitere beliebte Spielform davon ist das Etikett der „Scheinkooperation“, ein gängiger Pseudofachbegriff in der Kinder- und Jugendhilfe. Bemerkenswert, dass sich der Ergänzungsbegriff „Scheinhilfe“ noch nicht etabliert hat.

4 Perspektive 4: Wir reden über uns selbst und wir beforschen uns selbst – *Momo Austria*

Anfang März in einem Seminar zum Thema Pathologisierung an der FH Kärnten, Studiengang Soziale Arbeit: Patrick sitzt im Sesselkreis mit zwanzig Studierenden und spricht über seine Diagnosen und sein Leben. Was haben ihm diese Diagnosen gebracht? Warum war er anfangs dagegen und findet jetzt, sie haben ihm genutzt? Patrick erzählt von seinem Alltag in der Einrichtung, in der er

jetzt noch für eineinhalb Jahre wohnt. Ob er viele Kontakte nach außen hat? Ob er Freunde hat? Es passt. Und dann finden die Studierenden heraus, dass er einen Verein gegründet hat, er hat die Statuten geschrieben und er ist der Obmann. Worum geht es in dem Verein? Jugendliche und junge Erwachsene sollen sich selbst organisieren und über sich selbst sprechen – über ihre Erfahrungen mit dem Erwachsenwerden, ihre Erfahrungen mit der Kinder- und Jugendhilfe, darüber was in ihrer Familie schiefgelaufen ist. Patrick erzählt von seiner Familie, davon was ihn aus der Bahn geworfen und was ihn wieder zurück gebracht hat. Der Verein, den er gegründet hat, heißt *Momo Austria*, es gibt eine Homepage (<https://momo-austria.jimdosite.com/>) und deshalb muss er auch nicht anonymisiert werden, denn er ist mit Foto und Namen dort zu finden. „Service User Involvement“ ist der Fachbegriff dafür, was in diesem Seminar passiert ist. Allerdings sind das nur die ersten Schritte. Denn die Einbeziehung von Nutzer*innen der Sozialen Arbeit würde konsequenterweise auch bedeuten, diesen Nutzer*innen bezahlte Lehraufträge dafür zu geben, dass sie Studierenden und Lehrenden von ihren Lebenswelten erzählen und davon, was wirklich genutzt und was geschadet hat. So weit sind wir noch lange nicht.

Aber wer will diese *service user* überhaupt hören? Obwohl sich der Verein kurz nach seiner Gründung bei der Fachabteilung des Landes vorgestellt hat, bekommt er bis dato keinen Cent Unterstützung. Da geht es dem *Careleaver Verein* etwas besser: Er bekommt öffentliche Gelder, im Internet erscheint bei der Suche nach ihm zuerst die Forschungsprojektseite der Uni Klagenfurt, der Verein ist davon eine Rubrik. Oder er wird auf den Homepages zweier großer privater Organisationen genannt, die beide nicht nur in der Kinder- und Jugendhilfe ein breites Tätigkeitsfeld haben. Die zentralen Forderungen des *Careleaver Vereins* sind die Verlängerung der Betreuung bis zum 26. Lebensjahr; das Recht auf Wiedereinstieg in Jugendhilfe-Maßnahmen nach dem 18. Geburtstag; finanzielle Unterstützung bis zum 26. Lebensjahr; Unterstützung im Bildungs- und Ausbildungsweg; Wohnungsförderung; das Recht auf Gesundheit; Information und Beratung (vgl. *Careleaver Verein* 2024: 2).

Aber zurück zu Patrick. Er erzählt, wie es zur Gründung seines Vereins gekommen ist. Und nach mehrmaligem Nachfragen erzählt er auch, dass er gerade mit rund zehn anderen jungen Erwachsenen ein Forschungsprojekt macht, dessen Thema sie selbst festgelegt haben (es geht um Trauma-Erfahrungen von jungen Erwachsenen), für das sie selber den Fragebogen erstellt und Interviews durchgeführt haben und dessen Auswertung sie nun selbst machen werden. Ja, eine Sozialarbeiterin, die ihre Ergebnisse in eine Masterarbeit überführen möchte, hat ihnen die einzelnen Schritte erklärt – sie wollen das schließlich ordentlich machen. Aber sie haben über die Gestaltung jeder dieser Schritte selber entschieden und jeden selber ausgeführt. Wer wissen will, welche Erfahrungen sie bisher mit der Sozialen Arbeit gemacht haben, muss sie nur fragen – von

wegen hard-to-reach.

5 Conclusio

Hard-to-reach ist ein Fachbegriff, der eine Dekonstruktionsschleife benötigt. Großteils weiß die Soziale Arbeit, wie ihre Zielgruppen zu erreichen sind – gerade ihre Feldkompetenz zeichnet sie ja aus. Es sind die angrenzenden Professionen, die weniger Zugänge finden sowie der hochschwellige Teil der Sozialen Arbeit, wobei hier Selbstthematisierung gefragt ist: Wie sehr lassen sich Hochschwelligkeit und Soziale Arbeit überhaupt verbinden?

Wo es tatsächlich auch für die Soziale Arbeit schwierig wird, Zielgruppen zu erreichen, ist im Kontext von Illegalität und im Falle des gewaltsamen Fernhaltens von Zielgruppen von öffentlichen Räumen. Menschenhandel und Wohnungsprostitution, Fluchtrouten und Zwangsehen geschehen in einem Feld, wo Akteure auf bewusste „Unsichtbarkeit“ abzielen und im Kontext des Menschenhandels auch mit Gewalt arbeiten. Aber schwierig heißt nicht unmöglich. Es gibt zahlreiche Projekte, die hier Felderfahrung sammeln.

Was die Etikettierung von Zielgruppen als hard-to-reach befördert, ist der unausgesprochene symbolische Kapitalismus in der Sozialen Arbeit, wo die Anhäufung von Status und Macht wichtiger ist als der Auftrag, mit allen Zielgruppen akzeptierend und partizipativ zu arbeiten. Das Prinzip „nothing about me without me“ – übernommen aus der Arbeit mit Menschen mit Behinderung – drückt aus der Perspektive der Zielgruppen das Gegenteil davon aus, sich von den Unterstützungsarrangements der Sozialen Arbeit nicht erreichen lassen zu wollen. Unterstützung muss jedoch auf Augenhöhe stattfinden, sie darf nicht bevormundend und nicht expertokratisch sein. Die Feldkompetenz der Sozialen Arbeit ist gut entwickelt, aber Kompetenz braucht nicht nur Wissen, Fertigkeiten und die Haltung, sondern auch die tatsächliche Umsetzung – und diese lässt sich mit dem Hard-to-reach-Label rasch abwehren.

Literaturverzeichnis

Armutskonferenz (2019): 30% bekommen nicht, was ihnen helfen würde. Nichtinanspruchnahme aber in der Mindestsicherung deutlich gesunken. <https://www.armutskonferenz.at/aktivitaeten/mindestsicherungs-monitoring/mindestsicherung-news/30-bekommen-nicht-was-ihnen-helfen-wuerde-nichtinanspruchnahme-aber-in-der-mindestsicherung-deutlich-gesunken.html> (03.04.2025).

BMK – Bundesministeriums für Klimaschutz, Umwelt, Energie, Mobilität, Innovation und Technologie (2024): Perspektiven armutsbetroffener Menschen auf die Klimakrise. Wien.

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt: Suhrkamp.

Burchardt, Hans-Jürgen (2003): Pierre Bourdieu und das Elend der Globalisierung. In: Leviathan, 31, S. 505–518. <https://doi.org/10.1007/s11578-003-0029-6>

Careleaver Verein (2024): Infolyer. <https://storage.e.jimdo.com/file/6d89bbf4-f8e3-4677-b497-97d44a98f16c/Flyer%20mit%20Spendeninfo.pdf> (03.04.2025).

Fröhlich, Gerhard (2003): Kontrolle durch Konkurrenz und Kritik? Das „wissenschaftliche Feld“ bei Pierre Bourdieu. In: Rehbain, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Konstanz: UVK, S. 117–129.

Giertz, Karsten/Große, Lisa/Gahleitner, Silke B. (Hg.) (2020): Hard to reach: schwer erreichbare Klientel unterstützen. Köln: Psychiatrie Verlag.

Heuberger, Richard (2001): Non Take Up der Wiener Mindestsicherung (WMS). Endbericht / Überarbeitung Juni 2021. https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/2021_07_15_WMS_Bericht_nontakeup.pdf (03.04.2025).

Höhne, Thomas (2021): Symbolisches Kapital in der Wissenschaft – zur Transformation von WissenschaftlerInnen in WissenschaftskapitalistInnen. In: Brenner, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hg.): Entwicklungen im Feld der Hochschule. Weinheim: Beltz Juventa, S. 22–39.

Höllmüller, Hubert (2022a): Hard-to-reach. In: socialnet Lexikon. <https://www.socialnet.de/lexikon/28860> (04.03.2025).

Höllmüller, Hubert (2022b): Das Kinder- und Jugendhilfesystem in Österreich – Innovation im System oder Innovation des Systems? In: soziales_kapital, Nr. 26, S. 341–354. <https://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/751>

ISSA – International Social Security Association (2023): Social security and human rights – Ensuring access and combatting the non-take-up of social benefits. <https://www.issa.int/analysis/social-security-and-human-rights-ensuring-access-and-combatting-non-take-social-benefits> (03.04.2025).

Knecht, Alban (2019): Beschämung von Armutsbetroffenen –Erfahrungen und Gegenstrategien. In: Soziale Arbeit, 9, DZI Berlin, S. 342–349.

Magyar-Haas, Veronika. (2011): Subtile Anlässe von Scham und Beschämung in (sozial) pädagogischen Situationen. In: Arbeitskreis Jugendhilfe im Wandel (Hg): Jugendhilfeforschung Kontroversen – Transformationen – Adressierungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 277–289.

Neckel, Sighard (2008): Die Macht der Stigmatisierung: Status und Scham. https://www.armutskonferenz.at/media/neckel_macht_der_stigmatisierung-2008.pdf (03.04.2025).

Rehbein, Boike (2016): Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz/München: UVK.

Schenk, Martin (2019): Hintergrund zum Non Take Up. https://www.armutskonferenz.at/media/schenk_non_take_up_hintergrund-2019.pdf (03.04.2025).

Warin, Philippe (2016): The non take-up: definition and typologies. <https://hal.science/hal-01419351/> (03.04.2025).

Über den Autor

FH-Prof. Mag, Dr. Hubert Höllmüller

h.hoellmueller@fh-kaernten.at

Professur am Studiengang Soziale Arbeit der FH Kärnten, Schwerpunkt Kindheit/Jugend, internationaler Koordinator, Forschungen zur Kinder- und Jugendhilfe in Österreich, zu Slowenien und zum Westsaharakonflikt. Doktoratsstudium der Philosophie an der Carl-Franzens-Universität Graz mit Schwerpunkt Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie. Ausgewählte Publikationen: *Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit*, hg. mit Helmut Arnold (2017); *Erasmus goes Westsahara*, hg. mit Lisa Bebek und Franziska Syme (2019); „Kritik des reinen Konstruktivismus in der Sozialen Arbeit“, in *soziales_kapital* (2021); „Schwelle“, in: *Sozialraum. Eine elementare Einführung* (2022).

Hard-To-Reach or No Access?

Sexuelle Belästigung im Hochschulkontext

Das Projekt *Uni4Equity* an der Hochschule
für Angewandte Wissenschaften Burgenland

Marlies Wallner, Viktoria Stifter & Regina Scheitel

Marlies Wallner, Viktoria Stifter & Regina Scheitel.
Sexuelle Belästigung im Hochschulkontext.
Das Projekt Uni4Equity an der Hochschule
für Angewandte Wissenschaften Burgenland.
soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Sozialarbeits-
wissenschaft. Eisenstadt.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/842/1584>

Zusammenfassung

Sexuelle Belästigung im Hochschulkontext ist ein weit verbreitetes, jedoch oft nicht gemeldetes Problem. Das EU-geförderte Forschungsprojekt *Uni4Equity* untersucht, wie Hochschulen ihre Strukturen, Präventionsmaßnahmen und Reaktionsmechanismen verbessern können, um sexuelle Belästigung effektiver zu erkennen, zu erfassen und ihr entgegenzuwirken. Dieser Beitrag präsentiert die ersten Forschungsergebnisse der initialen Projektphase an der Hochschule Burgenland und stellt darauf aufbauend Handlungsempfehlungen für Hochschulen vor. Neben der Verbesserung von Meldeprozessen und einer verstärkten Sichtbarmachung von Ansprechpersonen ist die Implementierung gezielter Schulungen für Studierende und Mitarbeitende essenziell. Erste Maßnahmen innerhalb des Projekts *Uni4Equity* zeigen, dass Sensibilisierung und strukturelle Anpassungen das Bewusstsein und die Handlungsmöglichkeiten der Mitglieder der teilnehmenden Hochschulen bereits positiv beeinflussen konnten. Dennoch bleiben langfristige Herausforderungen bestehen, insbesondere in Hinblick auf die nachhaltige Verankerung einer „Culture of Care“.

Schlagnvorte: sexuelle Belästigung, Hochschulkontext, Prävention, Intervention, Gleichstellung, Sozialarbeit, *Uni4Equity*

Abstract

Sexual harassment in higher education is a widespread yet often unreported issue. The EU-funded research project *Uni4Equity* examines how universities can improve their structures, prevention measures, and response mechanisms to better identify, address, and combat sexual harassment. This paper offers preliminary research findings from the inaugural phase of the *Uni4Equity* project at the University of Applied Sciences Burgenland. Based on these insights, it puts forth a series of recommendations for higher education institutions. In addition to improving reporting procedures and enhancing the visibility of designated contact persons, the implementation of targeted training sessions for students and staff is considered essential. Initial measures undertaken within the *Uni4Equity* project demonstrate that awareness-raising efforts and structural adjustments have already positively impacted both perception and the capacity for action among members of participating universities. However, long-term challenges persist, particularly with regard to the sustainable integration of a “Culture of Care.”

Keywords: sexual harassment, higher education, prevention, intervention, gender equality, social work, *Uni4Equity*

1 Einleitung

Gewalt gegen Frauen und Mädchen zählt zu den schwerwiegendsten Formen geschlechtsspezifischer Ungleichheit und ist als Menschenrechtsverletzung anerkannt (vgl. Tavares/Wodon 2018: 1). Geschlechtsbasierte Gewalt (*gender-based violence*, GBV) ist ein weit verbreitetes Problem und betrifft sowohl im öffentlichen als auch im privaten Raum überwiegend Frauen (vgl. Council of Europe 2011: 5–6). Sie tritt in vielfältiger Weise auf, z.B. in Form physischer und sexueller Übergriffe, als psychische oder wirtschaftliche Gewalt oder in Gestalt verbaler Angriffe wie Hassreden (vgl. Pandea/Grzemny/Keen 2019: 18). Trotz internationaler Anstrengungen – insbesondere im Rahmen der Sustainable Development Goals (SDGs) – sind die Investitionen in Prävention und Schutz noch immer unzureichend. Das von den Vereinten Nationen im Rahmen der Agenda 2030 formulierte Ziel, Gewalt gegen Frauen weltweit bis zum Jahr 2030 vollständig zu beseitigen, erscheint daher kaum realistisch (vgl. Tavares/Wodon 2018: 1).

Statistische Erhebungen verdeutlichen das anhaltend hohe Ausmaß geschlechtsspezifischer Gewalt. Laut Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), die auf Daten aus 161 Ländern und Gebieten basieren, die zwischen 2000 und 2018 erhoben wurden, haben weltweit 27% der jemals verheirateten oder in Partnerschaften lebenden Frauen im Alter von 15 bis 49 Jahre mindestens einmal physische und/oder sexuelle Gewalt durch einen aktuellen oder früheren Intimpartner erlebt. Innerhalb der letzten zwölf Monate waren davon 13% betroffen (vgl. WHO 2021: 5). In der EU haben – abhängig von der Art des erfassten Vorfalls – schätzungsweise 45–55% der Frauen mindestens einmal sexuelle Belästigung erlebt (vgl. Latcheva 2017).

Sexuelle Belästigung ist eine spezifische Form geschlechtsbasierter Gewalt mit weitreichenden Folgen, insbesondere im Arbeits- und Bildungsbereich. Im österreichischen Gleichbehandlungsgesetz wird sexuelle Belästigung als „ein der sexuellen Sphäre zugehöriges Verhalten“ definiert, „das die Würde einer Person beeinträchtigt oder dies bezweckt“ und durch welches eine „einschüchternde, feindselige oder demütigende Arbeitsumwelt“ geschaffen wird; zu sexueller Belästigung zählt auch, wenn die Zurückweisung oder Duldung eines solchen Verhaltens zur Grundlage beruflicher Entscheidungen gemacht wird (§ 6 Abs. 2 GlBG 2004). Das Projekt *Uni4Equity* orientiert sich an der Definition der Istanbul-Konvention, in der sexuelle Belästigung als „ungewolltes sexuell bestimmtes Verhalten“ beschrieben wird, das „die Würde einer Person verletzt“ (Council of Europe 2011: 17) und strafrechtlichen oder sonstigen Sanktionen unterliegt.

Eine europaweite Studie, die im Jahr 2022 an 46 Universitäten und Forschungseinrichtungen durchgeführt wurde, zeigt, dass 62% der befragten Personen – darunter sowohl Studierende als auch Lehrpersonal und sonstige Mitarbeiter*innen – mindestens eine Form geschlechtsbasierter Gewalt erlebt haben. Am häufigsten genannt wurden psychische Gewalt (57%) und sexuelle

Belästigung (31%). Besonders betroffen sind Frauen, nicht-binäre Personen sowie marginalisierte Gruppen, darunter LGBTQ+-Personen, Menschen mit Behinderung oder chronischer Erkrankung sowie ethnische Minderheiten (vgl. Lipinsky/Schredl/Baumann 2022: 6–8). Auch in Österreich zeigt eine Studie der Österreichischen Hochschüler*innenschaft (vgl. ÖH 2022), dass 11,57% der Studierenden im letzten Jahr sexuell belästigt wurden, 2,4% unerwünschte sexuelle Berührungen und 0,5% unerwünschte sexuelle Handlungen erlebten (vgl. ÖH 2022: 5). Über 80% der Vorfälle wurden nicht gemeldet, was auf ein erhebliches Dunkelfeld innerhalb der Hochschulen hinweist (vgl. ÖH 2022: 1).

Hochschulen gelten als Orte mit stark ausgeprägten Machtasymmetrien und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten, die sexuelle Belästigung begünstigen können (vgl. Lombardo/Bustelo 2022: 9). Besonders gefährdet sind Studierende, jüngere Frauen und Personen in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Die Auswirkungen auf Betroffene reichen von psychischen Belastungen bis hin zu langfristigen beruflichen Konsequenzen (vgl. Bondestam/Lundqvist 2020: 401–402). Im akademischen Kontext wurde sexuelle Belästigung über Jahrzehnte hinweg nicht als Gewalt anerkannt, sondern normalisiert und selten gemeldet. Gründe hierfür liegen in institutionellen Hierarchien, informellen Normen und einer verzögerten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Zwar begannen Diskussionen bereits in den 1970er Jahren, doch eine breitere Anerkennung sexueller Belästigung als strukturelles Problem – auch im Licht intersektionaler Perspektiven und Bewegungen wie #MeToo – ist erst in den letzten Jahren stärker in den Vordergrund gerückt. Dennoch bestehen weiterhin Herausforderungen hinsichtlich Bewusstseinsbildung und wirksamer Maßnahmen (vgl. Lombardo/Bustelo 2022: 9–10). Um diesem strukturellen Problem zu begegnen, sind nicht nur klare Präventionsstrategien und ihre Integration in Hochschulprogramme notwendig, sondern auch der Aufbau effektiver Meldeverfahren. Langfristig ist eine „Culture of Care“ entscheidend, die Vielfalt, Inklusion und gegenseitige Unterstützung als zentrale Werte der Hochschulkultur befördert (vgl. Naezer/Van Den Brink/Benschop 2019: 47–48).

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich das EU-geförderte Forschungsprojekt *Uni4Equity* mit der Frage, wie Hochschulen sexuelle Belästigung besser erkennen, erfassen und adressieren können. Im Zentrum stehen dabei die institutionellen Rahmenbedingungen, bestehende Herausforderungen und mögliche Handlungsansätze. Der vorliegende Beitrag stellt erste Erkenntnisse aus dem Projekt an der Hochschule Burgenland vor und diskutiert auf dieser Basis zentrale Handlungsansätze zum Umgang mit sexueller Belästigung an Hochschulen.

2 Das Forschungsprojekt *Uni4Equity*

Sexuelle Belästigung im Hochschulkontext stellt die Institutionen vor strukturelle und kulturelle

Herausforderungen. Das EU-geförderte Forschungsprojekt *Uni4Equity* verfolgt das Ziel, diesen mit evidenzbasierten, partizipativen und praxisorientierten Ansätzen zu begegnen. Neben der Hochschule Burgenland sind fünf weitere Hochschulen und zwei Organisationen aus Spanien, Italien, Portugal, Belgien und Polen beteiligt. Anhand eines länderübergreifenden Forschungsdesigns werden an den jeweiligen Hochschulen institutionelle Rahmenbedingungen analysiert, Maßnahmen umgesetzt und deren Wirksamkeit evaluiert. Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf die bisherige Umsetzung des Projekts an der Hochschule Burgenland.

2.1 Projektziele

Das von der Europäischen Union geförderte Forschungsprojekt *Uni4Equity* (2023–2026) verfolgt das Ziel, Hochschulen bei der Verbesserung ihrer institutionellen Strukturen und Maßnahmen zur Prävention und Intervention bei sexueller Belästigung zu unterstützen. Im Zentrum stehen der Austausch über bewährte Praktiken sowie die Entwicklung und Stärkung diskriminierungssensibler Hochschulkulturen. Ein besonderer Fokus liegt auf den Bedürfnissen vulnerabler Gruppen – insbesondere von Studierenden, Frauen, nicht-binären Personen und Angehörigen sozialer Minderheiten – sowie auf der Einbindung von Akteur*innen aus verschiedenen Hierarchieebenen. *Uni4Equity* versteht Hochschulen nicht nur als Bildungsinstitutionen, sondern auch als aktive Akteur*innen der Gleichstellungsförderung und strukturellen Veränderung.

2.2 Methodisches Vorgehen

Uni4Equity basiert auf einem transnationalen, mehrphasigen Forschungs- und Entwicklungsansatz. Ziel ist es, sexuelle Belästigung an Hochschulen systematisch zu erfassen und institutionelle Maßnahmen zur Prävention, Intervention und Unterstützung weiterzuentwickeln (vgl. Forschung Burgenland 2024). Es wurde eine einheitliche methodische Grundlage für alle Partner*innen-Institutionen geschaffen, die jedoch an die jeweiligen hochschulspezifischen Anforderungen angepasst wurde. Das methodische Vorgehen ist in drei aufeinander aufbauende Phasen gegliedert. Zum Zeitpunkt der Erstellung des Textes ist die zweite Projektphase an der Hochschule Burgenland noch nicht vollständig abgeschlossen. Dieser Beitrag konzentriert sich daher auf die erste Phase sowie auf erste Rückmeldungen und Erfahrungen aus der laufenden Umsetzung der zweiten Phase. Ein zentrales, alle Phasen begleitendes Element sind die Advisory Boards, die dreimal jährlich an allen Standorten stattfinden. Eingeladen werden Vertreter*innen aller Zielgruppen – Studierende, Lehrende, Mitarbeitende sowie externe Stakeholder*innen –, um eine partizipative Entwicklung und Qualitätssicherung der Maßnahmen sicherzustellen (vgl. Uni4Equity 2021: 13–14).

2.2.1 Erste Phase: Erhebung und Analyse

Die erste Phase basiert auf einem Mixed-Methods-Ansatz, der ein Desk Review, qualitative Interviews und eine quantitative Online-Befragung umfasst. Die gewonnenen Daten dienen als Grundlage für die Entwicklung gezielter Präventionsstrategien in der zweiten Phase.

Desk Review

Zur Analyse der vorhandenen Ressourcen, Maßnahmen und Dokumente der letzten fünf Jahre wurde an den Hochschulen eine strukturierte Datenerhebung durchgeführt (vgl. Uni4Equity 2023a: 2), die von der spanischen Partnerorganisation *APLICA* koordiniert wurde (vgl. Uni4Equity 2024a: 19).

Qualitative Interviews

An der Hochschule Burgenland wurden 15 Interviews mit Hochschulpersonal, Entscheidungsträger*innen, Studierendenvertreter*innen und Vertreter*innen externer Institutionen geführt (vgl. Uni4Equity 2024a: 23). Ziel war es, Wahrnehmungen, Wissen über Ressourcen sowie mögliche Hürden hinsichtlich der Inanspruchnahme, aber auch Verbesserungspotenziale zu erfassen (vgl. Uni4Equity 2023c: 4–10). Die Interviews wurden transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. Uni4Equity 2023d: 2–3), um anschließend in eine länderübergreifende Analyse eingebunden zu werden (vgl. Uni4Equity 2024a: 24).

Quantitative Online-Befragung

Die Online-Befragung untersuchte das Hochschulklima, Wissen über Unterstützungsangebote sowie Erfahrungen mit sexueller Belästigung und das Meldeverhalten. Der Fragebogen wurde von der Partnerorganisation *APLICA* aus Spanien, die sich der sozialwissenschaftlichen Forschung im Bereich Gesundheit und Wohlergehen widmet (vgl. *APLICA* 2020), entwickelt und danach an die spezifischen Rahmenbedingungen der Hochschule Burgenland angepasst (vgl. Uni4Equity 2024b). Die Erhebung lieferte keine repräsentativen Ergebnisse, da die Einladung zur Teilnahme an alle Mitarbeitenden und Studierenden ausgesendet wurde und diese auf freiwilliger Basis erfolgte. Die Ergebnisse wurden schließlich mit jenen von anderen Erhebungsphasen verknüpft, um generelle Stärken, Schwächen und Handlungsempfehlungen abzuleiten (vgl. Uni4Equity 2024c: 12, 44).

2.2.2 Zweite Phase: Entwicklung und Implementierung von Maßnahmen

Aufbauend auf die erste Phase umfasst die zweite Projektphase verschiedene Maßnahmen im Rahmen von primären, sekundären und tertiären Präventionsstrategien. Zum einen sollen

hochschulinterne Dokumente und Prozesse erhoben, überarbeitet bzw. implementiert werden, zum anderen sollen Workshops – sowohl mit Studierenden als auch mit Mitarbeitenden – durchgeführt werden.

Dokumente und Prozesse

Basierend auf dem Desk Review werden bestehende Regelungen weiterentwickelt und neue Konzepte erstellt. Dazu gehören u.a. die Überprüfung interner Richtlinien, der Ausbau von Kooperationen mit externen Institutionen, die Implementierung eines standardisierten Ablaufs bei der Meldung von sexueller Belästigung und die Etablierung digitaler Unterstützungstools (vgl. Forschung Burgenland 2024).

Workshops

Ein zentraler Bestandteil der zweiten Projektphase ist die Durchführung von Workshops, die auf einem dreistufigen Präventionsmodell basieren. Die Workshops zu den primären Präventionsstrategien sensibilisieren für das Thema sexuelle Belästigung, jene zu den sekundären stärken die Handlungskompetenz im Umgang mit Vorfällen und die der tertiären Präventionsstrategien fördern die Fähigkeit, grenzverletzendes Verhalten zu erkennen und adäquat darauf zu reagieren (vgl. Forschung Burgenland 2024).

Im Wintersemester 2024/25 wurden an der Hochschule Burgenland Workshops für Studierende in verschiedene Lehrveranstaltungen integriert. Dabei wurden gezielt unterschiedliche Studiengänge an beiden Standorten der Hochschule Burgenland einbezogen, um eine möglichst breite Teilnahme zu ermöglichen. Insgesamt konnten über die Workshops rund 100 Studierende erreicht werden.

Für Mitarbeitende sind im Sommersemester 2025 Workshops mit kürzeren Präsenzformaten (2,5 Stunden) und ergänzenden asynchronen Inhalten geplant. Sie werden hochschulweit angeboten, um eine möglichst große Beteiligung zu gewährleisten. Externe Fachkräfte, darunter Expert*innen der Frauenberatungsstelle bei sexualisierter Gewalt und der Männerberatung Burgenland, begleiten die Durchführung, um einen verstärkten Praxisbezug bieten zu können.

2.2.2 Dritte Phase: Evaluierung der durchgeführten Maßnahmen

Die implementierten Maßnahmen werden über eine wiederholte Assessment-Phase, ähnlich jener der ersten Phase, hinsichtlich ihrer Wirksamkeit überprüft, um Handlungsempfehlungen ableiten zu können.

3 Ergebnisse

Die erste Phase basiert auf einem Mixed-Methods-Ansatz, der ein Desk Review, qualitative Interviews und eine quantitative Online-Befragung umfasst. Die gewonnenen Daten dienen als Grundlage für die Entwicklung gezielter Präventionsstrategien in der zweiten Phase.

3.1 Ergebnisse der Desk Research

Die Hochschule Burgenland verfügt über verschiedene Regelwerke und Ressourcen zur Gleichstellung und Prävention sexueller Belästigung. Die „Compliance Standards“ (vgl. Hochschule Burgenland 2019) verpflichten alle Mitarbeitenden zur Einhaltung von Antidiskriminierung und Gleichstellung und enthalten eine klare Haltung gegen sexuelle Belästigung:

„Sexuelle und geschlechtsbezogene Belästigungen, also ein Verhalten, das die Würde einer Person verletzt und von der betroffenen Person als beleidigend und anstößig empfunden wird und von ihr nicht gewünscht ist, werden von uns in keiner Form toleriert. Diese können straf- und arbeitsrechtliche Konsequenzen haben“ (Hochschule Burgenland 2019: 4).

Auch die Strategie 2030, die die Vision, Mission und Leitwerte der Hochschule Burgenland enthält, verweist auf die Einhaltung dieser Standards (vgl. Hochschule Burgenland 2020: 15).

Zwei zentrale Dokumente adressieren explizit sexuelle Belästigung. Es handelt sich dabei um die Leitfäden „Unterstützung bei sexueller Belästigung“ (vgl. Hochschule Burgenland 2023) und „Richtiges Verhalten im Anlassfall bei sexueller Belästigung“ (vgl. Hochschule Burgenland 2018). Sie enthalten Definitionen, rechtliche Rahmenbedingungen, Verhaltensrichtlinien für körpernahe Lehrveranstaltungen sowie eine Übersicht interner und externer Anlaufstellen. Die beiden Dokumente werden zum Zeitpunkt des Verfassens des vorliegenden Beitrags zu einem Dokument zusammengeführt. Der Gleichstellungsplan der Hochschule Burgenland (vgl. Hochschule Burgenland 2021) befindet sich aktuell ebenso in Überarbeitung.

Auch auf der Website der Hochschule Burgenland werden Ressourcen und die hochschulübergreifende Haltung angeführt: Im Bereich „Gender Diversity Gleichbehandlung“ sind die Ansprechpersonen für Gleichstellungsfragen sowie externe Kontaktstellen gelistet. Zudem wird betont, dass sexualisierte Gewalt und Diskriminierung an der Hochschule Burgenland nicht geduldet werden (vgl. Hochschule Burgenland 2025a). Als weitere interne Anlaufstellen fungieren der Betriebsrat (vgl. Hochschule Burgenland 2025b), die Ombudsstelle für Studierende (seit 2021) (vgl. Hochschule Burgenland 2025c), die Studierendenvertretung ÖH Hochschule Burgenland

(vgl. ÖH Burgenland 2025) sowie die Leitung der Abteilung Personal, Organisation, Recht, die als Compliance-Beauftragte angeführt ist (vgl. Hochschule Burgenland 2025d). Die Abteilung Qualitäts- und Wissensmanagement ist zudem für Lehrveranstaltungsevaluierungen zuständig (vgl. Hochschule Burgenland 2025e). Externe Unterstützung kann durch den Compliance Officer der Landesholding Burgenland in Anspruch genommen werden (vgl. Landesholding Burgenland 2025). Zur Sensibilisierung und Schulung bestehen an der Hochschule Burgenland verschiedene Bildungsangebote: Das Modul „Gender & Diversity in der Didaktik“ ist Teil des hochschuldidaktischen Zertifizierungsprogramms *Athena* (vgl. Hochschule Burgenland 2024) und unterstützt Lehrende bei der Förderung diskriminierungsbewussten Handelns. Seit dem Studienjahr 2021/22 wird auch das Freifach „Diversity Management“ mindestens einmal jährlich für alle Studierenden angeboten, um theoretische und praxisorientierte Kompetenzen im Umgang mit Diversität zu vermitteln (vgl. Uni4Equity 2023b: 15–16).

3.2 Ergebnisse der Interviews

Die Interviews zeigen ein grundsätzliches Bewusstsein dafür, dass sexuelle Belästigung in verschiedenen Formen auftreten kann. Die Hochschulkultur wurde als familiär, freundlich, offen und sicher beschrieben. Verschiedene Ansprechpersonen sowie die Lehrveranstaltung „Gender & Diversity“, die in mehreren Curricula verankert ist, waren bekannt.

Obwohl sexuelle Belästigung vielfach nicht als aktuelles Problem wahrgenommen wurde, berichteten einige Interviewpartner*innen im Verlauf der Gespräche letztlich doch von Vorfällen, was auf eine bestehende, jedoch teils nicht sichtbare Problematik hindeutet. Als mögliche Gründe für die geringe Zahl offizieller Meldungen wurden folgende genannt: fehlende Bekanntheit von Anlaufstellen (insbesondere für Studierende), Angst vor negativen Konsequenzen, Abhängigkeitsverhältnisse sowie mangelnde Anonymität. Die enge, familiäre Hochschulstruktur könnte zudem dazu führen, dass Betroffene ungern weitere Schritte setzen. Auch die Befürchtung fehlender Konsequenzen wurde als denkbarer Faktor genannt.

Zu den von den Befragten empfohlenen Verbesserungen gehörten eine höhere Sichtbarkeit und Erreichbarkeit von Anlaufstellen, insbesondere für Studierende. Kritisiert wurde, dass es nur eine zentrale Ansprechperson für Studierende gibt, die zudem wenig bekannt ist. Das Fehlen anonymer Meldeoptionen, männlicher Kontaktpersonen und eines definierten Prozesses nach einer Meldung wurden als weitere Herausforderungen genannt.

Zur Senkung der Hemmschwelle für Meldungen ist laut den Befragten essenziell, Anonymität und Schutz der Betroffenen klar zu kommunizieren und deutlich zu machen, dass sexuelle Belästigung an der Hochschule ernst genommen und nicht toleriert wird. Zudem wurden bewusstseinsbildende

Maßnahmen und Schulungen zum Umgang mit Belästigungssituationen empfohlen. Darüber hinaus wurde vorgeschlagen, im Sinne der Qualitätssicherung den Umgang mit den Ergebnissen aus den Lehrveranstaltungsevaluierungen in Bezug auf ihre Wirksamkeit zu prüfen (vgl. Uni4Equity 2024d: 52–62).

3.3 Ergebnisse der Online-Befragung

An der Online-Befragung nahmen 250 von 3.073 Studierenden (8,14% Rücklaufquote) und 115 Mitarbeitende sowie externe Lektor*innen von 1.620 (7,10% Rücklaufquote) teil (vgl. Uni4Equity 2024e: 8). Über 90% der Teilnehmenden gaben an, die Hochschule Burgenland als grundsätzlich sicheren Ort wahrzunehmen, wobei Frauen und nicht-binäre Personen (11%) diese häufiger als neutralen oder unsicheren Ort empfanden als Männer (4%) (vgl. Uni4Equity 2024e: 14). 30% der Befragten stimmten der Aussage zu, dass sexuelle Belästigung an der Hochschule vorkommt, wobei Frauen diese Wahrnehmung häufiger teilten (35% der Frauen gegenüber 21% der Männer). Die Angaben zur Einschätzung, ob „Verantwortliche an der Hochschule Burgenland genug tun, um Opfer von sexueller Belästigung zu schützen“, variierten stark: 72% der Männer, aber nur 45% der Frauen stimmten der Aussage zu. Während 78% der Mitarbeitenden in der Verwaltung und im Service sowie 62% der Lehrenden diese Ansicht teilten, lag der Anteil bei Studierenden lediglich bei 44% – fast die Hälfte der Teilnehmenden (47%) gab an, dies nicht zu wissen (vgl. Uni4Equity 2024e: 15–16).

Die Auswertung zum Wissen über interne Anlaufstellen zeigte folgende Ergebnisse: 55% der Befragten stimmten zu, dass sie wüssten, wo sie bei sexueller Belästigung Unterstützung finden oder eine Meldung machen könnten. Das bedeutet auch, dass fast die Hälfte dies nicht wusste. 56% der Mitarbeitenden wussten nicht, wohin sie Studierende im Falle einer Meldung verweisen könnten. Nur 15% wussten von der Ombudsstelle für Studierende, 32% kannten die Gleichstellungsbeauftragte (vgl. Uni4Equity 2024e: 25).

Als wesentlichen Faktor für die geringe Nutzung vorhandener Ressourcen nannten 65% der Befragten den Mangel an Informationen über angebotene Unterstützungsleistungen, Meldeverfahren und deren Konsequenzen. Zudem zogen es 45% vor, sich an Freund*innen, Familie oder Partner*innen zu wenden, anstatt institutionelle Anlaufstellen in Anspruch zu nehmen. 22% äußerten Bedenken hinsichtlich der Vertraulichkeit und möglicher negativer Konsequenzen, während 19% eine Meldung als ineffektiv einschätzten (vgl. Uni4Equity 2024e: 31). Die durchschnittliche Wahrnehmung davon, wie Vorfälle von sexueller Belästigung an der Hochschule Burgenland gehandhabt werden, war bei Studierenden tendenziell pessimistischer, insbesondere wenn Täter*innen Mitarbeitende sind (vgl. Uni4Equity 2024e: 32–33).

Zu Erfahrungen mit sexueller Belästigung und dem Meldeverhalten wurden folgende Daten erhoben: 39% (103 von 265 Befragten) gaben an, mindestens eine Form von sexueller Belästigung oder Gewalt im Kontext der Hochschule Burgenland erlebt zu haben. 56% der Betroffenen (n=95) berichteten niemandem von ihren Erfahrungen. Nur neun von 41 Personen, die über ihre Erlebnisse sprachen, wandten sich an Hochschulressourcen; lediglich eine Person kontaktierte die Polizei. Von den Betroffenen, die mindestens eine Form sexueller Belästigung erlebt hatten, erstatteten 86% keine offizielle Meldung (vgl. Uni4Equity 2024e: 53–54).

Als häufigste Gründe für die Entscheidung, die Fälle nicht zu melden, wurden Unsicherheit darüber genannt, ob das Verhalten schwerwiegend genug war (42%), sowie die mangelnde Einordnung des Vorfalls als Gewalt zum Zeitpunkt des Erlebens (26%). 23% fühlten sich unwohl, über ihre Erfahrung zu sprechen, während 16% befürchteten, nicht ernst genommen zu werden. 13% äußerten zudem Angst vor möglichen Repressalien durch die Täter*innen (vgl. Uni4Equity 2024e: 54).

Die Ergebnisse verdeutlichen, dass sowohl unzureichende Informationen über Meldewege als auch Bedenken hinsichtlich der Vertraulichkeit und Konsequenzen einer Meldung zentrale Hürden darstellen.

3.4 Dokumente und Prozesse

Die Ergebnisse der Online-Befragung zeigen eine geringe Bekanntheit institutioneller Anlaufstellen: Nur 15% hatten Kenntnis von der Ombudsstelle für Studierende und nur 32% von der Gleichstellungsbeauftragten. Um die Sichtbarkeit zu erhöhen, wurden Informationen zur Ombudsstelle auf der Titelseite der internen *Moodle*-Plattform veröffentlicht und in einer Online-Infoveranstaltung für Mitarbeitende vorgestellt (vgl. Uni4Equity 2024f: 3). Langfristig soll die Bekanntmachung relevanter Ansprechpersonen in den Onboarding-Prozess für Studierende und Mitarbeitende integriert sowie über digitale Kanäle verstärkt werden (vgl. Uni4Equity 2024g: 36).

Zur Verbesserung der Transparenz und Zugänglichkeit soll die Website der Hochschule Burgenland im Bereich „Sexualisierte Diskriminierung“ erweitert werden, einschließlich einer aktualisierten Liste interner und externer Ansprechpersonen, häufig gestellter Fragen und relevanter Forschungsergebnisse. Auch der Leitfaden „Sexuelle Belästigung“ wird überarbeitet, um aktuelle Erkenntnisse zu integrieren und bestehende Unterstützungsstrukturen sichtbarer zu machen (vgl. Uni4Equity 2024g: 36).

Ein zentrales Defizit ist das Fehlen eines definierten Meldeprozesses bei sexueller Belästigung. Daher wird ein standardisiertes Maßnahmen-Protokoll entwickelt, um den Ablauf bei einer Meldung zu strukturieren und eine kontinuierliche Kommunikation mit den betroffenen Per-

sonen zu gewährleisten. Ein erster Entwurf wurde der Geschäftsführung bereits vorgestellt und in einem Advisory Board diskutiert. Es wird weiter optimiert, insbesondere hinsichtlich der Zugänglichkeit und des Austauschs zwischen Ansprechpersonen. Um das Vertrauen in den Meldeprozess zu stärken, müssen Vertraulichkeit und der Schutz vor negativen Konsequenzen garantiert und die Ernsthaftigkeit der Bearbeitung klar kommuniziert werden (vgl. Uni4Equity 2024g: 37).

3.5 Workshops

Zur Evaluation der Workshops wurden jeweils zu Beginn und am Ende Fragebögen eingesetzt. Diese erfassten soziodemografische Daten, bisherige Schulungserfahrungen sowie eine Wissensüberprüfung (Pre- und Post-Evaluation). Teilnehmende sollten Aussagen als „wahr“ oder „falsch“ bewerten und Einschätzungen zu bestimmten Situationen vornehmen sowie Fragen zur Zufriedenheit mit den Workshops beantworten.

Bei den Workshops zu den primären Präventionsstrategien nahmen zwei verschiedene Studierenden-Gruppen teil. Während rund ein Drittel der Incoming-Studierenden, die eine verkürzte Version des Workshops absolvierten, bereits eine themenbezogene Schulung absolviert hatte, traf dies für Studierende der Sozialen Arbeit nicht zu. Die Wissensüberprüfung zeigte jedoch, dass sich bei den Incoming-Studierenden ein deutlicher Wissenszuwachs feststellen ließ, während dies bei den Studierenden der Sozialen Arbeit kaum der Fall war. Ein Grund dafür könnte sein, dass sich Studierende der Sozialen Arbeit im Rahmen ihrer Ausbildung ohnehin mit Themen wie sexuelle Gewalt, Machtverhältnisse, Gendergerechtigkeit und Schutzkonzepte auseinandersetzen. 90% der Befragten empfanden die Workshops insgesamt als nützlich und relevant (vgl. Uni4Equity 2025a).

Nach den Workshops zu den sekundären Präventionsstrategien wurden problematische Verhaltensweisen wie unerwünschte Annäherungen, sexuell explizite Sprache oder Machtmissbrauch von den Teilnehmenden eher als sexuelle Belästigung identifiziert. Wenig Veränderung zeigte sich hingegen bei der Einschätzung, wie soziale Normen oder persönliche Werte Entscheidungen zur Unterstützung Betroffener beeinflussen. Zudem fühlten sich viele Teilnehmende nicht ausreichend informiert, um Betroffene gezielt auf Unterstützungsangebote hinzuweisen (vgl. Uni4Equity 2025b). Dies unterstreicht den Bedarf nach mehr Transparenz und besserer Zugänglichkeit von Unterstützungsangeboten.

Die Workshops zu den tertiären Präventionsstrategien wurden von der Mehrheit der Teilnehmenden als nützlich und die behandelten Themen als relevant eingeschätzt. Während zu Beginn niemand wusste, wo Vorfälle von sexueller Belästigung an der Hochschule gemeldet werden können, gaben nach den Workshops alle an, dies zu wissen. Auch die Frage, ob sie wissen, wo sie

an der Hochschule Burgenland Unterstützung bei sexueller Belästigung finden könnten, bejahten zu Beginn nur zwei, am Ende jedoch alle Personen. Zudem erkannten am Ende mehr Teilnehmende eine bestimmte Situation als sexuelle Belästigung und gaben häufiger an, das Verhalten melden zu wollen. Auffällig war, dass die Studiengangsleitung vor und nach den Workshops von fast allen als wichtige Vertrauensperson genannt wurde (vgl. Uni4Equity 2025c).

Die Ergebnisse zeigen, dass die Workshops das Problembewusstsein schärfen, jedoch weiterhin Bedarf an besserer Information und niedrigschwelligen Unterstützungsangeboten besteht.

4 Fazit

Sexuelle Belästigung an Hochschulen ist kein randständiges Phänomen, sondern eine strukturelle Form geschlechtsbasierter Gewalt. Die Ergebnisse des Projekts *Uni4Equity* an der Hochschule Burgenland bestätigen, was internationale Studien und politische Analysen bereits nahelegen: Trotz rechtlicher Regelungen und Gleichstellungsplänen existieren in vielen Hochschulen weiterhin hohe Dunkelziffern, geringe Meldequoten und ein ausgeprägtes Maß an Unsicherheit im Umgang mit Vorfällen. Besonders betroffen sind Studierende, Frauen, nicht-binäre Personen und marginalisierte Gruppen – oft dort, wo ein strukturelles Machtungleichgewicht besteht.

Das Projekt *Uni4Equity* greift diese Problemlagen mit einem mehrphasigen Forschungs- und Entwicklungsansatz auf, der sowohl die institutionellen Bedingungen als auch die Perspektiven der Betroffenen berücksichtigt. Die Erkenntnisse zeigen: Maßnahmen zur Bewusstseinsbildung und besseren Sichtbarmachung von Strukturen wirken – sie erhöhen Wissen und Handlungskompetenz. Gleichzeitig bestehen weiterhin Barrieren wie Unsicherheit über Meldewege, mangelndes Vertrauen oder fehlende Sichtbarkeit relevanter Stellen. Die Workshops konnten hier erste positive Effekte erzielen, insbesondere in Bezug auf Wissen und Wahrnehmung, auch wenn die Untersuchung der konkreten Anwendung im Alltag nicht mehr Teil des Forschungskonzepts war und angenommen werden kann, dass diese weiterhin Herausforderungen birgt.

Die Ergebnisse unterstreichen die Notwendigkeit einer langfristigen Strategie zur Veränderung von Hochschulkulturen. Die konsequente Implementierung von Maßnahmen zur Prävention, Intervention und strukturellen Veränderung ist dabei ebenso wichtig wie die Stärkung einer hochschulinternen Verantwortungskultur. Eine solche „Culture of Care“ sollte – wie von Naezer, Van den Brink & Benschop (2019) beschrieben – auf Vielfalt, Inklusion und gegenseitige Unterstützung beruhen, sie ist kein isoliertes Ziel, sondern ein integraler Bestandteil demokratischer, gleichstellungsorientierter Bildungsinstitutionen.

Hochschulen tragen Verantwortung – nicht nur rechtlich, sondern auch gesellschaftlich. Sie müssen Orte schaffen, an denen sexuelle Belästigung nicht nur thematisiert, sondern wirksam

verhindert wird. Die Ergebnisse des Projekts *Uni4Equity* zeigen, dass erste Schritte in diese Richtung möglich und wirksam sind – gezielte Maßnahmen müssen nun strukturell verankert und weiterentwickelt werden.

Literaturverzeichnis

APLICA (2020): What is APLICA? <https://aplicacoop.com/en/> (15.02.2025).

Bondestam, Fredrik/Lundqvist, Maja (2020): Sexual harassment in higher education. A systematic review. In: European Journal of Higher Education, 10(4), S. 397–419. <https://doi.org/10.1080/21568235.2020.1729833>

Council of Europe (2011): Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt und erläuternder Bericht. https://www.bundeskanzleramt.gv.at/dam/jcr:8892650c-2aee-4195-b4b0-8ebfb66bcfcd/EuR-Konvention_Gewalt_gegen_Frauen.pdf (27.02.2025).

Forschung Burgenland (2024): Uni4Equity. <https://forschung.hochschule-burgenland.at/projekte/projekt/uni4equity/> (14.02.2025).

Hochschule Burgenland (2018): Richtiges Verhalten im Anlassfall bei sexueller Belästigung. Interner Leitfaden.

Hochschule Burgenland (2019): Compliance Standards der Fachhochschule Burgenland GmbH. https://hochschule-burgenland.at/fileadmin/user_upload/PDFs/Dokumente/PE0800_I_01_Compliance_Standards.pdf (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2020): Strategie 2030. https://hochschule-burgenland.at/fileadmin/user_upload/PDFs/Dokumente/A4_Strategie2030_Mail.pdf (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2021): Vielfalt & Chancengerechtigkeit. Gleichstellungsplan. https://hochschule-burgenland.at/fileadmin/user_upload/PDFs/Kollegium/KO0250_I_01_Gleichstellungsplan.pdf (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2023): Unterstützung bei sexueller Belästigung. Interner Leitfaden.

Hochschule Burgenland (2024): Zertifizierungsprogramm ATHENA. https://hochschule-burgenland.at/fileadmin/user_upload/PDFs/Infofolder/Zertifizierungsprogramm_Athena.pdf (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2025a): Gender Diversity Gleichbehandlung. <https://hochschule-burgenland.at/ueber-uns/organisation/organigramm/gender-diversity-gleichbehandlung/#c13734> (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2025b): Betriebsrat. <https://hochschule-burgenland.at/ueber-uns/betriebsrat/> (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2025c): Studierendenvertretung. <https://weiterbildung.hochschule-burgenland.at/ueber-uns/studienvertretung/> (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2025d): Personal Organisation Recht. <https://hochschule-burgenland.at/ueber-uns/organisation/organigramm/personal-organisation-recht/> (16.02.2025).

Hochschule Burgenland (2025e): Qualitäts- und Wissensmanagement. <https://hochschule-burgenland.at/ueber-uns/organisation/organigramm/qualitaets-und-wissensmanagement/> (16.02.2025).

Landesholding Burgenland (2025): So sind wir. Verhaltenskodex der Burgenland Landesholding . <https://www.landesholding-burgenland.at/was-wir-leisten/verhaltenskodex-2/> (16.02.2025).

Latcheva, Rossalina (2017): Sexual Harassment in the European Union. A Pervasive but Still Hidden Form of Gender-Based Violence. In: Journal of Interpersonal Violence, 32(12), S. 1821–1852. <https://doi.org/10.1177/0886260517698948>

Lipinsky, Anke/Schredl, Claudia/Baumann, Horst/Humbert, Anne Laure (2022): Gender-based violence and its consequences in European Academia. First results from the UniSAFE survey. https://www.researchgate.net/publication/366272596_Gender-based_violence_and_its_consequences_in_European_Academia_FIRST_RESULTS_FROM_THE_UNISAFE_SURVEY (27.02.2025).

Lombardo, Emanuela/Bustelo, Maria (2021): Sexual and sexist harassment in Spanish universities. Policy implementation and resistances against gender equality measures. In: Journal of Gender Studies, 31(1), S. 8–22. <https://doi.org/10.1080/09589236.2021.1924643>

Naezer, Marijke/van den Brink, Marieke C.L./Benschop, Yvonne (2019): Harassment in Dutch academia. Exploring manifestations, facilitating factors, effects and solutions. https://www.researchgate.net/publication/334989749_Harassment_in_Dutch_academia_Exploring_manifestations_facilitating_factors_effects_and_solutions (27.02.2025).

ÖH Burgenland (2025): ÖH FH-Burgenland. <https://www.fhoeh.at/> (16.02.2025).

Österreichische Hochschüler_innenschaft (ÖH) (2022): Pressemappe – Ergebnisse der Umfrage zu sexualisierter Gewalt an Hochschulen. https://www.oeh.ac.at/wp-content/uploads/2023/05/pressemappe_oh_umfrage_sexualisiertegewaltanhochschule.pdf (27.02.2025).

Pandea, Anca-Ruxandra/Grzemny, Dariusz/Keen, Ellie (2019): A manual on addressing gender-based violence affecting young people. Council of Europe. <https://rm.coe.int/gender-matters-a-manual-on-addressing-gender-based-violence-affecting-/16809e1c34> (27.02.2025).

Tavares, Paula/Wondon, Quentin (2018): Ending Violence Against Women and Girls – Global and Regional Trends in Women’s Legal Protection Against Domestic Violence and Sexual Harassment. https://www.researchgate.net/publication/349194682_Ending_Violence_Against_Women_and_Girls_-_Global_and_Regional_Trends_in_Women's_Legal_Protection_Against_Domestic_Violence_and_Sexual_Harassment (27.02.2025).

Uni4Equity (2021): Proposal. Application Form. Technical Description (Part B). Version 1.0.

Uni4Equity (2023a): Desk review template.

Uni4Equity (2023b): Desk Review Template UASB.

Uni4Equity (2023c): Script for Interviews.

Uni4Equity (2023d): Template for fieldwork report and qualitative data analysis.

Uni4Equity (2024a): Deliverable 2.3: Results report on Mixed-methods Initial Assessment: Main insights from each site and multi-country results.

Uni4Equity (2024b): Questionnaire.

Uni4Equity (2024c): Descriptive bivariate analysis template UASB.

Uni4Equity (2024d): Template for fieldwork report and qualitative data analysis UASB.

Uni4Equity (2024e): Descriptive bivariate analysis template UASB.

Uni4Equity (2024f): Etools with information about sexual harassment related resources UASB.

Uni4Equity (2024g): Protocol synthesis report – reviewed and improved protocols.

Uni4Equity (2025a): Evaluation Results Workshops WP3.

Uni4Equity (2025b): Evaluation Results Workshops WP4.

Uni4Equity (2025c): Evaluation Results Workshops WP5.

WHO – World Health Organization (2021): Violence Against Women Prevalence Estimates, 2018. Executive Summary. World Health Organization. <https://iris.who.int/bitstream/handle/10665/341338/9789240026681-eng.pdf?sequence=1> (27.02.2025).

Über den Autor

Marlies Wallner, MA

marlies.wallner@hochschule-burgenland.at

Absolvierte das BA-Studium Gesundheitsmanagement & -förderung sowie das MA-Studium Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit und befindet sich derzeit im Doktoratsstudium Sozial- und Wirtschaftswissenschaft an der WU Wien. Sie ist seit 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Department Gesundheit & Soziales der Hochschule Burgenland und aktuell u.a. Projektleiterin des Projekts *Uni4Equity*.

Viktoria Stifter, BA MA

viktoria.stifter@hochschule-burgenland.at

Ist Sozialarbeiterin und Sexualpädagogin und absolvierte das MA-Studium Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit an der FH Campus Wien. Aktuell ist sie als Hochschullehrende im Studiengang Soziale Arbeit der Hochschule Burgenland beschäftigt und forscht seit September 2023 ebenfalls vorwiegend im Projekt *Uni4Equity*.

Regina Scheitel, MSW MA

regina.scheitel@hochschule-burgenland.at

Ist Sozialarbeiterin und absolvierte den Master of Social Work an der California State University. Seit 2020 geht sie dem Doktoratsstudium an der Universität Trnava nach. Sie war mehrere Jahre Hochschullehrende und ist nun Leiterin des Studiengangs Soziale Arbeit an der Hochschule Burgenland, war Projektleiterin des Projekts *Uni4Equity* und befindet sich derzeit in Elternkarenz.

Hard-To-Reach or No Access?

Soziale und Politische Ökologie aus Wien Ihre Bedeutung für die Grüne Soziale Arbeit

Gregor Husi

Gregor Husi. Soziale und Politische Ökologie aus Wien. Ihre Bedeutung für die Grüne Soziale Arbeit. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Sozialarbeitswissenschaft. osga.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/843/1586>

Zusammenfassung

Die Ökologie als Wissenschaft wurde bisher von der Sozialen Arbeit weitgehend übersehen. Sie wird jedoch umso wichtiger, je mehr Soziale Arbeit den Zusammenhang von sozialen und ökologischen Problemen erkennt. Neben Frankfurt hat sich besonders Wien als günstiger Boden für die diesbezügliche wissenschaftliche Entwicklung erwiesen: Hier sind eine Soziale Ökologie wie eine Politische Ökologie entstanden, die im Fachdiskurs große Beachtung gefunden haben. Der Beitrag diskutiert deren wichtigste Begriffe und Theoreme, wobei der Schwerpunkt auf die Politische Ökologie fällt. Sie tritt das Erbe der frühen Kritischen Theorie an und schenkt im Vergleich zur Sozialen Ökologie den Machtbeziehungen und Interessenlagen mehr Beachtung. Wird diese Rezeptionslücke geschlossen, lässt sich die Begründung Sozialer Arbeit theoretisch überzeugender fundieren.

Schlagworte: Grüne Soziale Arbeit, Soziale Ökologie, Politische Ökologie, Stoffwechsel, Naturkolonisation, gesellschaftliche Naturverhältnisse, Naturbeherrschung, Naturzwang, Strukturierungstheorie

Abstract

The field of social work has historically paid scant attention to the scientific study of ecology. However, as social work comes to acknowledge the interconnection between social and ecological issues, its significance grows increasingly apparent. In addition to Frankfurt, Vienna has emerged as a particularly conducive environment for scientific development in this realm. In this context, both social ecology and political ecology have emerged, and they have garnered significant attention within this specialized discourse. The present contribution discusses the most important concepts and theorems, with a particular focus on the concept of political ecology. The article traces the lineage of critical theory in its early iterations, placing greater emphasis on power relations and interests. Addressing this gap in reception would provide a more robust theoretical foundation for the greening of social work.

Keywords: green social work, social ecology, political ecology, metabolism, colonisation of nature, social relations to nature, domination of nature, coercion of nature, theory of structuration

1 Einleitung

Ende der 1990er Jahre gab der Umweltsoziologe Karl-Werner Brand einen Sammelband mit dem Titel *Soziologie und Natur* heraus, zu dem Thomas Jahn und Peter Wehling (1998) von der Frankfurter Sozialen Ökologie (vgl. Husi 2024) den Artikel „Gesellschaftliche Naturverhältnisse“ beitrugen. Unter den Beitragenden finden sich auch Marina Fischer-Kowalski, die das *Institut für Soziale Ökologie* (SEC) gründete, und Helga Weisz (1998), ebenso Christoph Görg (1998), der in Wien das Erbe der dortigen Sozialen Ökologie antrat und zu einer Politischen Ökologie umformte. Obwohl in jungen Jahren am selben Ort tätig, arbeitete er nie am *Institut für sozial-ökologische Forschung* (ISOE) in Frankfurt, gehörte aber – wie zum Beispiel auch Alex Demirović oder Ulrich Brand – zu „seinem erweiterten Umfeld“ (Brand/Görg 2022: 38). Görg übernahm in Wien 2018 die Leitung des SEC und wurde sechs Jahre später emeritiert. Neben ihm ist Brand der wichtigste Vertreter der Wiener Politischen Ökologie (vgl. Husi 2025b). Die Soziale und die Politische Ökologie werden zu neuen Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit, denn ein differenziertes Verständnis der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, das sich besonders bei Görg findet, ist für die Grüne Soziale Arbeit zentral. Dem Beschreibungs- und Erklärungswissen der Sozialen und Politischen Ökologie aus Wien wird deshalb im Folgenden nachgegangen und dabei ein Schwerpunkt auf Letztere gesetzt.

2 Marina Fischer-Kowalski und die Wiener Soziale Ökologie

Im Titel des ersten Grundlagenbuchs der Wiener Sozialen Ökologie (vgl. Fischer-Kowalski et al. 1997) sind gleich ihre beiden Basiskonzepte genannt: gesellschaftlicher Stoffwechsel und Naturkolonisation. Wie Fischer-Kowalski (1997: 24) ausführt, sind ihr Gegenstand „die Verhältnisse innerhalb von Gesellschaftssystemen, die Logik, die bestimmte Produktions- und Lebensweisen mit einem bestimmten Metabolismus und bestimmten Kolonisierungsstrategien verknüpft“. Das spätere Grundlagenwerk *Social Ecology* wählt dagegen als Untertitel *Society-Nature-Relations across Time and Space*, gesellschaftliche Naturverhältnisse also (vgl. Haberl/Fischer-Kowalski/Krausmann/Winiwarter 2016). Wenngleich erkannt wird, „dass künftiges menschliches Wohlergehen auf diesem Planeten stabile Klimabedingungen voraussetzt und also massive Veränderungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse erfordert“ (Fischer-Kowalski/Mayer/Schaffartzik 2024: 43), spielt der Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse – anders als später in der Politischen Ökologie – nur eine geringe systematische Rolle bei der theoretischen Fundierung. „Sozialer Metabolismus“ bzw. „gesellschaftlicher Stoffwechsel“ (vgl. zusammenfassend Pichler/Thalhammer 2022) und „Kolonisierung“ gelten als die zentralen „Konzepte zur Beschreibung des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur“ (Fischer-Kowalski/Haberl 1997: 3). Dazu heißt es:

„Zur Operationalisierung der Gesellschafts-Natur-Interaktion schlagen wir zwei Konzepte vor: 1. Gesellschaftlicher Stoffwechsel: Darunter verstehen wir die materiellen und energetischen Input-Output-Beziehungen zwischen einer Gesellschaft und der natürlichen Umwelt. [...] 2. Kolonisierung natürlicher Prozesse: Ein Bündel gezielter gesellschaftlicher Eingriffe, die natürliche Systeme beeinflussen und in einem Zustand halten, der für bestimmte gesellschaftliche Ziele nützlich ist. Kolonisierung erfordert in der Regel einen Aufwand an Arbeit, der sowohl in Form von menschlicher Arbeit als auch als Arbeit von Tieren oder Maschinen erbracht werden kann. Kolonisierung kann eine Vorbedingung für eine bestimmte Form des Metabolismus sein, kann aber auch nur bestimmte physische Konditionen herstellen.“ (Haberl et al. 2002: 60)

Als „hybride Bindeglieder“, die zwischen Natur und Kultur vermitteln, werden Individuen, Tiere und Artefakte bezeichnet. Mit Anleihen bei der Systemtheorie werden ferner als Bindeglieder bzw. „strukturelle Kopplungsmechanismen“ Stoffwechsel und Kommunikation sowie Ereignisse und Programme dargestellt (vgl. Fischer-Kowalski/Mayer/Schaffartzik 2024: 33–36, siehe auch Abbildung 1).

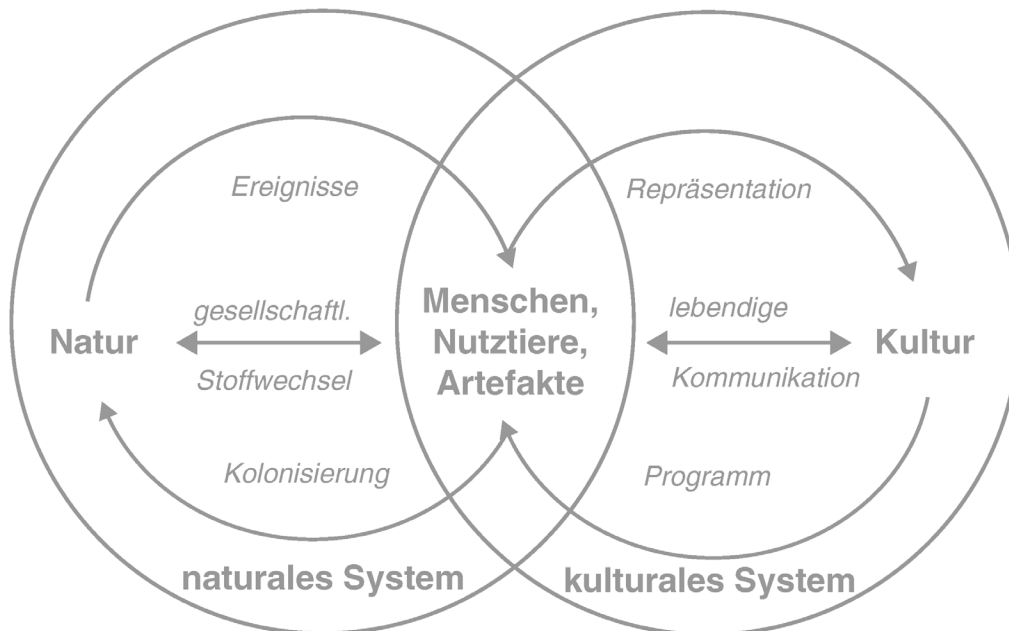


Abbildung 1: Epistemologisches Modell von Gesellschaft-Natur-Interaktionen
(Fischer-Kowalski/Mayer/Schaffartzik 2024: 35)

Soweit in aller Kürze die theoretische Ausgangslage in Wien für die dortige Entwicklung der Politischen Ökologie (zur Kritik vgl. Brand 2014: 37f.).

3 Christoph Görg und die Wiener Politische Ökologie

„Einzig Görg verfolgt ernsthaft die Idee, eine kritische Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse in Anlehnung an die Kritische Theorie zu entwerfen“, stellt Gehrig (2013: 898) zurecht fest (vgl. kritisch dazu Schmincke/Becker 2015). Görg hat jahrzehntelang an und mit dem Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse gearbeitet. In einem kurzen Text über diesen Begriff wird ersichtlich, dass Görg weit mehr als die meisten anderen an Erkenntnisse der frühen Kritischen Theorie zum klassischen Dreieck Individuum-Gesellschaft-Natur (vgl. Institut für Sozialforschung 1956: 43) anknüpft: Görg (2008) findet den Ursprung des Begriffs der Naturverhältnisse bei Hegel, erinnert an das Naturverständnis von Karl Marx und daran, wie es in der 1962 veröffentlichten Dissertation von Alfred Schmidt (2016) zusammenfassend dargestellt wird, sowie an Walter Benjamin, dem zufolge es nicht darauf ankommt, die Natur, sondern die Verhältnisse zu ihr zu beherrschen. Er zitiert aus der *Dialektik der Aufklärung*: „Jeder Versuch, den Naturzwang zu brechen, indem Natur gebrochen wird, gerät nur um so tiefer in den Naturzwang hinein. So ist die Bahn der europäischen Zivilisation verlaufen.“ (Horkheimer/Adorno 1971: 15) In dieser kritischen Tradition sind im Kontext Sozialer Arbeit schon wichtige Arbeiten entstanden, die sich vor allem mit den Namen von Roland Anhorn, Frank Bettinger, Timm Kunstreich und Michael May verbinden. Noch konsequenter gilt es für die Grüne Soziale Arbeit, künftig die ökologische Dimension einzuarbeiten.

Ein solches Erbe lässt die Soziologie, neben der Psychologie die wohl wichtigste Bezugswissenschaft Sozialer Arbeit, nicht unberührt. Görg (1998: 54) fordert schon früh, dass die Soziologie ihre Grundbegriffe überprüft: „Diese Revision muß sich vor allem mit dem Zusammenhang symbolisch-sinnhafter und materiell-stofflicher Prozesse beschäftigen.“ Er verbindet die konstitutionstheoretische Frage nach dem Gegenstand der Soziologie und dessen Gestaltbarkeit mit der gesellschaftstheoretischen und zeitdiagnostischen Frage nach den Strukturierungen – „Strukturzwängen“ –, welche die Gestaltung der Gesellschaft behindern. Görg interessiert sich dabei für die Möglichkeit von Lernprozessen:

„Diese drei Ebenen, die konstitutionstheoretische, die gesellschaftstheoretische und die zeitdiagnostische Ebene, werden zusammengehalten durch die grundlegende Annahme, daß eine *Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse* als ein *gesellschaftlicher Lernprozess* konzipiert werden muß, der einerseits *Erfahrungen* in der Vergesellschaftung der Natur in *institutionelle* Reaktionsweisen übersetzt und

andererseits eine *Kritik dominanter Handlungsmuster* einschließt, die sich zusammenfassend als *Programm der Naturbeherrschung* beschreiben lassen.“ (Görg 1998: 55; Herv.i.O.)

Ökologische und soziale Problemlagen sind demnach nicht einander gegenüberzustellen, vielmehr hängen beide miteinander zusammen bei der „Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (ebd.: 54). Hierbei stützt sich Görg (2016b) auf die Regulationstheorie von Alain Lipietz (1985). „Ihr zentraler Begriff, der Begriff der Regulation, meint nicht eine intendierte Steuerung gesellschaftlicher Entwicklung, sondern die nichtintendierte Stabilisierung widersprüchlicher gesellschaftlicher Verhältnisse“, erläutert Görg (2003a: 115). Der Regulationsbegriff bezieht sich dann auf den Umstand,

„dass die Art, wie sich Gesellschaften eingestellt haben, weitgehend von der Logik gesamtgesellschaftlicher Entwicklung, genauer: von den gesellschaftlichen Strukturmustern, den institutionellen Arrangements und den politischen Interessen und Kräfteverhältnissen bestimmt wird.“ (Ebd.)

Görg (1998: 64) findet dabei: „Die konstitutionstheoretischen Ausführungen laufen darauf hinaus, die Unterscheidung zwischen sozialen und nicht-sozialen Prozessen als Vermittlungsverhältnis zu denken.“ Dies lässt ihn auf Distanz gehen zu Habermas' (1981: 384) handlungstheoretischen binären Unterscheidungen hinsichtlich Handlungsorientierung (erfolgs- vs. verständigungsorientiert) und Handlungssituation (nicht-sozial vs. sozial). In Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* resultiert daraus eine Vier-Felder-Tabelle mit den „Handlungstypen“ kommunikatives, strategisches und instrumentelles Handeln sowie einer bemerkenswerten Leerstelle bei der Kombination nicht-sozial/verständigungsorientiert – so etwas wie umweltverbundenes Handeln, das sich auf den Eigenwert und das Eigenrecht der Natur einließe, ist hier nicht vorgesehen.

Nicht genau darauf will Görg (2003a: 126) jedoch hinaus, sondern auf die „Erfahrung des Eigensinns der Natur, d.h. der materiell-stofflichen Implikationen unseres Handelns“. Wie er den Pragmatismus von George Herbert Mead mit Horkheimer und Adorno verknüpft, zählt zum Stärksten in seinen Darlegungen (vgl. Görg 1998: 59–63). Mead habe gezeigt, wie Störungen des Handlungsverlaufs Reflexion und Kreativität jenseits institutionalisierter Reaktionsmuster freisetzen können. Gegen Habermas betont Görg hierbei: „Diesen Bezug auf die vollendete Handlung teilen sich zwischenmenschliche und gegenstandsbezogene Handlungsformen“ (ebd.: 61), also soziale und nicht-soziale. In beiden steckt nach Görg die „Möglichkeit der *Erfahrung* einer *inneren*

Strukturiertheit der Dinge aufgrund ihrer *Widerständigkeit* intendierten Handlungen gegenüber“ (ebd.: 62; Herv.i.O.). Wird solche Widerständigkeit erfahren, wird nach Görg kein Gefühl der Anstrengung in das Gegenüber projiziert, sondern in diesem ein solcher Widerstand identifiziert. Von dieser Identifikation schlägt Görg den Bogen zur *Dialektik der Aufklärung*. Er spricht den von Horkheimer und Adorno (1971: 170) kritisierten „Ausfall der Reflexion“ an, ohne die dazugehörige Erläuterung wiederzugeben: „Nicht in der vom Gedanken unangekränkelten Gewißheit, nicht in der vorbegrifflichen Einheit von Wahrnehmung und Gegenstand, sondern in ihrem reflektierten Gegensatz zeigt die Möglichkeit von Versöhnung sich an.“ (Ebd.: 169f.) Die beiden Frankfurter Philosophen beziehen dies auf „die kranke Einsamkeit [...], in der die ganze Natur befangen ist“ (ebd.: 169). Görg spinnt den Faden von Meads Widerständigkeit weiter zu Adornos (1975: 184–190) Rede vom „Vorrang des Objekts“ in der *Negativen Dialektik*. Zwar könne ein Objekt ohne Subjekt, nicht aber ein Subjekt ohne Objekt gedacht werden, bemerkt Adorno. Das ergebe eine „Ungleichheit im Begriff der Vermittlung“, die der Reflexion des Subjekts auf sich selbst bedürfe.

4 Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse als Strukturproblem

Görg (2016a) lässt es nicht bei der Feststellung der Nicht-Identität der Natur, die von ihrer Inwertsetzung überrollt wird, bewenden. Sein Interesse gilt letztlich der „Gestaltung [der gesellschaftlichen Naturverhältnisse; G.H.] als Strukturproblem“ (Görg 1998), wie der Aufsatztitel besagt. Zur Beschreibung von ‚Struktur‘ bedient sich Görg (ebd.: 69) der Unterscheidungen aus Giddens’ (1988: 67–88) Strukturierungstheorie und hält – von Görg so bezeichnete – symbolische und normative Regeln sowie allokativen und autoritativen Ressourcen auseinander. Giddens (ebd.: 45) selbst erläutert dies so: „Die Theorie der Strukturierung betrachtet ‚Struktur‘ als Regeln und Ressourcen, die an der sozialen Reproduktion rekursiv mitwirken.“ Von all dem sind laut Görg Erfahrungs- und Lernprozesse abhängig – die Grüne Soziale Arbeit ja gerade in Gang setzen will. Über Deutungsmuster hinaus geraten so Machtpotenziale, Durchsetzungschancen und Herrschaftsverhältnisse in seinen Blick.

Der Zeitdiagnose schreibt er in der Folge die Aufgabe zu, die strukturellen Bedingungen zu prüfen. Das heißt für die Soziologie, „ihr Strukturwissen in kritischer Intention zur Geltung zu bringen“ (Görg 1998: 74). Görg (2003a: 115) platziert die Gesellschaftswissenschaft zwischen Steuerungspessimismus und Steuerungsoptimismus und hält diese Verortung für „eine Alternative, die bei den Gründen für die selektive Bearbeitung sozial-ökologischer Problemlagen ansetzt“. Diese Alternative ist für die Grüne Soziale Arbeit bedeutsam, gehört es doch zu ihrer Handlungslogik, ihre jeweilige Handlungsplanung konsistent aus einer Situationsanalyse (vgl. Husi 2022a: 303f.) abzuleiten, die Erklärungshypothesen formuliert (vgl. Husi 2024: 101; Husi 2025a).

Görg macht auch keinen Bogen um den von Habermas (1981: 500) an Adorno gerichteten Vorwurf, dieser könne die normativen Grundlagen seiner Kritik nicht ausweisen (vgl. dazu die Verteidigung von Adornos „metaethischem Negativismus“ durch Freyenhagen 2017). Görg (2003a: 116) zieht jedoch Adorno der Diskurstheorie von Habermas vor und erkennt in der Nicht-Identität zwar keinen „festen, objektivierbaren und universellen Maßstab“, jedoch „einen Bezugspunkt, an dem sich eine Selbstreflexion der Naturverhältnisse theoretisch orientieren kann“ (ebd.), also „einen Maßstab der Kritik [...], der sich eben nicht einfach positiv in den Raum stellen lässt, sondern der gleichsam nur negativ ausformuliert werden kann“ (ebd.). In dieser Sicht repräsentiert der Naturbegriff „sowohl das von Rationalität Unterdrückte, das, was der Natur widerfahren ist, als auch das Unterdrückende, den Naturzwang, und zudem das mit Vernunft zu versöhnende“ (ebd.: 119). Daraus folgt: „Natur ist *kein positiver Maßstab*, weder einer kritischen Theorie noch einer Einrichtung gesellschaftlicher Verhältnisse.“ (Ebd.; Herv.i.O.) Vielmehr bietet sich die Versöhnung mit Natur an, die Görg so umreißt: „Normativer Fluchtpunkt ist die Idee einer unreduzierten Erfahrung der Nichtidentität der Natur.“ (Ebd.: 124) Ihr Gegenteil ist Herrschaft: „Naturbeherrschung meint also eine Verleugnung und Unterdrückung der Nichtidentität der Natur.“ (Ebd.: 128) Gegenüber den Begriffen der Nachhaltigkeit und nachhaltigen Entwicklung gibt sich Görg entsprechend skeptisch, sie zählen für ihn „zu einer affirmativen Begleitrhetorik neoliberaler Strategien“ (ebd.: 126, Fn. 15) und bilden einen „Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens“ (Brand/Görg 2002: 42).

Görg ist der erste, der eine Monographie mit dem Titel *Gesellschaftliche Naturverhältnisse* (1999) vorlegt. Hier schreitet er gleichsam die Ahnenreihe der Umweltsozialwissenschaften ab und widmet je ein Kapitel Herbert Spencer, Karl Marx, Emile Durkheim, George Herbert Mead, Talcott Parsons, Theodor W. Adorno, Niklas Luhmann und Ulrich Beck. In der Auseinandersetzung mit diesen Autoren untersucht er ausführlich „die Konstellation zwischen der Naturbeherrschung, der sozialen Herrschaft und der Herrschaft im Subjekt“ (ebd.: 119). Adorno (1975: 314) selbst ordnet diese drei in seiner *Negativen Dialektik* historisch als „Phasen der Geschichte“, und zwar „die von Naturbeherrschung, fortschreitend in die Herrschaft über Menschen und schließlich die über inwendige Natur“ – der bisherigen Katastrophen gewahr „und im Angesicht der künftigen“ (ebd.)! Antagonismus, Profitinteresse, Klassenverhältnis fungieren sodann als geschichtlicher Motor, von dessen Primat Adorno ausgeht. In der Auseinandersetzung mit Hegel verfinstert sich sein Blick: „Zu definieren wäre der Weltgeist [...] als permanente Katastrophe. Unter dem alles unterjochenden Identitätsprinzip wird, was in die Identität nicht eingeht und der planenden Rationalität im Reich der Mittel sich entzieht, zum Beängstigenden.“ (Ebd.: 314f.) Ähnliche Kritik äußert Horkheimer in *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft* (2007).

Dennoch: Laut Görg (1999: 173) „ist die Soziologie auf die Bearbeitung sozialer Probleme

ausgerichtet“ – keineswegs eine selbstverständliche Einschätzung. Natürlich erinnert sie an die mitunter vorgebrachte, nicht unumstrittene Aufgabenzuschreibung an die Soziale Arbeit. Wie hinzugefügt werden darf, geht es in der Soziologie wie der Sozialen Arbeit um die Entfaltung sozialer bzw. sozial-ökologischer Potenziale (vgl. Husi 2022a: 300). „Gefordert ist also sowohl eine *interdisziplinäre Problemlösungskapazität* als auch eine *ökologisch erneuerte Gesellschaftskritik*“, merkt Görg (1999: 183; Herv.i.O.) an. Beides kommt nach Görg in „kritischer Interdisziplinarität“ (ebd.) zusammen und, so ließe sich ergänzen, zu beidem kann Grüne Soziale Arbeit beitragen. Freilich nur, wenn die wissenschaftliche Disziplin Soziale Arbeit auch in der Ausbildung darauf – ökologisch aufgeklärt – gut vorbereiten.

5 Regulation der Naturverhältnisse

2003 lässt Görg seine Habilitationsschrift *Regulation der Naturverhältnisse* folgen, die an *Gesellschaftliche Naturverhältnisse* anknüpft. Hier erweitert er die theoretische Perspektive und geht ausführlich auf die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens (1988) ein (vgl. Görg 2003b: 96–114). Dabei knüpft er ebenfalls an seine frühere, noch umfassendere Analyse (vgl. Görg 1994) des Institutionenbegriffs von Giddens an. Eine klare Konzeption der institutionellen Differenzierung der Gesellschaft wäre gerade auch für die Grüne Soziale Arbeit wichtig, muss sie doch über ein genaues Bild davon verfügen, in welchen Lebensbereichen sie sozial-ökologisch motiviert prävenieren und intervenieren soll und welchen Regeln sie dort begegnet.

Giddens (1988: 83) unterscheidet in seinem Hauptwerk *Die Konstitution der Gesellschaft* „drei strukturelle Dimensionen sozialer Systeme“ – Signifikation, Herrschaft, Legitimation – und bezeichnet diese als „Strukturmomente“ oder, in einer nachfolgenden Tabelle (vgl. ebd.: 84), einfach als „Strukturen“ (im Plural). Ihnen ordnet er in dieser Tabelle „institutionelle Ordnungen“ zu: Signifikation – symbolische Ordnungen/Diskursformen, später als Kultur bezeichnet (vgl. ebd.: 86, Fn. 11); Herrschaft – politische Institutionen, für die „autoritative Ressourcen“, sowie ökonomische Institutionen, für die „allokative Ressourcen“ entscheidend sind; Legitimation – rechtliche Institutionen. Giddens möchte dabei eine „substantivistische“ Konzeption vermeiden, die „eine konkrete institutionelle Trennung dieser verschiedenen Ordnungen“ (ebd.: 87) voraussetzt. Damit meint er, dass die unterschiedenen Strukturen nicht völlig getrennt voneinander, sondern in allen institutionellen Ordnungen vorkommen, wie eine weitere Ansicht zu zeigen versucht (vgl. ebd.: 87). Das ergibt ein Bild mit Kultur, Politik, Wirtschaft und Recht. Einem anderen Buch, über „Konsequenzen der Moderne“, legt Giddens (1996: 80) vier andere Bereiche zugrunde, die er hier „institutionelle Dimensionen“ nennt, nämlich Überwachung, Kapitalismus, Industrialismus (womit er auf Technik zielt) und militärische Macht. Giddens spielt diese Vierdimensionalität in diesem

Buch durch; wenn er auf Risiken der Moderne zu sprechen kommt, erwähnt er mit Bezug auf die Dimension des Industrialismus „Verfall oder Katastrophen im ökologischen Bereich“ (ebd.: 211). Görg seinerseits bezieht sich nicht auf *Konsequenzen der Moderne*, aber der Vergleich macht deutlich, dass Giddens' Vorstellung von der institutionellen Differenzierung in verschiedenen Texten nicht immer dieselbe ist. Zudem fehlt ein Bereich der Privathaushalte, der sich als Gemeinschaft bezeichnen lässt und dem sechs Institutionen zugeordnet werden können; ebenso wenig sind gesellschaftliche Teilsysteme wie Gesundheit oder Soziale Arbeit vorgesehen, die zum Hilfesektor der Gesellschaft zählen (vgl. Husi 2024: 102f.). Görg stört sich daran offenbar nicht.

„Das zentrale Forschungsfeld der Sozialwissenschaften besteht – der Theorie der Strukturierung zufolge – weder in der Erfahrung des individuellen Akteurs noch in der Existenz irgendeiner gesellschaftlichen Totalität, sondern in den über Zeit und Raum geregelten gesellschaftlichen Praktiken.“ (Giddens 1988: 52)

Genau diese Praktiken interessieren die Grüne Soziale Arbeit, weil deren naturvermittelte Folgen für Individuum und Gesellschaft von der sozialberuflichen Praxis zu bearbeiten sind. Sie finden auch Görgs Interesse, wenngleich er den Begriff der Praktiken in seiner Auseinandersetzung mit Giddens kaum je explizit erwähnt. Er diskutiert indes die mit ihnen verbundenen Theoreme von Giddens: Dualität der Struktur, Rekursivität, praktisches und diskursives Bewusstsein, Routinen, Rationalisierung, Regeln und Ressourcen. Das wichtige „Theorem der Dualität von Struktur“ bezieht Giddens (1988: 77) auf den Umstand, dass Struktur „sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken“ ist. Dasselbe gilt, wenngleich nicht gänzlich, für Natur, weshalb auch von einer „Dualität von Natur“ gesprochen werden könnte. Görg verpasst es dabei, auch Giddens' „Stratifikationsmodell des Handelnden“ näher zu betrachten, das Motivation, Rationalisierung und reflexive Steuerung des Handelns beleuchtet (vgl. 1988: 55–57). Ein Bezug darauf wäre jedoch bedeutsam, da der bekannte englische Soziologe in diesem Modell zum Beispiel auch sein Verständnis von Gründen und Motiven darlegt. Stattdessen lanciert Görg (2003b: 97) den Interessenbegriff, und zwar mit einem Zitat von Marx (1962: 16; Herv. G.H.), demzufolge handelnde Personen nur zu berücksichtigen sind, „soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und *Interessen*“. Bei Giddens ist der in der Tat wichtige Begriff der Interessen weder im Sachregister noch im Glossar von *Die Konstitution der Gesellschaft* aufgeführt. Görg beendet seine frühe kritische Sichtung des handlungstheoretischen Potenzials der Strukturierungstheorie (vgl. Görg 1994: 42–48) mit der Feststellung: „Es bleibt eine Leerstelle, die man als Problem des Subjektbegriffs bezeichnen kann.“ (Ebd.: 48)

Mit dem Begriff der Routinen bezeichnet Giddens (1988: 36) „alles, was gewohnheitsmäßig getan wird“. Routinen, „die die Grundlage institutionalisierter Praktiken sind“ (Görg 2003b: 110), und das mit ihnen einhergehende praktische Bewusstsein sind sehr verwandt mit einem Verständnis von Lebensstilen, die durch Habitus strukturiert sind. Gemäß Bourdieu (1998: 21f.) streifen Menschen, mit Kapitalien (Ressourcen) und Habitus (Interessen) ausgestattet, durch gesellschaftliche Felder (Institutionen) und stoßen dort auf je besondere Regeln. Unter diesen Bedingungen entfaltet sich ihre Praxis. Die Konzeption des französischen Gesellschaftstheoretikers wirkt kohärenter als jene von Giddens (vgl. Husi 2022a: 302f.). Fragt sich, weshalb sich Görg in seinem Werk kaum für Bourdieu interessiert.

Als „Giddens-Theorem“ bezeichnet Görg (2003b: 98) indessen folgende Einschätzung des englischen Soziologen: „Die Tatsache, daß Menschen in der materiellen Welt, in der sie leben, auch überleben müssen, sagt rein gar nichts darüber aus, ob das, was sie tun, um zu überleben, auch eine beherrschende Rolle für den sozialen Wandel spielt.“ (Giddens 1988: 299) Görg erkennt darin eine antinaturalistische Konzeption von Geschichte, die sich vom Evolutionismus distanziert, und eine Eigenständigkeit der Gesellschaft gegenüber Natur. Dass laut Marx (1960: 115) die Menschen ihre Geschichte selbst machen, interpretiert Giddens (1988: 67; Herv.i.O.) als „die in soziale Systeme eingelassene *Dialektik der Herrschaft*“. Sie bedeutet für ihn, dass auch Unterworfenen über Ressourcen und also Machtmittel verfügen, die sie gegenüber Überlegenen einsetzen können.

Görg lobt Giddens für dieses antinaturalistische Geschichtsverständnis und darüber hinaus für dessen antisubstantialistischen Institutionenbegriff. Zwar resultiert daraus keine klare Vorstellung der institutionellen Differenzierung der Gesellschaft. Aber im Geist von Giddens macht Görg sein Verständnis begreiflich:

„Institutionen und Organisationen sind [...] als *umkämpfte* Formen der Stabilisierung gesellschaftlicher Verhältnisse zu interpretieren. Danach bilden sich Institutionen durch das Mit- und Gegeneinander verschiedener Akteure, die mit unterschiedlichen Machtressourcen ausgestattet sind und die sich mit unterschiedlichen Absichten und Interessen auf gemeinsam geteilte, aber verschieden verwendete normative und symbolische Regelsysteme beziehen.“ (Görg 2003b: 107; Herv.i.O.)

Mit dem sozialen Für-, Mit- und Gegen- oder sogar Ohneeinander werden Stufen der sozialen Kohäsion in der Lebenspraxis angesprochen (vgl. Husi 2022b: 65), mit Ressourcen und Institutionen bzw. Regeln sowie – über Giddens hinausgehend – Interessen zudem die zentralen Aspekte der Struktur. Dieses Gesellschaftsbild unterscheidet Gesellschaft und Natur, thematisiert deren

Vermittlung als gesellschaftliche Naturverhältnisse und analysiert die Verwobenheit von Struktur und Praxis. Über die institutionelle Differenzierung hinaus bezieht es auch die hierarchische und kulturelle Differenzierung ein und fügt mit Organisationen die wichtigsten Handlungseinheiten auf der Mesoebene der Gesellschaft bei. Der Blick auf Institutionen und Organisationen ist auch deshalb bedeutsam, da ihnen Rollen entsprechen, die unterschiedlich mit Erwartungen, Einflussmöglichkeiten, Entscheidungsbefugnissen und Verantwortlichkeiten ausgestattet sind. Dieses Gesellschaftsbild kann sich die Grüne Soziale Arbeit für ihre Präventionen und Interventionen zu eigen machen.

Ausgehend von Giddens' Betonung der Rekursivität differenziert Görg zwischen systemischer und emphatischer Selbstbezüglichkeit und wirft Giddens eine „objektivistische Verkürzung im Handlungsbegriff“ (Görg 2003b: 105) vor. Giddens vernachlässige die Zweitgenannte, die Görg wiederum „als die Fähigkeit zur reflexiven Selbstbestimmung“ begreift, das heißt als eine Reflexivität, welche die gesellschaftliche „Reproduktion nach selbstgesetzten Zielen zu beurteilen und zu gestalten versucht“ (ebd.) – befreit von der Reduktion auf instrumentelle Vernunft. Auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse will Görg letztlich hinaus, aber eben nicht auf eine beliebige Gestaltung. „*Gesellschaftliche Gestaltungsprozesse* können also als von institutionellen und sozialen Krisen angestoßene und vom Protest sozialer Bewegungen getragene oder begleitete Formen der kreativen Neuinterpretation organisationaler Prozesse bezeichnet werden“ (ebd.: 113; Herv.i.O.), erklärt er. Die Bedeutung sozialer Bewegungen erkennt Görg (1992: 21) schon früh in seiner Dissertation – und dabei auch die „Krise der gesellschaftlichen Naturverhältnisse“. Drei Dimensionen sind ihm zufolge in Lernprozessen auseinanderzuhalten: die Sachdimension (symbolische und normative Aspekte des Naturumgangs), die Konfliktdimension (Macht- und Interessenlagen) und die Krisendimension (funktionale Erfordernisse gesellschaftlicher Reproduktion und Regulation) (vgl. Görg 2003b: 110).

Die moderne Gesellschaft ist für Görg eine kapitalistische Gesellschaft, die nicht nur ausdifferenziert, sondern auch *widersprüchlich* ist:

„Dieses Systemproblem, d.h. die Regulation des Bezugs auf Natur, wird in kapitalistisch organisierten Gesellschaften prinzipiell nicht nach funktionalen Notwendigkeiten oder evolutionären Gesichtspunkten gelöst. Vielmehr ist es in dem Sinne widersprüchlich organisiert, dass es einerseits von einem Organisationsprinzip Wertvergesellschaftung dominiert wird, aber andererseits relativ autonomen Teilbereichen überlassen bleibt.“ (Ebd.: 117; Herv.i.O.)

Auf die dargelegte Weise versucht Görg, Sozialtheorie und Gesellschaftstheorie zu integrieren, um Gesellschaft neben Natur und somit die gesellschaftlichen Naturverhältnisse angemessen verstehen und beeinflussen zu können (vgl. Abbildung 2). Genau dies bereichert das Beschreibungs- und Erklärungswissen der Grünen Sozialen Arbeit.

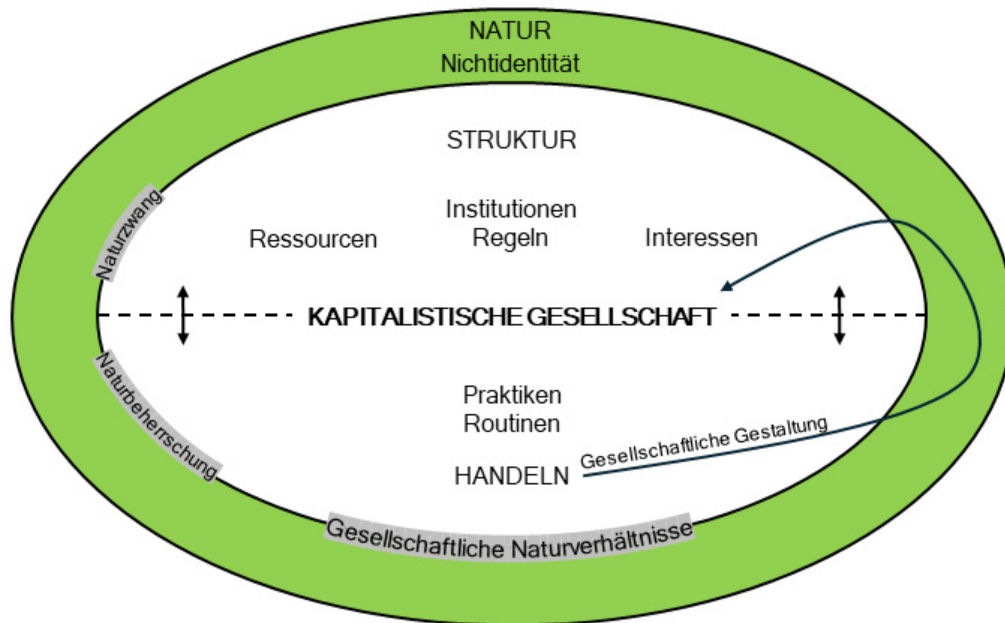


Abbildung 2: Kapitalistische Gesellschaft in der Politischen Ökologie von Christoph Görg
(eigene Darstellung)

Diese Verfassung der modernen Gesellschaft hat Folgen für die gezielte Gestaltung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse:

„*Gestaltung der Naturverhältnisse* könnte dann bedeuten, die mehr oder weniger bewusste Lösung von Systemproblemen durch reflexive Organisationsanstrengungen zu ergänzen. In diesem Sinne stellt ‚Organisation‘ tatsächlich die reflektierte Ergänzung gewohnheitsmäßiger oder verselbständigter Reproduktionsprozesse dar.“ (Görg 2003b: 117; Herv.i.O.)

Was die sozial-ökologische Wirklichkeit betrifft, trifft GörGs (2003a: 131) einstige Einschätzung leider mehr denn je zu: „Die Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse scheint mir eher eine Utopie bzw. eine regulative Leitidee zu sein, als dass sie an der gesellschaftlichen Realität abzulesen wäre.“

6 Abgrenzung von Sozialer und Politischer Ökologie

Görgs Fazit könnte in völlige sozial-ökologische Demotivation münden. Nicht aber bei Görg. Ein Höhepunkt in seinem Schaffen ist zum Schluss der beeindruckende, von ihm mitherausgegebene 715-seitige Report, der einen Titel trägt, der Görg sehr befriedigen muss: *Strukturen für ein klimafreundliches Leben*. Dabei handelt es sich um ein Gemeinschaftswerk dutzender Forschender aus ganz unterschiedlichen Wissenschaften, das schon in seinem Titel auf die Strukturierung von Praktiken abzielt (vgl. Görg et al. 2023). Görg beschreibt hier den Unterschied zwischen Sozialer und Politischer Ökologie folgendermaßen – und erhellt so zugleich die Anschlüsse an die eingangs beschriebene Wiener Soziale Ökologie:

„Die Soziale Ökologie [...] setzt den Fokus auf die Interaktionen zwischen Gesellschaft und Natur bzw. auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse. Sie analysiert Wechselbeziehungen zwischen Gesellschaft und Natur, die für die Abschätzung der Notwendigkeit, der Machbarkeit und der Nachhaltigkeit von gesellschaftlichen Transformationen zentral sind, aber bei rein sozialwissenschaftlichen Analysen oft übersehen werden. Die politische Ökologie ergänzt diese Perspektive durch eine Analyse der Konflikte sowie der gesellschaftlichen Interessenlagen und Machtverhältnisse, die mit der Aneignung und Nutzung der Natur notwendig verbunden sind und die viele der Barrieren verstehbar machen, die einer klimafreundlichen Lebensweise entgegenstehen.“ (Görg et al. 2023: 692)

Politische Ökologie ist „kritische Mensch/Umwelt-Forschung“, bringt es Bauriedl (2016: 342) auf den Punkt. Ähnlich Gottschlich, Hackfort, Schmitt und Winterfeld (2022: 13): „Es geht der Politischen Ökologie ganz explizit um die Kritik bestehender Verhältnisse einschließlich der hegemonialen politischen Ordnung und Institutionen sowie um Perspektiven für konkrete Alternativen.“

Die entscheidende und entschiedene Ergänzung um radikale Kritik erklärt, weshalb die Wiener Soziale Ökologie von Fischer-Kowalski und anderen in den Hintergrund gedrängt wurde, wenngleich es durchaus zur Zusammenarbeit von Frankfurter und Wiener Sozialer bzw. Politischer Ökologie kommt, wie zum Beispiel bei einem Sonderheft der Zeitschrift *Sustainability* (vgl. Görg et al. 2017). Hier wird die zentrale Abbildung der Wiener Sozialen Ökologie (vgl. Abbildung 1) noch publiziert (vgl. Kramm/Pichler/Schaffartzik/Zimmermann 2017: 4), überraschender Weise aber nicht mehr im großen Report von Görg et al. (2023). Hierin werden zwar im Kapitel 18 (vgl. Schneider 2023) der Sozialstaat und das soziale Sicherungssystem thematisiert, die Soziale Arbeit wird jedoch übergangen.

7 Fazit

Die Grüne Soziale Arbeit interessiert sich für das Zusammenspiel von Individuum, Gesellschaft und Natur. Ein praktisches Motiv treibt sie an, nämlich sozial-ökologisches Leid und sozial-ökologische Ungerechtigkeiten zu mindern. Wirksames Veränderungshandeln Sozialer Arbeit beruht auf der genauen Kenntnis des zu bearbeitenden Phänomens und seiner Genese. Gesellschaftliche Naturverhältnisse, Naturbeherrschung, Naturzwang, Widerständigkeit und Nichtidentität der Natur, Vorrang des Objekts, Strukturzwänge, Gestaltung als Strukturproblem, Lernprozesse, Praktiken, Routinen, Ressourcen und Interessen, Institutionen und Organisationen – an all diesen theoretischen Komponenten der Wiener Politischen Ökologie, welche die Soziale Ökologie mit anderen, kritischeren theoretischen Mitteln fortsetzt, kann Grüne Soziale Arbeit bestens anschließen, um ihr konkretes vielfältiges „Begrünungsprogramm“ (Husi 2022a: 307) zu verfolgen. Insofern sich Soziale Arbeit diese Sichtweise aneignet, sie wissenschaftlich mitentwickelt und in ihrer Praxis mitbedenkt, ist sie in der Lage, zur sozial-ökologischen Transformation ihre eigenen Beiträge programmgemäß beizusteuern. Umgekehrt wären solche Beiträge auch von der Sozialen und Politischen Ökologie interdisziplinär zur Kenntnis zu nehmen – und dies nicht nur in Wien.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (1975): Negative Dialektik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bauriedl, Sibylle (2016): Politische Ökologie: nicht-deterministische, globale und materielle Dimensionen von Natur/Gesellschaft-Verhältnissen. In: Geographica Helvetica, 71, Dezember, S. 341–351.

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brand, Karl-Werner (2014): Umweltsoziologie. Entwicklungen, Basiskonzepte und Erklärungsmodelle. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Brand, Ulrich/Görg, Christoph (2002): „Nachhaltige Globalisierung“? Sustainable Development als Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens. In: Görg, Christoph/Brand, Ulrich (Hg.): Mythen globalen Umweltmanagements. „Rio + 10“ und die Sackgassen *nachhaltiger Entwicklung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 12–47.

Brand, Ulrich/Görg, Christoph (2022): Gesellschaftliche Naturverhältnisse. In: Gottschlich, Daniela/Hackfort, Sarah/Schmitt, Tobias/Winterfeld, Uta von (Hg.): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: Transcript, S. 37–50.

Fischer-Kowalski, Marina (1997): Wie erkennt man Umweltschädlichkeit? In: Fischer-Kowalski, Marina/Haberl, Helmut/Hüttner, Walter/Payer, Harald/Schandl, Heinz/Winiwarter, Verena/Zangerl-Weisz, Helga (Hg.): Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie. Amsterdam: Gordon & Breach/Fakultas, S. 13–24.

Fischer-Kowalski, Marina/Erb, Karlheinz (2006): Epistemologische und konzeptuelle Grundlagen der sozialen Ökologie. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, 148, S. 33–56.

Fischer-Kowalski, Marina/Haberl, Helmut (1997): Stoffwechsel und Kolonisierung. Konzepte zur Beschreibung des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur. In: Fischer-Kowalski, Marina/Haberl, Helmut/Hüttner, Walter/Payer, Harald/Schandl, Heinz/Winiwarter, Verena/Zangerl-Weisz, Helga (Hg.): Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie. Amsterdam: Gordon & Breach/Fakultas, S. 3–12.

Fischer-Kowalski, Marina/Haberl, Helmut/Hüttner, Walter/Payer, Harald/Schandl, Heinz/Winiwarter, Verena/Zangerl-Weisz, Helga (Hg.) (1997): Gesellschaftlicher Stoffwechsel und Kolonisierung von Natur. Ein Versuch in Sozialer Ökologie. Amsterdam: Gordon & Breach/Fakultas.

Fischer-Kowalski, Marina/Mayer, Andreas/Schaffartzik, Anke (2024): Zur sozialmetabolischen Transformation von Gesellschaft und Soziologie. In: Sonnberger, Marco/Bleicher, Alena/Groß, Matthias (Hg.): Handbuch Umweltsoziologie. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 31–48.

Fischer-Kowalski, Marina/Weisz, Helga (1998): Gesellschaft als Verzahnung materieller und symbolischer Welten. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 145–172.

Freyenhagen, Fabian (2017): „Aber was das Unmenschliche ist, das wissen wir sehr genau“. Zur Normativitätsproblematik bei Adorno. In: Ellmers, Sven/Hogh, Philip (Hg.): Warum Kritik? Begründungsformen kritischer Theorien. Weilerswist: Velbrück, S. 229–257.

Gehrig, Thomas (2013): Zur Kritik des ökologischen Diskurses. Eine Auseinandersetzung mit Theorien gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Edition Octopus: Münster.

Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main: Campus.

Giddens, Anthony (1996): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Görg, Christoph (1992): Neue Soziale Bewegungen und Kritische Theorie. Eine Aufarbeitung gesellschaftstheoretischer Erklärungsansätze. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Görg, Christoph (1994): Der Institutionenbegriff in der ‚Theorie der Strukturierung‘. In: Esser, Josef/Görg, Christoph/Hirsch, Joachim (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg: VSA, S. 31–84.

Görg, Christoph (1998): Gestaltung als Strukturproblem. Zu einer Soziologie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 53–74.

Görg, Christoph (1999): Gesellschaftliche Naturverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Görg, Christoph (2003a): Nichtidentität und Kritik. Zum Problem der Gestaltung der Naturverhältnisse. In: Böhme, Gernot/Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München: Fink, S. 113–133.

Görg, Christoph (2003b): Regulation der Naturverhältnisse. Zu einer kritischen Regulation der ökologischen Krise. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Görg, Christoph (2008). Gesellschaftliche Naturverhältnisse. In: PERIPHERIE, 28, Nr. 112, S. 477–479.

Görg, Christoph (2016a): Inwertsetzung von Natur. In: Bauriedl, Sibylle (Hg.): Wörterbuch Klimadebatte. Bielefeld: Transcript, S. 109–115.

Görg, Christoph (2016b): Unerledigt. Zur theoretischen Grundlegung der Regulationstheorie. In: Brand, Ulrich/Schwenken, Helen/Wullweber, Joscha (Hg.): Globalisierung analysieren, kritisieren und verändern. Das Projekt Kritische Wissenschaft. Christoph Scherrer zum 60. Geburtstag. Hamburg: VSA, S. 83–94.

Görg, Christoph/Brand, Ulrich/Haberl, Helmut/Hummel, Diana/Jahn, Thomas/Liehr, Stefan (2017): Challenges for Social-Ecological Transformations: Contributions from Social and Political Ecology. In: Sustainability, 9(7), <https://doi.org/10.3390/su9071045>

Görg, Christoph/Madner, Verena/Muhar, Andreas/Novy, Andreas/Posch, Alfred/Steininger, Karl W./Aigner, Ernest (Hg.) (2023): APCC Special Report: Strukturen für ein klimafreundliches Leben. Berlin: Springer Spektrum.

Gottschlich, Daniela/Hackfort, Sarah/Schmitt, Tobias/Winterfeld, Uta von (2022): Was sind das für Zeiten...? Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: Transcript, S. 11–19.

Haberl, Helmut/Fischer-Kowalski, Marina/Krausmann, Fridolin/Schandl, Heinz/Weisz, Helga/Winiwarter, Verena (2002): Theoretische Grundlagen für die gesellschaftliche Beobachtung nachhaltiger Entwicklung. In: Die Bodenkultur, 53, S. 55–63.

Haberl, Helmut/Fischer-Kowalski, Marina/Krausmann, Fridolin/Winiwarter, Verena (Hg.) (2016): Social Ecology. Society-Nature-Relations across Time and Space. Cham: Springer.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Horkheimer, Max (2007): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankfurt am Main: Fischer.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1971): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer.

Husi, Gregor (2022a): Grüne Soziale Arbeit – eine sozialtheoretische Fundierung. In: Soziale Arbeit, 71, August/September, S. 300–309.

Husi, Gregor (2022b): Was ist soziale Kohäsion? Eine sozialtheoretische Skizze. In: Baier, Florian/Borrmann, Stefan/Hefel, Johanna M./Thiessen, Barbara (Hg.): Europäische Gesellschaft(en) zwischen Kohäsion und Spaltung. Rolle, Herausforderungen und Perspektiven Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Barbara Budrich, S. 57–70.

Husi, Gregor (2024): Frankfurter Soziale Ökologie, gesellschaftliche Naturverhältnisse und Grüne Soziale Arbeit. In: soziales_kapital, Bd. 29, Dezember, S. 87–108. <https://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/819/1541>

Husi, Gregor (2025a): Das Kreuzbändermodell. Zur Logik konsistenter sozialberuflicher Praxis (in Vorbereitung).

Husi, Gregor (2025b): Imperiale Lebensweise und Grüne Soziale Arbeit. In: soziales_kapital, Bd. 31 (in Vorbereitung).

Institut für Sozialforschung (Hg.) (1956): Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Jahn, Thomas/Wehling, Peter (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 75–93.

Kramm, Johanna/Pichler, Melanie/Schaffartzik, Anke/Zimmermann, Martin (Hg.) (2017): Social Ecology. State of the Art and Future Prospects. Special Edition von Sustainability, 9(7).

Lipietz, Alain (1985): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise: Einige methodische Überlegungen zum Begriff ‚Regulation‘. In: PROKLA, 15(58), S. 109–137.

Marx, Karl (1960): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW 8. Berlin: Dietz, S. 111–207.

Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. MEW 23. Berlin: Dietz.

Pichler, Melanie/Thalhammer, Martin (2022): Sozialer Metabolismus. In: Gottschlich, Daniela/Hackfort, Sarah/Schmitt, Tobias/von Winterfeld, Uta (Hg.): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: Transcript, S. 447–453.

Schmidt, Alfred (2016): Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx. 5. Aufl. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Schmincke, Bernhard Helmut/Becker, Egon (2015): Die Entdeckung der Unmöglichkeit einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse durch Thomas Gehrig. ISOE-Materialien Soziale Ökologie, Nr. 45.

Schneider, Ulrike (2023): Sozialstaat und Klimawandel. In: Görg, Christoph/Madner, Verena/Muhar, Andreas/Novy, Andreas/Posch, Alfred/Steininger, Karl W./Aigner, Ernest (Hg.) (2023): APCC Special Report: Strukturen für ein klimafreundliches Leben. Berlin: Springer Spektrum, S. 499–528.

Über den Autor

Prof. Dr. Gregor Husi

gregor.husi@hslu.ch

Ist Soziologe und kam 1999 nach einem dreivierteljährigen Forschungsaufenthalt bei Pierre Bourdieu in Paris an die Hochschule Luzern. Seine gegenwärtigen Themenschwerpunkte sind Grüne Soziale Arbeit, soziale Kohäsion, Sozialtheorien und Professionalisierung.

Hard-To-Reach or No Access?

Sozialtherapeutische Interventionen

Eine Erhebung unterschiedlicher Begriffsverständnisse
in Literatur und Praxis

Anna Gamperl, Joachim Schmid & Julia Stiller

Anna Gamperl, Joachim Schmid & Julia Stiller.
Sozialtherapeutische Interventionen. Eine Erhebung
unterschiedlicher Begriffsverständnisse in Literatur
und Praxis. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik:
Sozialarbeitswissenschaft. Wien.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/844/1588>

Zusammenfassung

Der Begriff „Sozialtherapie“ wird im deutschsprachigen Raum uneinheitlich verwendet, was zu erheblichen Unschärfen in Theorie und Praxis führt. Um diese begriffliche Diffusion aufzuzeigen, wurde an der FH Campus Wien ein Forschungsprojekt durchgeführt, das erstmalig systematisch untersucht, welche Methoden und Techniken in der deutschsprachigen Fachliteratur sowie in Wiener Sozialeinrichtungen als sozialtherapeutisch bezeichnet werden. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts zeigen, dass eine große Bandbreite an Interventionen unter dem Begriff Sozialtherapie subsumiert wird, weshalb eine konsistente Definition der Sozialtherapie nicht allein über ihre methodischen Zuschreibungen erfolgen kann. In folgendem Artikel wird die Vielfalt der als sozialtherapeutisch bezeichneten Interventionen dargestellt und in Anschluss daran argumentiert, dass eine kritische Überprüfung und fachliche Eingrenzung der identifizierten Interventionen im Sinne einer konsistenten Begriffsbestimmung vorgenommen werden muss.

Schlagworte: Sozialtherapie, Klinische Soziale Arbeit, Methodenvielfalt, soziale Dimension der Gesundheit, Teilhabeförderung

Abstract

The term “social therapy” is used inconsistently in German-speaking countries, leading to considerable confusion in both theory and practice. To underscore this conceptual diffusion, a research project was undertaken at the University of Applied Sciences Campus Vienna, which systematically examined, for the first time, the methods and techniques referred to as social therapy in German-language specialist literature and in Viennese social institutions. The findings of the research project indicate that a wide range of interventions are subsumed under the term social therapy. Consequently, a precise definition of social therapy cannot be ascertained solely through an examination of its methodological attributes. The following article presents the variety of interventions described as social therapy. It posits that a critical review and professional delimitation of the identified interventions are imperative to establish a consistent definition of the term.

Keywords: social therapy, clinical social work, methodological diversity, social dimension of health, participation

1 Einleitung

Der Begriff Sozialtherapie ist in der Sozialen Arbeit weit verbreitet: Einrichtungskonzepte verweisen auf sozialtherapeutische Angebote, Interventionen werden als sozialtherapeutisch beschrieben, Fachtagungen widmen sich diesem Schwerpunkt und es existiert eine Vielzahl an deutschsprachigen Publikationen zum Thema. Trotz der Verbreitung fehlt eine einheitliche Begriffsbestimmung, sodass unterschiedliche Definitionen und Verständnisse nebeneinander bestehen. Dies führt zu Unklarheiten in Theorie und Praxis und begünstigt die Entstehung von Missverständnissen hinsichtlich sozialtherapeutischer Inhalte.

Die Sozialtherapie hat im deutschsprachigen Raum eine lange Tradition, die bis in die 1920er Jahre zurückreicht. Der begriffliche Ursprung lässt sich relativ gesichert auf Siddy Wronsky und Alice Salomon sowie ihr Werk *Soziale Therapie: ausgewählte Akten aus der Fürsorge-Arbeit* (1926) zurückführen. 1932 verwendet Wronsky den Begriff Sozialtherapie in einer gemeinsamen Publikation mit Arthur Kornfeld und erörtert dort auch die Grundlagen der Sozialtherapie (vgl. Schmid 2023: 4–6). Sozialtherapie und Soziale Therapie – damals synonym verwendet – wurden als behandelnde, rehabilitative und ressourcenorientierte Maßnahmen verstanden (vgl. Wronsky/Salomon 1926; Wronsky/Kornfeld 1932), die soziale Faktoren wie die Wohn- und Arbeitsbedingungen, die familiäre Situation oder das gesundheitliche Befinden fokussieren. Die Grundannahme war, dass zur Verbesserung der Gesundheit von verarmten Menschen, die sich in einer sozialen Notlage befinden, auch eine Besserung ihres sozialen Umfelds notwendig sei (vgl. Pauls/Hahn 2020: 48). Im Laufe der Zeit haben sich das Verständnis sowie das Methodenspektrum der Sozialtherapie weiterentwickelt. Eine detaillierte historische Analyse findet sich bei Joachim M. Schmid (vgl. 2023: 4–22). Bis heute besteht jedoch die grundlegende Annahme, dass „ein Einwirken auf die sozialen Umstände einer Person unerlässlich für die Bewältigung sowie Prävention von gesundheitlichen Problemlagen ist“ (Ehrhardt/Steiner 2021: 66).

Der Begriff Sozialtherapie bzw. die ganz grundsätzliche Berücksichtigung der Wechselwirkung zwischen gesundheitlichen und sozialen Faktoren findet sich neben der Sozialen Arbeit auch in der Medizin, der Pädagogik, der Psychotherapie und der Anthroposophie (vgl. Ehrhardt/Steiner 2021: 68). So verwies etwa Arthur Kornfeld (1931: 333) darauf, dass soziale Fürsorge und Psychotherapie zusammenwirken müssen, auch Alfred Adler betont die Bedeutung der sozialen Dimension in der Psychoanalyse (vgl. Pauls/Hahn 2020: 48). Viktor von Weizsäcker vertrat die Auffassung, dass die Lebensumstände der Patient:innen bei der Behandlung jedenfalls mitzuberücksichtigen seien, da er nicht Krankheiten, sondern kranke Menschen zu behandeln versuchte (vgl. Klinikum Heidelberg 2024). Ebenso versteht sich die anthroposophische Sozialtherapie, maßgeblich geprägt durch Rudolf Steiner, als interdisziplinär durchdrungen von den drei Bereichen „Medizin, Pädagogik und

soziale Gestaltung des Miteinanders von Menschen mit und ohne Behinderung“ (Fischer 2018: 10). Je nach disziplinärem Kontext können die Inhalte und Ziele der Sozialtherapie variieren. Dieser Artikel berücksichtigt die sozialarbeiterische Perspektive und hat ausschließlich sozialarbeiterische Fachliteratur untersucht, in dem Bewusstsein, dass andere Professionen andere Zugänge oder Verständnisse entwickelten.

Wer sich ausgehend von der Eingrenzung auf die sozialarbeiterische Sozialtherapie begriffliche Klarheit oder einen definierten Strang erwartet, irrt. Die Vorstellungen davon, was Sozialtherapie auszeichnet und welche Interventionen ihr zugeordnet werden oder in der Praxis tatsächlich Anwendung finden, sind divergent (vgl. Stiller 2020; Wimmer 2022). Der *Deutsche Fachverband für Sozialtherapie* (2023) definiert dieselbe als „eine eigenständige therapeutische Disziplin neben und in Wechselwirkung mit Psychotherapie, Seelsorge und Medizin“, die sich auf die Alltagsbewältigung spezialisiere. Andere Definitionen reichen von „Handlungskonzept“ (Pauls/Lammel 2020; Ohling 2020; Röh/Ortmann/Ansen 2020: 27) über einen „Behandlungsansatz der Klinischen Sozialen Arbeit“ (Ehrhardt/Steiner 2021: 66; Gamperl/Meusburger/Schübl 2023: 5; Pauls/Lammel 2020: 8) und „Milieuthherapie“ (Pauls 2013: 295) bis hin zu „Soziale Psychotherapie“ (Beushausen 2020: 22; Deloie 2011: 15ff.). Sozialtherapie sei „in jenen Fällen notwendig, in denen Information, Vermittlung und Beratung nicht mehr ausreichen, um die [...] komplexen Problemlagen bearbeiten zu können“ (Pauls/Hahn 2015: 30) oder sie wird sehr allgemein als „eine eher der Person zugewandte Form der Bearbeitung von sozialen Problemen [erachtet], wobei darüber nicht die Umwelt bzw. das Umfeld der Person außer Acht gerät“ (Ortmann/Röh 2014: 75). Ziel der Sozialtherapie ist es demnach, durch ein breites Methodenspektrum die soziale Teilhabe von Menschen, die unter gesundheitlichen Beeinträchtigungen leiden, (wieder)herzustellen (vgl. Pauls/Hahn 2015: 29f.; Pauls/Lammel: 2021). Bei der Vielfalt all dieser Definitionen drängt sich die Frage auf, was unter Sozialtherapie zu fassen ist. Barbara Wimmer (2022: 93) analysiert im Rahmen ihrer Masterarbeit Ausbildungscurricula im deutschsprachigen Raum und legt den – empirisch belegten – Definitionsvorschlag vor, dass Sozialtherapie ein „Interventionskonzept innerhalb der Fachdisziplin der Klinischen Sozialen Arbeit“ (Wimmer 2022: 94) ist. Somit ist sie keine eigene therapeutische Disziplin, sondern klar der Sozialen Arbeit zuordenbar. Diese Definition wurde zuvor auch von anderen Autor:innen vertreten (u.a. von Beushausen 2020: 26; Ohling 2020; Pauls 2013: 290; Pauls/Hahn 2015; Röh et al. 2020: 27) und sie wird folgend zusammengefasst. Dabei lassen sich mindestens drei grundlegende Säulen der Sozialtherapie identifizieren:



Abb.1: Säulen der Sozialtherapie (eigene Abbildung in Anlehnung an Wimmer 2022: 93)

Die beiden linken Säulen sind wohl wenig überraschend. Sozialarbeiterische Sozialtherapie basiert auf einem biopsychosozialen Verständnis von Gesundheit und Krankheit. Diesem folgt die Soziale Arbeit in Österreich generell, sie „geht von einem bio-psycho-sozialen Menschenbild aus und zeigt sich für die soziale Dimension von Gesundheit verantwortlich“ (obds 2023: 4). Ein Vorschlag zur Definition und Eingrenzung der Sozialen Dimension der Gesundheit ist bei Saskia Ehrhardt (2023: 4–6) zu finden. Sozialtherapeutische Interventionen richten sich an Menschen mit Problemlagen oder Bedarfen in der sozialen Dimension von Gesundheit und zielen dabei eher auf eine verhaltensorientierte, weniger eine verhältnisorientierte Veränderung bei Individuen ab. Ziel ist die (Wieder-)Herstellung, Förderung oder Sicherung sozialer Teilhabe. Sozialtherapie ist daher nicht auf bestimmte Praxisfelder beschränkt. Für die Erhebung des Veränderungsbedarfs ist eine umfassende Soziale Diagnose zentral. Zu dieser existiert ein profunder Wissensbestand, welcher die Grundlagen der Sozialen Diagnostik, ihre vier professionsbegründenden Prinzipien (vgl. Heiner 2014: 28), die Funktionen der Interventionsvorbereitung und -plausibilisierung oder Überlegungen zum diagnostischen Prozess (vgl. Hochuli Freud 2018: 217, 307ff.; Müller 1997: 59; Pantucek 2012:97) umfasst. An Hochschulen werden entsprechende Instrumente vermittelt und anschließend in der Praxis unterschiedlich intensiv angewendet.

Sozialtherapie wird als „zielgerichtetes, planmäßiges und methodisches Handeln“ (Pauls 2013: 177) verstanden, bei dem „alltagsnahe, pädagogische, psychoedukative, direkte und alltagsorientierte Methoden eingesetzt“ (Beushausen 2020: 25) werden und bei der die Alltagsgestaltung und Tagesstrukturierung im Fokus stehen. Es herrscht jedoch ein divergierendes Verständnis darüber, welche Methoden konkret zur Sozialtherapie gehören.

Röh, Ortmann & Ansen (2020: 34f.) definieren sieben grundlegende Formen der Sozialtherapie:

- Sozialtherapie als professionell arrangierte Lebenspraxis/Milieugestaltung
- Sozialtherapie als Training
- Sozialtherapie als Gespräch
- Sozialtherapie als Begleitung
- Sozialtherapie als Case Management
- Sozialtherapie als Netzwerkarbeit
- Sozialtherapie als Krisenintervention

Ein Grund für die divergierenden Begriffsverständnisse ist auch auf unterschiedliche therapeutische Richtungen zurückzuführen. Historisch war zunächst eine psychoanalytische Orientierung vorherrschend, heute existieren beispielsweise auch eine verhaltensorientierte, humanistisch orientierte, systemisch orientierte oder integrative Sozialtherapie (vgl. Deloie/Lammel: 2020).

2 Das Forschungsprojekt: Methodische Herangehensweise

Da Fachliteratur, Ausbildungscurricula und Praxis unterschiedliche Auffassungen zu sozialtherapeutischen Interventionen vertreten, wurde 2024 an der FH Campus Wien im Masterstudiengang Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit ein Forschungsprojekt durchgeführt, das versuchte, diese große Bandbreite aufzuzeigen. Im Frühjahr 2024 wurde zunächst eine systematische Analyse sozialarbeiterischer Fachliteratur im Rahmen eines narrativen Reviews durchgeführt. Dabei wurden deutschsprachige Publikationen aus der Sozialen Arbeit eingeschlossen, die seit 2010 erschienen sind, um theoretisch beschriebene sozialtherapeutische Interventionen zu erheben. Im zweiten Teil des Forschungsprojekts lag der Fokus auf der gelebten Praxis. Es sollte erhoben werden, welche sozialtherapeutischen Interventionen tatsächlich in der Praxis Anwendung finden und wie deren Umsetzung erfolgt. Hierzu wurden 20 Wiener Sozialeinrichtungen mittels eines qualitativen Forschungsdesigns untersucht. Aufgrund der regional unterschiedlichen Entwicklungen sozialtherapeutischer Ansätze im deutschsprachigen Raum sowie divergierender struktureller und rechtlicher Rahmenbedingungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz wurde die Studie bewusst auf Wien beschränkt. Diese Einschränkung gilt es bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen.

Zur Datenerhebung wurden zunächst – sofern vorhanden und zugänglich – die Einrichtungskonzepte und -materialien der 20 Sozialeinrichtungen analysiert. Auf Grundlage dieser Dokumente sowie der zuvor durchgeführten Literaturrecherche wurde ein Interviewleitfaden entwickelt. In allen 20 Einrichtungen fanden daraufhin leitfadengestützte Expert:inneninterviews

statt. Die Auswertung erfolgte methodisch entlang der konstruktivistischen Grounded Theory Methodologie nach Kathy Charmaz (2014), da diese eine flexible Integration unterschiedlicher Datenquellen – darunter die Vorerhebung potenzieller sozialtherapeutischer Einrichtungen, die Ergebnisse des Literaturreviews und die Expert:inneninterviews – sowie variierende Grade theoretischer Sättigung ermöglicht.

Die Auswahl der Einrichtungen erfolgte stufenweise. Zunächst wurden jene Einrichtungen kontaktiert, die Sozialtherapie explizit in ihrem Namen oder ihrer Selbstbeschreibung führen. Keine dieser Einrichtungen zeigte eine Teilnahmebereitschaft. Im nächsten Schritt wurden Einrichtungen angefragt, die bereits in einer Vorerhebung aus dem Jahr 2022 als potenziell sozialtherapeutisch arbeitend eingestuft worden waren. Abschließend wurden Absolvent:innen des Masterstudiengangs für Klinische Soziale Arbeit, in dem Sozialtherapie im letzten Semester vertiefend gelehrt wird, zur Teilnahme eingeladen. Ziel war es, eine möglichst große Vielfalt an Praxisfeldern abzubilden, da sozialtherapeutisches Arbeiten in nahezu allen Bereichen der Sozialen Arbeit Anwendung finden kann.

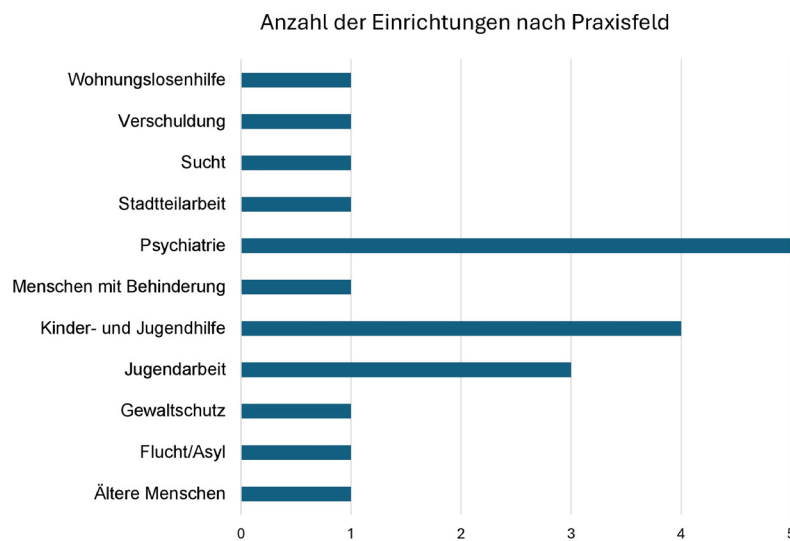


Abb. 2: Teilgenommene Einrichtungen nach Praxisfeldern (eigene Darstellung)

Von den 20 befragten Personen waren 15 Klinische Sozialarbeiter:innen. Fünf der Expert:innen waren zudem ausgebildete oder in Ausbildung befindliche Psychotherapeut:innen. Da alle befragten Fachkräfte in Einrichtungen tätig sind, die offiziell nicht explizit als sozialtherapeutisch definiert sind, wurde sich in den Interviews auf sozialtherapeutische Methoden und Techniken bezogen, die nach individuellem Ermessen angewandt werden.

3 Ergebnisse Literaturreview

Die Literaturrecherche identifizierte in einschlägigen sozialarbeiterischen Fachtexten 268 verschiedene Methoden oder Techniken, die von den Autor:innen dezidiert der Sozialtherapie zugeordnet werden. Diese lassen sich in 21 Interventions-Cluster einteilen und weisen eine enorme inhaltliche Bandbreite auf. Die Spannweite erstreckt sich von allgemeinen sozialarbeiterischen Interventionen über unspezifische oder nicht näher erläuterte Maßnahmen, wie Training, Vermittlung oder Begleitung, bis hin zu hochspezialisierten Verfahren, die teilweise in den Zuständigkeitsbereich anderer Professionen (z.B. Psychotherapie) fallen. Die in der Fachliteratur am häufigsten als sozialtherapeutisch erachteten Methoden waren Psychoedukation (7 Nennungen), Soziale Diagnostik (7), Krisenintervention (6) und Netzwerkarbeit (6).

Kritisch zu diskutieren ist, ob alle in der analysierten Fachliteratur identifizierten Interventionen tatsächlich der Sozialtherapie zugeordnet werden können. Die Kriterien, nach denen bestimmte Methoden oder Techniken als sozialtherapeutisch klassifiziert werden, sowie die zugrunde liegenden Verständnisse waren häufig nicht erkennbar und blieben unklar. Die nachfolgende Tabelle (Tab. 1) ist daher als Übersicht bestehender Verständnisse zu verstehen – nicht jedoch als Liste inhaltlich validierter sozialtherapeutischer Interventionen. Eine vollständige Darstellung aller 268 Interventionen ist aus Platzgründen nicht möglich. Alle Interventionen wurden von uns inhaltlich geclustert und im Folgenden werden die identifizierten Interventions-Cluster in alphabetischer Reihenfolge mit exemplarischen Methoden oder Techniken vorgestellt. Die Zahl in Klammern gibt die Anzahl der diesem Cluster zugeordneten Interventionen an.

Interventions-Cluster (Anzahl der Interventionen)	Beispielhafte Interventionen
Administration (12)	Teamsitzung, Sicherstellung von Beschwerdemöglichkeiten, Datenschutz, Einhaltung gerichtlicher Weisungen
Alltags- /Tagesstrukturierung (7)	Aktualisierung von Alltagssituationen, Alltagsstruktur, Tagesstrukturierung, Erarbeitung von Freizeitinteressen
Beziehungsarbeit (8)	Beziehungserfahrung ermöglichen, Aufbau einer Beziehung, haltgebende Beziehungsgestaltung
Case Management (16)	Koordination von Hilfsangeboten, Vermittlung in teilbetreutes Wohnen, Hilfeplanung, Begleitung
Diagnostik (17)	Soziale Diagnose, Netzwerkanalyse, Symptomauslöser, Stärkenprofilerstellung, Ressourcendiagnostik, Teilhabediagnostik
Emotionsarbeit (19)	Aktualisierung von Gefühlen, Emotionsbearbeitung, Bedürfnisregulation, Neubewertung von Emotionen
Finanzielle/rechtliche Beratung (11)	materielle Grundsicherung, Schuldnerberatung, Regelung finanzieller Angelegenheiten, sozialrechtliche Aufklärung
Gesprächsführungstechniken (23)	Konfrontation, Klärung, aktives Zuhören, Explizieren, Aktualisierung, Moderation, hilfreiche Fragestellung, Erkunden
Gruppenarbeit (7)	Gruppenangebot, Initiierung von Selbsthilfegruppen, Motivationsgruppe, Gruppenaktivitäten
Hintergrundwissen/ Zugang (10)	biopsychosoziales Modell, bifokaler Ansatz, Salutogenese, Diversität, Hilfe zur Selbsthilfe, Empowerment
Krisen/Belastung (12)	Krisenintervention, Beratung in kritischen Lebensphasen, Veränderung von psychosozialen Notlagen, Belastungsreduktion

Netzwerkarbeit (26)	Netzwerktherapie, Milieuthherapie, Beratung von Angehörigen und Umfeld, Familientherapie, Netzwerkarbeit
Prävention (8)	Prävention, Rückfallprävention, Suizidprävention, Verhinderung von Folgeschäden
Psychoedukation (6)	Psychoedukation, Sozioedukation, Informieren über Krankheit
Ressourcenarbeit (14)	Ressourcenerschließung, -sammlung oder -orientierung, Optimierung vorhandener Ressourcen
Setting (6)	aufsuchendes Setting, nachgehendes Setting, Setting-Herstellung
Spezielle Techniken (24)	Entscheidungswürfel (vgl. <u>Grosse/Lutz/Grawe</u> 2008), NADA, Skills-Training, Verhaltensanalysen, positive Selbstbeschreibung (vgl. Fiedler 2011), Rubikon-Modell, Jin Shin Jyutsu, Zwei-Stuhl-Technik
Training/Förderung (18)	Kommunikationsförderung, Kompetenzförderung, Training sozialer Kompetenzen, Förderung der Selbstständigkeit
Weitervermittlung in andere Einrichtungen (7)	Zugang zu anderen Hilfsmitteln, Weitervermittlung in andere Einrichtungen, Sicherstellung spezifischer Behandlung, Vernetzung und Vermittlung in andere Einrichtungen
Wohnen und Haushalt (6)	Sicherstellung von Sauberkeit, Arbeit an der Wohnsituation, Erlangen einer geeigneten Wohnsituation, Sicherstellung von Verpflegung
Ziele/Zukunftsplanung (11)	Klärung von Zielen, Erarbeitung von Berufsperspektiven, Perspektivenarbeit, Zielarbeit, Zielbestimmung

Tab. 1: Identifizierte sozialtherapeutische Interventionen, geclustert und in alphabetischer Reihenfolge

Die Zuordnung mancher dieser Interventionen zur Sozialtherapie ist aus fachlicher Perspektive nicht haltbar und wurde im Rahmen dieses Projekts kritisch hinterfragt. Es stellt sich die Frage, weshalb Autor:innen teils bemüht sind, Interventionen auch dann als sozialtherapeutisch zu

kennzeichnen, wenn die inhaltliche Passung nicht gegeben ist. Eine mögliche Erklärung könnte in den unterschiedlichen rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen in Österreich und Deutschland liegen. Naheliegend erscheint auch die Hypothese, dass der Begriff Sozialtherapie aufgrund seiner theoretischen Aufladung, seines Anwendungsbezugs oder auch einer gewissen Attraktivität inflationär verwendet wird. Dabei wird jedoch übersehen, dass manche der bezeichneten Interventionen weder einem sozialtherapeutischen Ziel folgen noch in das methodische Repertoire der Sozialen Arbeit fallen, wie etwa die administrativen Interventionen. Auch die finanzielle Beratung ist stärker verhältnis- als verhaltensorientiert und somit eher anderen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit zuordenbar. Ebenso stellt das Case Management ein eigenständiges Konzept dar (vgl. ogsa 2025), das nicht per se als sozialtherapeutisch zu bewerten ist. Andere Interventionen wie die Weitervermittlung an externe Einrichtungen sind sehr generalistisch gehalten und finden nicht alleinig oder zentral in der Sozialtherapie Anwendung. Zudem stammen viele der speziellen Techniken nicht originär aus der Sozialen Arbeit, wodurch fraglich bleibt, ob Sozialarbeiter:innen im Rahmen ihrer Ausbildung über die notwendigen Qualifikationen zur fachgerechten Anwendung verfügen.

Die zentrale Erkenntnis der Literaturanalyse ist, dass eine genaue Prüfung der jeweiligen Zuschreibung unerlässlich ist, da das Attribut sozialtherapeutisch häufig unspezifisch verwendet wird, was nicht immer dem fachlichen Verständnis innerhalb der Sozialen Arbeit entspricht.

4 Ergebnisse Sozialeinrichtungen

Im Folgenden werden die Ergebnisse der 20 beforschten Einrichtungen dargestellt. Neben den in der Praxis verorteten sozialtherapeutischen Interventionen wurden auch Rahmenbedingungen der sozialtherapeutischen Arbeit erhoben.

4.1 Begriffsverständnis und -verwendung

Sowohl die Nutzung als auch das Verständnis des Begriffs Sozialtherapie variieren je nach Einrichtung stark. Während der Begriff in manchen Organisationen gar nicht verwendet wird, ist er in anderen durchaus gebräuchlich. Ein auffälliger Widerspruch zeigte sich darin, dass die Expert:innen vielfach zwar keine enge Definition von Sozialtherapie formulieren konnten, jedoch deren zentrale Bestandteile präzise beschrieben und die von ihnen angewandten sozialtherapeutischen Interventionen eindeutig nennen konnten. Sozialtherapie wurde häufig beschrieben als Fokussierung auf Teilhabe, die Orientierung an der Lebenswelt der Klient:innen sowie die Bearbeitung der sozialen Dimension von Gesundheit. Darüber hinaus wird Sozialtherapie in einigen Einrichtungen auch als eine Art Codewort benutzt, um darauf hinzuweisen, dass eine Person intensivere Betreuung oder

mehr Zeit benötigt, oder um implizit auszudrücken, dass psychotherapeutische Methoden oder Arbeitsweisen in Beratungsgesprächen eingesetzt werden. In der Kinder- und Jugendhilfe wird der Begriff zudem als Bezeichnung für eine spezielle Form der Sozialen Diagnostik (Sozialtherapeutische Gefährdungsabklärungen) verwendet, er kategorisiert aber auch Wohneinrichtungen, die sich über spezifische konzeptuelle Punkte wie z.B. Betreuungsintensität definieren.

Wann entscheiden sich nun die befragten Sozialarbeiter:innen für sozialtherapeutisches Arbeiten? In der Regel geschieht dies, wenn die Beziehungsarbeit im Mittelpunkt steht, wenn es also um Begleitung, Aushalten und Akzeptieren sowie um ein Da-Sein oder Da-Bleiben geht. Der Beziehungsarbeit wurde von allen Expert:innen eine hohe Bedeutung zugeschrieben. Die Beziehung sei in den beforschten Einrichtungen langfristig ausgerichtet und Fachkräfte übernehmen die Rolle einer festen Ansprechperson, stabilisieren in Krisensituationen und bieten ein kontinuierliches Beziehungsangebot. Sozialtherapeutisches Handeln umfasst den Fachkräften nach jedoch nicht nur die Beziehungsarbeit, sondern auch eine ressourcenorientierte Herangehensweise, eine wertschätzende Haltung gegenüber Klient:innen sowie eine transparente und klare Arbeitsweise. Eine scharfe Abgrenzung zwischen sozialtherapeutischer Praxis und generalistischer Sozialer Arbeit erwies sich in den Interviews als schwierig.

In einigen Einrichtungen dient Sozialtherapie der Überbrückung eines ungedeckten Psychotherapie-Bedarfs oder der Vorbereitung auf eine solche. Sozialtherapie wird als besonders indiziert erachtet, wenn psychotherapeutische Voraussetzungen fehlen – etwa bei geringem Funktionsniveau, mangelnder Reflexionsfähigkeit, Abstinenzproblemen oder der Schwierigkeit, Termine wahrzunehmen.

4.2 Konzeptionelle Verankerung

In den Konzepten zweier Einrichtungen ist Sozialtherapie explizit verankert und wird als eine Art Arbeitshaltung erachtet. Mehrfach betonten die Expert:innen, dass der Begriff zum Zeitpunkt der Konzeptentwicklung noch nicht so verbreitet war und daher nicht berücksichtigt wurde. Bei Überarbeitung der Konzepte oder Neufassung wäre eine andere Einordnung vorstellbar, da viele Fachkräfte in ihrer Arbeit sozialtherapeutische Ansätze nutzen, diese jedoch nicht explizit als solche bezeichnen, weil sie mit dem Begriff wenig vertraut sind oder Skepsis gegenüber dem Therapiebegriff haben. Letzteres dürfte mit der Sorge von Sozialarbeiter:innen verbunden sein, die eigene Kompetenz bzw. disziplinäre Zuständigkeit zu überschreiten. Vereinzelt wurde darauf hingewiesen, dass der Begriff Therapie innerhalb der Sozialen Arbeit generell stark besetzt ist. Mehrere Fachkräfte äußerten, dass dessen Verwendung mit Unsicherheit einhergeht oder dem Gefühl, „etwas Verbotenes zu tun“ (I12: 207) – weshalb sie die Nutzung des Begriffs sorgfältig

abwägen würden.

In keiner der untersuchten Einrichtungen besteht ein expliziter Auftrag zur sozialtherapeutischen Arbeit – die Entscheidung darüber liegt im Ermessen der jeweiligen Sozialarbeiter:innen. Anders verhält es sich mit der sozialdiagnostischen Tätigkeit. In rund zwei Dritteln der Einrichtungen finden sich Elemente der Sozialen Diagnostik, auch wenn diese mitunter auf eine standardisierte Anamnese im Erstgespräch beschränkt bleiben. Die Finanzierung sozialtherapeutischer Interventionen erfolgt in allen befragten Einrichtungen über die allgemeine sozialarbeiterische Tätigkeit, meist im Rahmen einer Objektfinanzierung, und nicht über spezifische Zuschüsse oder eigene Fördermittel.

4.3 Zielsetzungen und Zielgruppen

Auf die Frage nach den sozialtherapeutischen Zielen betonten die Fachkräfte insbesondere die Bedeutung von kontinuierlicher Begleitung sowie dem Angebot intensiver Beziehungsgestaltung. Die Entlastung der Klient:innen, die Verbesserung ihrer subjektiven Lebensqualität, die Förderung der Gesundheitskompetenz und die Steigerung der Selbstwirksamkeit sind darüber hinaus wesentliche Ziele. Auch die Vermittlung von Wissen und Kompetenzen im Umgang mit Emotionen sowie die Veränderung des sozialen Interaktionsverhaltens zur Förderung sozialer Kontakte wurden als zentrale Aspekte hervorgehoben. Als Indikatoren für Sozialtherapie wurden die Beziehungsarbeit, Krisen und Belastungen, Einsamkeit, Familien- und Nachbarschaftskonflikte, wiederkehrende finanzielle Belastungen, die eine veränderte Umgangsweise erfordern, schwere psychische Erkrankungen mit Auswirkungen auf die soziale Dimension, Erfahrungen mit Ausgrenzung und Stigmatisierung sowie die Unterstützung im Alltag, Alltagsbegleitung und Alltagsstrukturierung genannt.

Hinsichtlich der Zielgruppen sozialtherapeutischer Interventionen zeigte sich ein breites Spektrum: Als relevante Zielgruppen wurden am häufigsten psychisch auffällige Menschen sowie Familien genannt. Zumeist beschrieben die Expert:innen genau jene Gruppen als sozialtherapeutisch relevant, mit denen sie in ihrer jeweiligen Einrichtung arbeiten. Darüber hinaus wurden vor allem Personen in komplexen Multiproblemlagen als Zielgruppe beschrieben. Eine Fachkraft äußerte zudem die Ansicht, dass grundsätzlich alle Menschen von Sozialtherapie profitieren könnten (vgl. I2). Die Fachkräfte identifizierten klare Grenzen der Sozialtherapie insbesondere bei der Behandlung psychischer Erkrankungen, die eine psychiatrische oder psychotherapeutische Versorgung erfordern, sowie bei Pflegebedürftigkeit und akuter Selbst- oder Fremdgefährdung, die ein Einschreiten von Einsatzorganisationen notwendig macht. Abgesehen von diesen klaren Abgrenzungen fiel es vielen Befragten schwer, inhaltliche Grenzen sozialtherapeutischer Arbeit klar zu definieren, was darauf hinweist, dass oft unklar bleibt, wann genau Sozialtherapie angewendet wird.

4.4 Settings und Anwendungsformen

Sozialtherapeutische Interventionen finden in verschiedenen Settings Anwendung, darunter Einzel-, Familien- und Gruppenarbeit sowie Hausbesuche. In einer der untersuchten Einrichtungen erfolgt das sozialtherapeutische Arbeiten im Zwangskontext (vgl. I11). Hervorzuheben ist die große Bedeutung der Niederschwelligkeit, die im Zusammenhang mit dem Setting vielfach betont wurde und ein zentraler Aspekt sozialtherapeutischer Arbeit zu sein scheint.

Obwohl alle Befragten angaben, sozialtherapeutisch zu arbeiten und die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten zu schätzen, variierten die Aussagen hinsichtlich der Frage, in welchen Situationen oder mit welchen Klient:innen sie tatsächlich eingesetzt wird. Betont wurde, dass Sozialtherapie über reine Zweckerfüllung hinausgeht und eine spezifische Arbeitshaltung darstellt. So könne beispielsweise das bloße Ausfüllen eines Antrags durch eine sozialtherapeutische Perspektive erweitert werden, indem gezielt über den Inhalt des Formulars hinaus nachgefragt und eine nachhaltige Veränderung im Umgang mit der jeweiligen Situation unterstützt wird (vgl. I7; I9; I18). Mehrfach hervorgehoben wurde auch Emotionsarbeit, welche gezielt versucht, Emotionen der Klient:innen während Beratungs- oder Betreuungskontakten aufzufangen und zu bearbeiten (vgl. I4; I5; I18). Während in der Fachliteratur ein konkretes Veränderungsansinnen betont wird, blieb in den Interviews offen, wie Veränderungswünsche der Klient:innen thematisiert und in sozialtherapeutische Prozesse integriert werden.

4.5 Sozialtherapeutische Interventionen in der Praxis

In den untersuchten Einrichtungen wurden 62 Interventionen als sozialtherapeutisch betrachtet und aktiv in der Praxis angewendet. Diese wurden von uns in 28 Kategorien geclustert (Tab. 2). Die Zahl in Klammern nach der Intervention weist darauf hin, dass mehrere Interventionen zu einer Kategorie zusammengefasst wurden, sie gibt an, wie viele Interventionen in dieser Kategorie subsumiert wurden; in solchen Fällen sind exemplarisch je konkrete Interventionen angeführt. Die Zahl in der rechten Spalte zeigt, wie viele der befragten 20 Fachkräfte angaben, die jeweilige Intervention(s-Kategorie) regelmäßig in ihrer Arbeit einzusetzen. Die mit Stern (*) markierten Interventionen wurden explizit als sozialtherapeutische Maßnahme und nicht im Rahmen der Sozialen Diagnostik erwähnt.

Intervention	Anzahl der Einrichtungen
Alltagsstrukturierung (3) Tagesstrukturierung, Alltagsplanung, Aufbau von Aktivitäten	11
Angehörigengespräch	1
Beratung	4
Berufsorientierung	1
Besuchskontakte	1
Beziehungsarbeit (5) Beziehungsgestaltung, Da-Sein, Aushalten...	4
Biographiearbeit	3
biografischer Zeitbalken*	1
Case Management	3
Diagnostik (9) Anamnese, Bedarfserhebung, psychosoziale Diagnostik...	11
Eco Map*	1
Emotionsarbeit (8) Belastungsreduktion, Emotionsfokussierung, Focusing...	6
Entlastung und Krisenintervention (4) Stabilisierung, Entlastung, Entlastungsgespräche...	5
Freizeitangebote (2) Spielen, Partizipationsprojekte	5
Genogramm*	1
Gesprächsführung (4) aktives Zuhören, Eingehen und Abholen, Gespräche...	7
Gestalt-Therapie	1
Gruppe/Gruppenarbeit	3
Körperübungen	3

materielle Absicherung/Soforthilfe	2
Netzwerkarbeit (2) Helferkonferenz, Netzwerkkarte	4
Psychoedukation	3
Ressourcenarbeit	5
Schatten-Mediation	1
Systembrett*	1
Verhaltensanalyse bzw. Verhaltensorientierung (2)	2
Vermittlung und Hilfestellung (5) Anbindung, Weitervermittlung, Vernetzung...	4
Zielerreichungsanalyse	7

Tab. 2: In der Praxis angewandte Interventionen in alphabetischer Reihenfolge

Alltagsstrukturierung und Soziale Diagnostik wurden von je elf Fachkräften als sozialtherapeutische Interventionen genannt, wobei die Zugehörigkeit von letzterer zur sozialtherapeutischen Intervention diskutiert werden kann, da die Soziale Diagnostik neben dem spezifischen Methodenwissen eine eigene Säule der Sozialtherapie darstellt und als solche generell Teil des sozialtherapeutischen Handelns sein müsste. Mit je sieben Nennungen wurden Gesprächsführungstechniken und die Zielerreichungsanalyse genannt. Die Zielerreichungsanalyse und Abwandlungen davon werden in den Einrichtungen nur mit ausgewählten Klient:innen durchgeführt und in keiner der beforschten Einrichtungen verpflichtend angewandt. In sechs Einrichtungen arbeiten Sozialarbeiter:innen explizit mit dem emotionalen Erleben ihrer Klient:innen und in je fünf Einrichtungen werden Freizeitangebote, Ressourcenarbeit und Kriseninterventionen als Teil des sozialtherapeutischen Arbeitens umgesetzt.

In 13 der 20 Einrichtungen werden Gruppenangebote angeboten, die von Sozialarbeiter:innen geleitet und in ihrer Zielsetzung der Sozialtherapie zuzuordnen sind. Diese Angebote umfassen ein breites Spektrum und reichen von Aktivierungs- und Bewegungsgruppen, Kreativangeboten, Ausflügen, Spielegruppen, Plauder-Cafés und Psychoedukation über Stress- und Ressourcengruppen, Entspannungsgruppen oder spezifische Frauen- und Männergruppen bis hin zu spezialisierten NADA- oder Psychodramagruppen.

Für die Umsetzung all dieser sozialtherapeutischen Interventionen sind ein fundiertes

Verständnis der sozialen Dimension von Gesundheit und spezifisches Fachwissen erforderlich – darin waren sich alle Befragten einig. Etwa ein Drittel erwarb dieses Wissen im Studium, die übrigen eigneten es sich eigenständig durch Literatur, Fort- oder Weiterbildungen an. Da das Fortbildungsangebot in Wien als unzureichend eingeschätzt wird, ist Eigeninitiative derzeit entscheidend. Neben fachlichen Qualifikationen wurden auch persönliche Kompetenzen wie analytisches Denken, professionelle Bedarfseinschätzung, der Umgang mit Ambivalenzen und psychische Belastbarkeit in den Interviews als zentral beschrieben.

5 Fazit

Die Ergebnisse des Forschungsprojekts machen eine zentrale Ambivalenz in der sozialtherapeutischen Praxis deutlich: Zwar gaben alle befragten Fachkräfte an, sozialtherapeutisch zu arbeiten, und sie konnten zahlreiche konkrete Interventionsformen benennen, gleichzeitig zeigte sich jedoch eine erhebliche begriffliche Unschärfe und Unsicherheit. Die in der Fachliteratur divergierenden Definitionen spiegeln sich in der uneinheitlichen Anwendung des Begriffs in der Praxis wider. Sozialtherapie lässt sich daher keinesfalls allein über Methoden bestimmen – vielmehr bedarf es einer konzeptionellen Klarheit hinsichtlich ihrer theoretischen und fachlichen Grundlagen. Zur Überwindung dieser begrifflichen und praktischen Unklarheiten plädieren wir für eine Orientierung an der Definition nach Wimmer (2022), die Sozialtherapie als Interventionskonzept innerhalb der Sozialen Arbeit versteht. Diese begriffliche Rahmung erlaubt eine disziplinär konsistente Verortung und schafft die Grundlage für die Entwicklung fachlich begründeter Handlungsperspektiven.

Die Untersuchung belegt, dass sozialtherapeutische Interventionen in Wiener Sozialeinrichtungen zur Anwendung kommen, jedoch in der Anwendungsart und -intensität variieren. Damit diese langfristig etabliert und weiterentwickelt werden können, sind sowohl geeignete strukturelle Rahmenbedingungen als auch Eigeninitiative seitens der Fachkräfte notwendig. Für eine fundierte sozialtherapeutische Qualifizierung wäre zudem der Ausbau spezifischer Fort- und Weiterbildungsangebote notwendig.

Im Zuge der Erhebung wurden vereinzelt Bedenken hinsichtlich möglicher Kompetenzüberschreitungen durch die Verwendung des Therapie- oder Behandlungsbegriffs geäußert. Diese lassen sich jedoch relativieren, sofern Sozialtherapie als Teil der Sozialen Arbeit verstanden wird und sich klar auf die soziale Dimension von Gesundheit bezieht. Solange sozial bedingte Problemlagen adressiert werden, bleibt die sozialtherapeutische Praxis innerhalb der fachlichen Zuständigkeit der Sozialen Arbeit – und kann somit nicht nur das bestehende Handlungsrepertoire ausschöpfen, sondern dieses auch erweitern.

Ziel dieses Beitrags war es, die bestehende begriffliche Uneindeutigkeit aufzuzeigen und für

eine genauere Verwendung des Begriffs in Theorie und Praxis zu sensibilisieren. Zukünftige Forschung sollte darauf abzielen, eine konzeptionelle Abgrenzung zu entwickeln, Begriffe systematisch zu ordnen und disziplinär zu verorten sowie eine Einschränkung der als sozialtherapeutisch verstandenen Methoden auf jene vorzunehmen, die dem fachlichen Selbstverständnis Sozialer Arbeit tatsächlich entsprechen.

Literaturverzeichnis

Beushausen, Jürgen (2020): Beratung lernen. Grundlagen psychosozialer Beratung und Sozialtherapie für Studium und Praxis. Opladen: UTB.

Charmaz, Kathy (2014): Constructing grounded theory. 2. Aufl. London: SAGE.

Deloie, Dario (2011): Soziale Psychotherapie. Traditionslinien – Theoretische Grundlagen – Methoden. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Deloie, Dario/Lammel, Ute Antonia (2020): Sozialtherapeutische Grundorientierungen. In: Lammel, Ute Antonia/Pauls, Helmut (Hg.): Sozialtherapie. Sozialtherapeutische Interventionen als dritte Säule der Gesundheitsversorgung. Dortmund: Verlag modernes lernen, S. 100–115.

Deutscher Fachverband für Sozialtherapie e.V. (2023): Wer wir sind. <https://www.dfs-sozialtherapie.de/> (10.03.2025).

Ehrhardt, Saskia (2023): Die Determinierung des Sozialen. Wie lässt sich der Legitimationsanspruch der Klinischen Sozialarbeit begründen? In: Klinische Sozialarbeit. Zeitschrift für psychosoziale Praxis und Forschung, 19(1), S. 6–8.

Ehrhardt, Saskia/Steiner, Elisabeth (2021): Sozialtherapie als Behandlungsansatz in der Klinischen Sozialen Arbeit. Professionelles Handeln in der sozialen Dimension von Gesundheit. In: Steiner, Elisabeth/Ehrhardt, Saskia (Hg.): Klinische Soziale Arbeit in Österreich. Wien: facultas, S. 66–77.

Fiedler, Peter (2011): Persönlichkeitsstörungen. 6., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Beltz.

Fischer, Andreas (2018): Anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie. Eine Einführung. Bern: vahs.

Galuske, Michael (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 10. Aufl. Weinheim/Basel: Juventa.

Gamperl, Anna/Meusburger, Martina/Schübl, Marie-Theres (2023): Klinische Soziale Arbeit in Österreich. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft „Klinische Soziale Arbeit“ der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit (ogsa). https://www.ogsa.at/wp-content/uploads/2023/11/ogsa_AG-Klinische-Soziale-Arbeit_Positionspapier-2023.pdf (17.03.2025).

Grosse Holtforth, Martin/Lutz, Wolfgang/Grawe, Klaus (2008): Interventionsbezogene Diagnostik. In: Hautzinger, Martin/Pauli, Paul (Hg.): Psychotherapeutische Methoden. Psychologische Interventionsmethoden. Enzyklopädie der Psychologie, Bd. 2. Göttingen: Hogrefe, S. 1–74.

Heiner, Maja (Hg.) (2004): Diagnostik und Diagnosen in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.

Hochuli Freund, Ursula (2018): Multiperspektivische Fallarbeit. In: Buttner, Peter/Gahleitner, Silke B./Hochuli Freund, Ursula/Röh, Dieter (Hg.): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven für die Soziale Arbeit. Berlin: Lambertus, S. 210–222.

Klinikum Heidelberg (2024): Geschichte der Psychosomatik in Heidelberg. <https://www.klinikum.uni-heidelberg.de/zentrum-fuer-innere-medizin-medizin-klinik/klinik-fuer-allgemeine-innere-medizin-und-psychosomatik/ueber-uns> (14.03.2025).

Kronfeld, Arthur (1931): Soziale Not und soziale Psychotherapie. In: Der sozialistische Arzt, 7, Dezember, S. 332–333.

Müller, Burkard (1997): Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg: Lambertus.

obds – Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit (2023): Soziale Arbeit in Österreich. Identifikationsrahmen für Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Eigenveröffentlichung. https://obds.at/wp-content/uploads/2023/04/Identifikationsrahmen_fuer-Sozialpaedagogik-und-Sozialarbeit_Kurzfassung_web.pdf (18.03.2025).

ogsa – Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit (2025): Social Work Case Management. AG Case Management. <https://www.ogsa.at/arbeitsgemeinschaften/ag-case-management/> (17.03.2025).

Ohling, Maria (2020): Sozialtherapie (Klinische Sozialarbeit). <https://www.socialnet.de/lexikon/Sozialtherapie-Klinische-Sozialarbeit> (18.03.2025).

Ortmann, Karlheinz/Röh, Dieter (2014): Sozialtherapie – Soziale Teilhabe ermöglichen und soziale Ressourcen erschließen. In: Klinische Sozialarbeit. Zeitschrift für psychosoziale Praxis und Forschung, 10, April, S. 10–11.

Pantucek, Peter (2012): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. 3., akt. Aufl. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

Pauls, Helmut (2013): Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psychosozialer Behandlung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Pauls, Helmut/Hahn, Gernot (2015): Sozialtherapie. In: Lammel, Ute Antonia/Jungbauer, Johannes/Trost, Alexander (Hg.): Klinisch-therapeutische Soziale Arbeit. Grundpositionen – Forschungsbefunde – Praxiskonzepte. Dortmund: Verlag modernes lernen, S. 29–44.

Pauls, Helmut/Hahn, Gernot (2020): Gesundheit durch soziale Teilhabe. Betrachtungen zur Entwicklung der Sozialtherapie von Sidony Wronsky bis heute. In: Lammel, Ute Antonia/Pauls, Helmut (Hg.): Sozialtherapie. Sozialtherapeutische Interventionen als dritte Säule der Gesundheitsversorgung. Dortmund: Verlag modernes lernen, S. 46–58.

Pauls, Helmut/Lammel, Ute Antonia (2020): Einführung. In: Lammel, Ute Antonia/Pauls, Helmut (Hg.): Sozialtherapie. Sozialtherapeutische Interventionen als dritte Säule der Gesundheitsversorgung. Dortmund: Verlag modernes lernen, S. 714.

Röh, Dieter/Ortmann, Karlheinz/Ansen, Harald (2020): Sozialtherapie als Handlungskonzept der Klinischen Sozialarbeit. In: Lammel, Ute Antonia/Pauls, Helmut (Hg.): Sozialtherapie. Sozialtherapeutische Interventionen als dritte Säule der Gesundheitsversorgung. Dortmund: Verlag modernes lernen, S. 27–45.

Schmid, Joachim Maximilian (2023): Sozialtherapeutische Wohneinrichtungen nach §179a StVG. Ein Auftrag für die Klinische Soziale Arbeit? Unveröffentlichte Masterarbeit. FH Campus Wien. <https://pub.fh-campuswien.ac.at/obvfcwhsacc/content/titleinfo/8734707>

Stiller, Julia (2020): Kernkompetenzen Klinischer Sozialarbeiter*innen in der Praxis. Analyse potentieller selbstständiger Tätigkeit unter Einbeziehung des social support. Unveröffentlichte Masterarbeit. FH Campus Wien. <https://pub.fh-campuswien.ac.at/obvfcwhsacc/download/pdf/5208972>

Wimmer, Barbara (2022): Sozialtherapie und Klinische Soziale Arbeit: Same but Different? Eine inhaltsanalytische Studie zur Untersuchung sozialtherapeutischer Inhalte in Ausbildungsplänen von Masterlehrgängen für Klinische Soziale Arbeit in Deutschland und Österreich. Unveröffentlichte Masterarbeit. FH Campus Wien. <https://pub.fh-campuswien.ac.at/obvfcwhsacc/content/titleinfo/8191244>

Wronsky, Siddy/Kronfeld, Arthur (1932): Sozialtherapie und Psychotherapie in den Methoden der Fürsorge. Berlin: Heymann.

Wronsky, Siddy/Salomon, Alice (1926): Soziale Therapie. Ausgewählte Akten aus der Fürsorge-Arbeit. Berlin: Heymann.

Über die Autor_innen

Anna Gamperl, MA, MSc

anna.gamperl@fh-campuswien.ac.at

Hauptberuflich Lehrende am Department Soziales der FH Campus Wien sowie Klinische Sozialarbeiterin beim *Psychosozialen Dienst*. Verhaltenstherapeutin.

Joachim Schmid, MA, BA

joachim.schmid@sozialtherapie.org

Klinischer Sozialarbeiter bei *Wiener Berufsbörse*.

Julia Stiller MA, BA, BSc

julia.izabell@gmail.com

Klinische Sozialarbeiterin bei *wohnpartner*, einem Nachbarschaftsservice der Stadt Wien.

Hard-To-Reach or No Access?

Sterben, Tod und Trauer Ein Fall für die Soziale Arbeit

Helmut Spitzer

Helmut Spitzer. Sterben, Tod und Trauer. Ein Fall für die Soziale Arbeit. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Sozialarbeitswissenschaft. Feldkirchen.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/845/1590>

Zusammenfassung

In dem Beitrag werden Sterben, Tod und Trauer als Querschnittsmaterie und Kernthema Sozialer Arbeit verortet. Ausgehend von einigen fachlichen Szenarien und persönlichen Reflexionen aus dem Erfahrungsbereich des Autors wird argumentiert, dass diese Thematiken Phänomene des professionellen Alltags von Sozialarbeiter*innen darstellen, und zwar quer durch alle Handlungsfelder. Neben fachspezifischem Wissen und professionellen Kompetenzen benötigen Sozialarbeiter*innen auch eine authentische Grundhaltung, die auf einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit dieser Thematik beruht. Diese Auseinandersetzung sollte bereits auf der Ausbildungsebene stattfinden, so das Credo dieses Beitrags. Beispielhaft wird auf eine Lehrveranstaltung Bezug genommen, in der die Studierenden sich theoretisch, methodisch und persönlich mit Sterben, Tod und Trauer beschäftigen. Dabei wird der Seminarraum zu einem Ort der Death Education, der höchstpersönlichen Bildungsarbeit an existenziellen Grundfragen zur Dialektik von Leben und Tod.

Schlagworte: Sterben, Tod, Trauer, Death Education, Soziale Arbeit, Selbstreflexion, multiperspektivische Fallarbeit

Abstract

This article explores dying, death, and grief as a cross-cutting issue and a core topic within the domain of social work. Based upon diverse practice scenarios and personal reflections, it is argued that these subjects are everyday phenomena in social work practice across multiple fields of action. In addition to specialized knowledge and professional skills, practitioners require an authentic attitude based on a critical self-reflection on this topic. The credo of this article is that this kind of reflection should already take place at the training level. As an example, reference is made to a course in which students deal with dying, death, and grief on a theoretical, methodological, and personal level. As such, the classroom becomes a place of death education, of highly personalized reflection on fundamental questions concerning the dialectical relationship between life and death.

Keywords: dying, death, grief, death education, social work, self-reflection, multi-perspective casework

„Sterben ist einfach, doch Leben ist schwer.“ (Kübler-Ross 2010: 173)

„Die schmerzliche Verlusterfahrung anderer Menschen ist eine Bewährungsprobe für unsere Fähigkeit, ihnen zu helfen.“ (Worden 2024: 260)

1 Intro: Fachliche Szenarien und persönliche Reflexionen

Ein Schulsozialarbeiter bereitet sich auf ein Treffen mit einer Klasse der Unterstufe eines Gymnasiums zum Thema Mobbing vor. Hintergrund ist ein konkreter Anlassfall, den der Klassenvorstand mit dem Sozialarbeiter im Vorfeld besprochen hat. Beim Betreten des Klassenraums fällt ihm sofort eine gedrückte Stimmung auf. Auf die wiederholte Frage, ob etwas vorgefallen sei, erntet er zunächst nur Schweigen, aber an ein Arbeiten an dem geplanten Thema ist nicht zu denken. Erst nach einiger Zeit berichtet eine Schülerin zaghaft, dass der Vater eines Mitschülers bei einem Autounfall verstorben ist, und bricht in Tränen aus. Auch andere Mitschüler*innen beginnen zu weinen. Der Sozialarbeiter beschließt spontan, sich voll und ganz auf die emotionale Belastung in der Klasse einzulassen, zumal ihm in der Situation nicht nur die Schüler*innen, sondern auch die Lehrer*innen ohnmächtig und hilflos erscheinen.

...

Eine Studentin der Sozialen Arbeit hat vor Jahren ihren älteren Bruder durch Suizid verloren. Der Verlust wurde im Familiensystem tabuisiert, die Eltern trennten sich, die Trauer musste individuell bewältigt werden. Jahre später unterstützt eine psychotherapeutische Begleitung den immer wieder aufkeimenden Trauerprozess, der auch von diffusen Schuldgefühlen geprägt ist. Durch die neuerliche Konfrontation mit der Thematik im Rahmen einer Lehrveranstaltung zu Sterben, Tod und Trauer beschließt die Studentin, sich auch in ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeit mit Unterstützungsmöglichkeiten für Suizidhinterbliebene zu beschäftigen. Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema erlebt sie als erkenntnisreich und unterstützend in der persönlichen Bewältigungsarbeit. Sie geht aus dem Prozess gestärkt hervor.

...

Der Sozialarbeiter Bert unternimmt im Rahmen einer sozialpädagogischen Familienhilfe mit einem fünfjährigen Jungen einen Spaziergang in dem etwas verwilderten Garten der Familie. Beim Spielen im dichten Gestrüpp stürzen beide aus unerfindlichen Gründen in einen brachliegenden, fast 20 Meter tiefen Brunnenschacht. Bert stirbt an Ort und Stelle, der Bub, dessen Aufprall durch den Körper seines Betreuers abgefedert wurde, überlebt wie durch ein Wunder. Er wartet stundenlang auf Berts leblosem Körper auf die Rettungskräfte. Der Junge wird vermutlich sein ganzes Leben mit diesem traumatischen Erlebnis zu kämpfen haben. Bert, der an diesem Tag wie sonst auch motiviert

von zu Hause losgefahren ist, kehrt nie wieder zu seiner Frau und seinen beiden Kindern zurück. Er war ein Sozialarbeiter mit Leib und Seele, und er war mir ein Vorbild. Ich bin froh, dass ich ihm das bei unserem vorletzten Treffen vor seinem Tod noch gesagt habe.

...

Mein Vater starb kurz nach seinem 70. Geburtstag nach vielen Jahren der Krankheit. Am Abend vor seinem Tod besuche ich ihn ein letztes Mal im Krankenhaus. Er befindet sich in der Finalphase des Sterbeprozesses, sein Atem ist flach und brüchig. Ich flüstere ihm ein paar Gedanken und Erinnerungen zu, die mir noch wichtig erscheinen, dann verabschiede ich mich. Am nächsten Morgen komme ich nochmal und sitze kurz bei seinem Leichnam. Obwohl er noch wenige Tage zuvor gesagt hat, dass er gerne noch etwas leben möchte, erkenne ich in der Endgültigkeit seines Todes die Bedeutung dessen, was ich vor vielen Jahren im Studium einmal gelesen habe: Im Sterben vollendet sich die Biographie. Doch die Erkenntnis bietet nur wenig Trost. Vieles, was in der ambivalenten Beziehung zwischen Vater und Sohn unausgesprochen gewesen ist, wird für immer ungeklärt bleiben. Dies zu akzeptieren, ist Teil der Aufarbeitung des Verlusts eines Menschen. Vielleicht ist das die Essenz dessen, was man gemeinhin als Trauerarbeit bezeichnet: die ganzheitliche Integration eines verstorbenen Menschen mit all seinen Facetten in das eigene Weiterleben.

2 Ein Fall für die Soziale Arbeit?

Diese Beispiele, die allesamt aus dem beruflichen und persönlichen Erfahrungsbereich des Autors stammen, ließen sich beliebig fortsetzen. Mit den unterschiedlichen Szenarien und Reflexionen ist bereits angedeutet, dass das Themenspektrum Sterben, Tod und Trauer abseits spezialisierter Handlungsfelder wie Hospiz, Palliative Care und Trauerberatung eine Querschnittsmaterie Sozialer Arbeit darstellt. Auch andere Autor*innen im Fachdiskurs argumentieren, dass es sich hierbei um Phänomene des professionellen Alltags von Sozialarbeiter*innen quer durch alle Handlungsfelder handelt (vgl. Hefel 2019; Krüger 2015; 2017). Sowohl Krüger (2017) in seiner grundlegenden Auseinandersetzung mit Sterben und Tod in der Sozialen Arbeit als auch Hefel (2019), die deren Verankerung (bzw. Vernachlässigung) in Bachelorstudien der Sozialen Arbeit diskutiert, akzentuieren Verlust, Sterben und Tod als „Kernthemen“ der Profession. Mit der persönlichen Schilderung des Autors zum Tod seines Vaters soll verdeutlicht werden, dass Menschen, die in der Sozialen Arbeit tätig sind, selbst Verlust und Trauer erleben (können) – und dies entsprechend aufarbeiten und reflektieren müssen, um in der konkreten Begegnung mit Betroffenen handlungsfähig zu bleiben. Auch Studierende der Sozialen Arbeit haben diesbezügliche Herausforderungen zu bewältigen und benötigen flankierende Reflexions- und Unterstützungsangebote, wie der Fall der Studentin zeigt,

die einen Suizid in der Familie erlebt hat. Nicht zuletzt sind alle Menschen als biologische Wesen nur mit einer begrenzten Lebensdauer ausgestattet und vor dem Hintergrund dieser anthropologischen Grundkonstante – der Endlichkeit des eigenen Lebens – persönlich betroffen. Dies gilt auch für Sozialarbeiter*innen, und manchmal, wenn auch selten, kommt es sogar vor, dass man bei der Ausübung seines Berufs stirbt.

Sozialarbeiter*innen haben es in den diversen Handlungsfeldern mit vielfältigen Verlusterfahrungen zu tun, die ihre Adressat*innen zu bewältigen haben. Menschen verlieren ihren Job, ihre Lebensgrundlagen, den/die Partner*in, ihre Heimat, manchmal auch ihren Selbstwert und das Vertrauen in andere. Und sie verlieren Mitmenschen, wenn diese sterben. Das zieht sich quer durch alle Lebensphasen, denn der Tod kennt keine Altersgrenze. Manche Menschen sterben, bevor sie überhaupt auf die Welt kommen. Im Bereich der Frühen Hilfen werden Sozialarbeiter*innen mit „werdenden Eltern“ konfrontiert, die plötzlich einen Verlust durch Fehl- oder Totgeburt verkraften müssen. Todesfälle im Kindes- und Jugendalter sind besonders schmerzlich, mit gravierenden Folgen für die Eltern, Geschwister und andere nahestehende Personen, z.B. beste Freund*innen. In der Kinder- und Jugendhilfe stoßen Sozialarbeitende zuweilen auf trauernde junge Menschen, deren Gefühlswelt durch irritierende Verhaltensweisen sowie durch Ohnmacht und Tabuisierung in ihrer Umwelt zusätzlich verunsichert und verletzt wird. Auch in der Arbeit mit Erwachsenen können Verlust und Trauer jederzeit Thema werden, sei es in der Bewährungshilfe, der Schuldner- und Suchtberatung, der Wohnungslosenhilfe oder im Bereich der Krisenintervention. In der Arbeit mit Asyl suchenden Menschen sind Sozialarbeiter*innen ebenfalls mit Verlusterfahrungen und damit in Zusammenhang stehenden Trauer- und Traumareaktionen konfrontiert. Das gilt sowohl für Erwachsene als auch in besonderem Maße für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. In der Krankenhaussozialarbeit, beispielsweise auf onkologischen und geriatrischen Stationen, sowie im Sozialdienst in Alten- und Pflegeheimen ist der Umgang mit Sterben und Tod omnipräsenter Begleiter im Berufsalltag. Spätestens im hohen Alter werden die Endlichkeit und Vergänglichkeit des eigenen Lebens existenziell konkret, das Lebensende ist unvermeidlich und lässt sich weder hinausschieben noch verdrängen (vgl. Spitzer 2010).

Trauerfälle in Folge eines Suizids bedeuten für die Hinterbliebenen ganz besondere Bewältigungsherausforderungen. Zusätzlich zur Intensität der persönlichen Emotionen und Gedanken zu Schuld und Verantwortung stellen auch gesellschaftliche Stigmatisierungsprozesse oder unangemessene Reaktionen aus dem Umfeld Belastungen für die Betroffenen dar. Hier bedarf es bei der Trauerbegleitung besonderer Sensibilität und fundierter Kenntnisse möglicher Trauerreaktionen, aber auch einer kritischen Reflexion eigener Vorstellungen und Gefühle, um eine unparteiische und offene Haltung gegenüber Verstorbenen und Suizidhinterbliebenen an den Tag

legen zu können (vgl. Schenk 2014).

Sozialarbeiter*innen müssen, unabhängig von ihrem jeweiligen Aufgabenbereich, jederzeit damit rechnen, mit Verlust und Trauer konfrontiert zu werden. In der Praxis geht es dabei um Situationen, in denen sie es unvermittelt – in der Sprache der multiperspektivischen Fallarbeit nach Burkhard Müller – mit einem *Fall von* Verlusterfahrung oder Trauerbewältigung zu tun haben. In seinem Methodenklassiker *Sozialpädagogisches Können* (2009) beschreibt Müller drei Dimensionen sozialpädagogischer Fälle: „Fall von“, „Fall für“ und „Fall mit“. Auf Basis professionstheoretischer Überlegungen und angesichts der vier Prozessschritte im professionellen Handeln – Anamnese, Diagnose, Intervention und Evaluation – stellen diese drei Dimensionen, die in enger Wechselwirkung zueinander stehen, ein praktikables Reflexions- und Diagnoseinstrumentarium für die Bearbeitung komplexer Fälle in der Sozialen Arbeit dar. Der Aspekt *Fall von* bezieht sich auf die inhaltliche Dimension: Ein *Fall von* was ist es denn? Es geht dabei um die (zunächst vorläufige) diagnostische Einschätzung eines Falles vor dem Hintergrund der zur Verfügung stehenden anamnestischen Informationen und in Bezug auf das jeweilige Fachwissen. In der Regel wird die Frage von *Fall von* multipel beantwortet, wobei sowohl fachliche wie juristische Aspekte eine Rolle spielen. Mit fortdauernder Fallbearbeitung, aufgrund sich permanent ändernder Informationslage und ausgehend von der Evaluation gesetzter Interventionsschritte kann die Fall-von-Dimension immer neu definiert werden. Sie führt automatisch zur nächsten Dimension, dem *Fall für*. Diese bezieht sich auf die fachliche Zuständigkeit, wobei in der Regel ein multiprofessionelles Zusammenspiel von Sozialer Arbeit mit anderen Berufsgruppen und Instanzen besteht.

Um das oben angeführte Beispiel der Schulsozialarbeit aufzugreifen: Zunächst und wohl auch in weiterer Folge ist es ein Fall von Mobbing in der Schulklasse. Durch das spontane Aufgreifen des Verlusts eines Schülers hat es der Sozialarbeiter nun aber auch mit einem multiplen Fall von individueller Trauer sowie kollektiver Betroffenheit der gesamten Klasse und des Lehrkörpers zu tun. Das Thema wird somit unvermittelt zu einem Fall für die Schulsozialarbeit. In der Folge könnte es aber auch sein, dass es ein Fall für die Trauerbegleitung des betroffenen Schülers wird, beispielsweise durch die Organisation *Rainbows*, die Begleitung für Kinder und Jugendliche nach dem Tod eines nahestehenden Menschen anbietet. Zusätzlich könnte es zu einem Fall für die Psychotherapie werden, sollte sich ein diesbezüglicher Bedarf im Trauerprozess herausstellen.

Schließlich gibt es noch die Dimension *Fall mit*, die Müller (2009: 42) als die „vielleicht wichtigste Dimension sozialpädagogischer Fallarbeit“ bezeichnet und bei der danach gefragt wird, wer alles an dem Fall beteiligt ist bzw. daran beteiligt sein sollte. Man kann es so herunterbrechen: Es sind immer mindestens zwei – mein Gegenüber und ich selbst in meiner professionellen Rolle, mit all den mitschwingenden, zumeist unbewussten wechselseitigen Zuschreibungen und Übertragungen

in der Beziehungsdynamik sowie den emotionalen Befindlichkeiten, die oft unvermeidlich sind. In Bezug auf unsere Thematik kann das bedeuten: Wenn es sich um einen Fall von Trauer und Verlust handelt und dieser zu einem Fall für die Soziale Arbeit wird, kommt man dem Thema persönlich nicht aus, weil jeder Fall unausweichlich auch ein Fall mit mir selbst als unmittelbar beteiligte Person ist. Am Beispiel der Schulsozialarbeit: Der Todesfall wird im Klassenraum zu einem Fall mit den anwesenden Schüler*innen, vielleicht auch mit dem Lehrer, in jedem Fall mit dem Sozialarbeiter selbst, der die Situation unvorbereitet handhaben muss und womöglich emotional betroffen ist.

Um in solchen Momenten möglichst authentisch reagieren und professionell Unterstützung anbieten zu können, sollten sozialberuflich tätige Menschen den eigenen Zugang zu Sterben, Tod und Trauer kritisch reflektieren. Neben fachspezifischem Wissen und differenzierten Handlungskompetenzen benötigen Sozialarbeiter*innen auch eine ethisch fundierte Grundhaltung, die auf Akzeptanz, Empathie und einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der Thematik beruht. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit eigenen Verlusterfahrungen, mit zurückliegenden oder aktuellen Trauerprozessen sowie mit persönlichen Vorstellungen und – soweit vorhanden – Verdrängungstendenzen und Ängsten in Hinblick auf die Endlichkeit der eigenen irdischen Existenz. Hinzu kommt zuweilen eine religiöse, spirituelle oder metaphysische Dimension, die die Frage nach einem Leben nach dem Tod und nach einer Entität, die manche Menschen Gott nennen, beinhaltet. Diese fachliche und persönliche Auseinandersetzung sollte idealerweise bereits auf der Ausbildungsebene stattfinden. Man kann getrost die Frage stellen: Wo sonst?

3 Death Education im Seminarraum

Nun verhält es sich im Studium der Sozialen Arbeit so, dass das Themenspektrum Sterben, Tod und Trauer tendenziell unterrepräsentiert, ja geradezu vernachlässigt ist (vgl. Krüger 2015). Dies zeigt auch die Studie von Johanna Hefel, die die Bachelor-Curricula österreichischer Fachhochschulstudiengänge Soziale Arbeit diesbezüglich empirisch beforscht hat. Ihr Fazit:

„Es kann festgehalten werden, dass eine Vielzahl an Themen und Fragen zu Verlust, Sterben und Tod im Kontext des Studiums Sozialer Arbeit noch ungeklärt sind [sic!]. Der einseitig eingeschränkte Fokus auf Suizidalität und Suizid sowie die medizinisch und psychologisch überformten Lehrinhalte entsprechen nicht der in der Praxis vorgefundenen Realität und bereiten nicht auf sozialarbeitsspezifische Aufgaben vor.“ (Hefel 2019: 174)

Die Autorin kritisiert zudem, dass es den Studierenden größtenteils an Reflexionsmöglichkeiten in Hinblick auf individuelle Erfahrungen, Ängste und Haltungen bezüglich Sterben und Tod fehlt.

Nachstehend wird auf eine Lehrveranstaltung an der Fachhochschule Kärnten Bezug genommen, in der die Studierenden sich ein Semester lang mit dieser Thematik beschäftigen. Neben theoretischen und methodischen Aspekten geht es in der Lehrveranstaltung vor allem um die persönliche Auseinandersetzung mit diesen Themen, mitunter auch um die Reflexion von eigenen Verlust- und Trauererfahrungen in einem geschützten Rahmen. Somit wird der hochschulische Seminarraum zu einem Ort der Death Education, der höchstpersönlichen Bildungsarbeit an existenziellen Grundfragen zur Dialektik von Leben und Tod. Das aus dem US-amerikanischen Raum stammende Konzept der Death Education eignet sich als anknüpfungsfähiges pädagogisches Modell für die Integration dieser Thematik in das Studium der Sozialen Arbeit (vgl. Krüger 2015).

3.1 Zum Konzept der Death Education

Im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert vollzog sich in Westeuropa eine allmähliche Verlagerung der Versorgung und Begleitung Sterbender vom alltäglichen und familiären Rahmen hin zum medizinischen Kontext des Krankenhauses, es kam zu einer zunehmenden „Institutionalisierung des Todes“ (vgl. Ariès 1982). Mit diesem Wandel wurden Sterben und Tod sukzessive der Öffentlichkeit und dem Alltag entzogen. In Kombination mit dem Rückgang theologischer Deutungen zur Sterbetheematik setzte sich ein Prozess der gesamtgesellschaftlichen Tabuisierung sowie der kollektiven wie individuellen Verdrängung in Gang. Gleichwohl blieb der Tod, das darf nicht außer Acht gelassen werden, in grausamen Manifestationen allgegenwärtig, man denke nur an die beiden schrecklichen Weltkriege und den Holocaust – die industrielle Vernichtung von Menschenleben durch das NS-Regime.

Der Sterbeforscher Franco Rest (2006) konstatiert, dass die Todesleugnung und Todesverdrängung in modernen industriekapitalistischen Gesellschaften bis in die 1970er Jahre andauerte (vgl. dazu auch Elias 1982), bevor eine neuerliche Öffnung für die Brisanz dieser Thematik stattfand. Letzteres ist vor allem auf die Hospizbewegung zurückzuführen, aber auch auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema durch die Disziplin der Thanatologie. Vor allem die Arbeit der Ärztin und Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross erreichte durch zahlreiche populärwissenschaftliche Publikationen eine breitere Öffentlichkeit. Auch gesellschaftspolitisch und rechtlich kann eine gewisse Öffnung für die Sterbetheematik festgestellt werden. Symptomatisch dafür sind in Österreich die Einführung der Patientenverfügung, der Vorsorgevollmacht und der Hospizkarenz sowie der allmähliche Ausbau der Hospiz- und Palliativversorgung (vgl. Spitzer 2010). Schließlich wurde mit der Verabschiedung des Sterbeverfügungsgesetzes 2022 die Möglichkeit des

assistierten Suizids juristisch geregelt. Allerdings sind in der Praxis diesbezüglich noch viele Fragen offen (siehe dazu die Stellungnahme des *Österreichischen Berufsverbandes der Sozialen Arbeit*; obds 2021).

Eine weitere Reaktion auf die gesellschaftliche Verdrängung der Sterbethematik ist das US-amerikanische Konzept der Death Education, das auch in der deutschsprachigen Diskussion mit dieser etwas sperrigen Bezeichnung aufgegriffen wurde. Ausgehend von der *Death-Awareness-Bewegung* entwickelte sich ab den 1970er Jahren eine akademische Diskussion über die Wirkungen der Thematisierung von Sterben, Tod und Trauer in der Ausbildung verschiedener Professionen und Disziplinen wie Philosophie, Theologie, Psychiatrie, Psychologie, Beratung, Medizin und Pflegewissenschaften (vgl. Krüger 2015; 2017: 67ff.). Inzwischen gilt Death Education als eigene Wissenschaftsdisziplin und liefert auch Impulse für eine „konzeptionelle Grundhaltung“ (Krüger 2015: 26) von anderen Berufsgruppen und Disziplinen. Dem Bildungskonzept liegt die Überlegung zugrunde, dass Studierende aller Fachrichtungen vom Wissen und von der Auseinandersetzung mit Sterben und Tod profitieren können.

Das gilt auch für das Studium der Sozialen Arbeit. In den USA ist Death Education schon seit Jahrzehnten als fixer Bestandteil im Curriculum verankert. Dabei werden Sterben, Tod und Trauer als grundlegende Themen einer generalisierten Ausbildung für angehende Sozialarbeiter*innen betrachtet (vgl. Krüger 2015). Krüger (ebd.: 30) bestimmt mit Bezug auf Hannelore Wass – eine der wichtigsten Denkerinnen für die Entwicklung der Death Education – drei Kernthemen dieses Bildungskonzepts: die Thematisierung von Meinungen und Haltungen gegenüber dem Tod, die Erweiterung des Wissens um Prozesse des Sterbens und der Trauer sowie die Sorge für Menschen, die vom Tod betroffen sind. Alle drei Bereiche sind für die Praxis der Sozialen Arbeit relevant. Ich habe an anderer Stelle drei wesentliche Aufgabenbereiche für die Sozialarbeit dargestellt, die mit diesen Kernthemen in engem Zusammenhang stehen: erstens die Arbeit mit schwerkranken und sterbenden Menschen als „Lebensbegleitung im Prozess des Sterbens“ (siehe dazu auch Mennemann 1998); zweitens die Begleitung und Unterstützung von An- und Zugehörigen beim Abschiednehmen und bei der Trauerbewältigung; und drittens die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod als bildungspolitische Aufgabe, die im Grunde schon in der Kindheit ansetzen sollte und über die Lebensphasen hinweg immer bedeutsamer wird (vgl. Spitzer 2010). Um diese Aufgaben bewältigen zu können, muss die Thematik in der Ausbildung von Sozialarbeiter*innen curricular verankert werden. Diese Überlegungen waren der Ausgangspunkt für die Konzeption des besagten Seminars mit dem Titel „Sterben, Tod und Trauer – Soziale Arbeit als Verlustarbeit“.

3.2 Praktische Einblicke

Die Lehrveranstaltung wurde im Zuge einer Überarbeitung des Bachelor-Curriculums erstmals im Sommersemester 2023 angeboten und ist im vierten Semester platziert. Sie umfasst zwei Semesterwochenstunden und ist mit zwei ECTS-Punkten bewertet (nach dem „European Credit Transfer System“ sind das maximal 50 Arbeitsstunden an Leistungsaufwand für die Studierenden). Das Seminar wird idealerweise in geteilten Gruppen eines Jahrgangs abgehalten. Eine überschaubare Gruppengröße erleichtert den persönlichkeitsorientierten Zugang zu den Lehrinhalten. Auf Basis aktiver Mitarbeit, der Teilnahme an Übungen sowie der Erledigung bestimmter Aufgaben bekommen die Studierenden am Ende des Seminars die Bewertung „Mit Erfolg teilgenommen“. Dies begründet sich damit, dass persönliche Reflexionsarbeit sich einer Bewertung in Form einer Note entzieht. Vor Einführung dieses Seminars wurde das Thema Sterben und Tod über viele Jahre hinweg vorwiegend in einer Lehrveranstaltung zu sozialer Altenarbeit verhandelt, mit einem Ausmaß von maximal vier Unterrichtseinheiten. Die „Geburt“ des Seminars zu Sterben, Tod und Trauer ist letztlich auf das wiederholte Feedback der Studierenden zurückzuführen, dass sie sich mehr Zeit für diese Thematik gewünscht hätten.

Ausgehend von einer kritischen Reflexion eigener Zugänge zu den Themen Sterben und Tod soll das Seminar theoretische und methodische Grundlagen aus den Bereichen Hospiz, Palliative Care, Thanatologie, Sterbebegleitung und Trauerberatung vermitteln. Als zentrales Lernergebnis wird in der Lehrveranstaltungsbeschreibung festgehalten, dass die Studierenden die Bedeutung der Auseinandersetzung mit Sterben und Tod als Querschnittsthema der Sozialen Arbeit erkennen sollen. Fokus der folgenden Ausführungen ist der selbstreflexive und praxisorientierte Anteil des Seminars. Der inhaltliche und didaktische Zugang basiert auf der Annahme, dass Selbstreflexion – unabhängig von dieser speziellen Thematik – ein bedeutsamer und notwendiger Bestandteil in der Ausbildung der Sozialen Arbeit darstellt bzw. darstellen sollte. Neben theoretischem Fachwissen und methodischen Kompetenzen stellt persönlichkeitsorientierte und biographische Selbstreflexion einen wichtigen Pfeiler für die professionelle Identität und den professionellen Habitus von angehenden Sozialarbeiter*innen dar (vgl. Spitzer 2011).

In der Regel beginne ich die Lehrveranstaltung – neben einem detaillierten Seminarüberblick und einem thematischen Aufriss – mit meinem persönlichen Zugang zu dem Thema. Dadurch sollen auch die Studierenden motiviert werden, über sich selbst zu sprechen, allerdings nach dem Prinzip der Freiwilligkeit und ohne Gruppenzwang. In diesem Seminar geschieht dies durch offene Gesprächsrunden im Sitzkreis. Dafür plane ich zumeist vier Einheiten ein, damit genügend Zeit für eine vertiefte Kommunikation zur Verfügung steht. Die meisten dieser Sitzungen sind überaus intensiv, zumeist fließen auch Tränen. Viele Studierende, auch jene, die noch recht jung sind, berichten von

zurückliegenden und manchmal auch aktuellen Verlusterfahrungen und Trauerprozessen. Vielfach geht es dabei um existenzielle Grundfragen in Zusammenhang mit dem eigenen Lebensentwurf, der Frage nach dem Sinn des Lebens und den Vorstellungen eines Weiterlebens nach dem physischen Tod. Auch ethische Dilemmata im Umgang mit assistiertem Suizid sowie Fragen von Autonomie und Menschenwürde am Ende des Lebens werden zum Teil sehr emotional diskutiert. Zum Abschluss solcher Treffen erfolgt eine gemeinsame Reflexion über gewonnene Erkenntnisse, aufgetretene Irritationen und weiterführende Fragen. Bis auf gelegentliche Ausnahmen ist die Resonanz der Studierenden auf eine solcherart ausgelegte Lehrveranstaltung – trotz oder gerade wegen der damit einhergehenden hohen emotionalen Beteiligung – tendenziell sehr positiv. Im Anschluss an das Seminar biete ich jedes Mal die Möglichkeit von Einzelgesprächen in meinem Büro an, was aber selten in Anspruch genommen wird.

In einem eher als Input angelegten Teil des Seminars werden den Studierenden anhand eines vorbereiteten Skriptums zentrale historische, gesellschaftspolitische, juristische und fachliche Aspekte der Thematik vermittelt. Dabei lernen die Student*innen auch zwei bedeutende Pionierinnen in diesem Bereich kennen – Cicely Saunders, die (eher unbekannte) Begründerin der modernen Hospizbewegung, und Elisabeth Kübler-Ross, die berühmte Sterbeforscherin. Darauf aufbauend folgen mehr praxisorientierte Einheiten, zum Beispiel die Bearbeitung einer Fallvignette zum Thema Verlust und Trauer in Form eines Rollenspiels. Dies ist für die Studierenden eine gute Möglichkeit, sowohl eine beratende Rolle zu erproben als auch jene von trauernden Klient*innen zu erspüren. Nach dem Rollenspiel, das in Echtzeit vom Gesprächsbeginn bis zum Abschluss durchgespielt wird (mit Unterbrechungen durch ein reflektierendes Team), erfolgt die gemeinsame Reflexion und Aufarbeitung. Dabei wird zumeist deutlich, dass so ziemlich alle Beteiligten, auch jene, die nur eine Beobachterrolle inne hatten, nicht nur eine fachliche Meinung zur Fallbearbeitung haben, sondern auch affektiv berührt sind. So werden Rollenspiele nicht nur als geeignetes didaktisches Mittel sichtbar, um einen Theorie-Praxis-Transfer im Seminarraum herzustellen. Deutlich wird auch ihr Potenzial, eine Reflexionsfolie zur Überprüfung eigener Persönlichkeitsanteile in einer konkreten Fallbearbeitung zur Verfügung zu stellen (vgl. Spitzer 2011).

Die Studierenden bekommen neben dem Lesen der Pflichtlektüre auch weitere Blended-Learning-Aufgaben, die außerhalb der Lehrveranstaltung zu erledigen sind. Dazu gehören der Besuch eines Friedhofs, die Auseinandersetzung mit der „letzten Liste“ sowie das Anschauen von ausgewählten Filmen. Der Friedhofsbesuch soll gemeinsam mit einer Person des Vertrauens durchgeführt werden, vorzugsweise schweigend. Ich lade die Studierenden dazu ein, ihre Aufmerksamkeit frei schweben zu lassen, ein besonderer Fokus soll aber auf die Betrachtung der Grabsteine in Hinblick auf die Geburts- und Sterbedaten gelegt werden. Anschließend soll

ein Austausch zu zweit stattfinden. In den schriftlichen Reflexionen der Student*innen und in den Evaluationsergebnissen zu der Lehrveranstaltung lassen sich tendenziell einige Erkenntnismomente ablesen, die durch den Friedhofsbesuch angeregt worden sind. Die Beschreibung reicht von einer „spannenden Erfahrung“ über „Impulse zum Nachdenken über Leben und Tod“ bis hin zu einem „geschärften Blick für das, was im Leben wichtig und wesentlich ist“. Manchmal wird auch das Wiedererleben von zurückliegender Trauer oder die Angst vor dem Verlust geliebter Menschen thematisiert. Hier ist ein Auszug aus der Reflexion einer Studentin:

„Der Friedhof ist für mich kein Ort der Angst, sondern ein Ort des Friedens und der Reflexion. Er erinnert mich daran, dass das Leben kostbar ist und dass es in der Erinnerung und in den Herzen der Menschen weiterlebt. Diese menschlichen Gefühle – Trauer, Ehrfurcht, Frieden und Dankbarkeit – begleiten mich, während ich den Friedhof verlasse und in die lebendige Welt zurückkehre.“⁴¹

In seltenen Fällen – zumeist im Zusammenhang mit akuten Verlusterlebnissen – ist es jemandem nicht möglich, einen Friedhof aufzusuchen. Die Betroffenen erhalten dann von mir einen alternativen, leichter auszuführenden Auftrag.

Eine weitere Herausforderung für die Studierenden stellt die Auseinandersetzung mit der „letzten Liste“ dar. Dieser aus 100 Fragen bestehende Fragenkatalog am Ende des Buches *Es lebe der Tod* (Likar/Pinter/Janig/Frühwald/Cernic 2021: 176ff.) fordert zum Nachdenken über das eigene Leben und über Vorstellungen zu Sterben und Tod heraus. Bei einigen Fragen geht es um eine retrospektive Sichtweise auf einzelne Aspekte der bisherigen Biographie, bei anderen um eine gegenwärtige Standortbestimmung, eine dritte Kategorie beschäftigt sich mit Zukunftsperspektiven und damit, was man angesichts der eigenen Endlichkeit gegebenenfalls am eigenen Leben verändern möchte. Die Studierenden bekommen die Aufgabe, die gesamte Liste durchzugehen, können aber individuelle Schwerpunkte der Reflexion treffen – je nachdem, wovon sie sich besonders angesprochen fühlen oder was für sie gerade bedeutsam ist. Das Feedback zu dieser Aufgabenstellung ist bis dato, bis auf wenige Ausnahmen, sehr positiv ausgefallen. Mitunter haben sich einzelne Studierende sogar für die Aufgabe bedankt – geradezu eine Seltenheit im akademischen Lehrbetrieb. Eine Studentin fasste ihre persönliche Auseinandersetzung so zusammen:

„Die meisten Fragen lösten bei mir besonders tiefgründige Gedanken und Gefühle aus. Einige Fragen führten zu Erkenntnissen, da ich über viele Themen noch nie nachgedacht habe. Ich fand diese Liste mit Fragen besonders spannend, da ich

auch einiges über mich erfahren konnte. Die Exkursion [zum Friedhof] sowie die Liste der 100 Fragen waren definitiv eine Bereicherung!“

Zuletzt noch zu den beiden Filmen, die ich abwechselnd in die Lehrveranstaltung einbaue. Zum einen handelt es sich dabei um den Spielfilm *Halt auf freier Strecke* (2011) des deutschen Regisseurs Andreas Dresen, der immer wieder gesellschaftspolitisch brisante Themen aufgreift, die auch für die Soziale Arbeit relevant sind. In diesem Film geht es um eine Familie, die sich plötzlich mit einer Krebsdiagnose und dem bevorstehenden Tod eines Familienmitglieds auseinandersetzen muss. Zum anderen verwende ich den Dokumentarfilm *Zeit zu gehen* (2006) sehr gerne. In dem Film beobachtet die österreichische Filmemacherin Anita Natmeßnig über mehrere Monate hinweg den Alltag in einem stationären Hospiz. Didaktisch gehe ich so vor, dass sich die Studierenden den jeweiligen Film außerhalb des Seminars ansehen, vorzugsweise zeitnah zum nächsten Veranstaltungstermin, sodass wir die Eindrücke und Meinungen besprechen können, wenn sie noch recht „frisch“ sind. Beide Filme lösen bei den Studierenden in der Regel heftige emotionale Reaktionen aus und eignen sich gerade dadurch als Folie für fachliche und persönliche Reflexionen. Dazu abschließend ein Auszug aus der schriftlichen Reflexion einer Studentin:

„Der Dokumentarfilm ‚Zeit zu gehen‘ ist von einer tiefen Menschlichkeit geprägt und führte zu verschiedenen Gefühlen bei mir. Durch die intimen Einblicke in das Leben der Patienten im Hospiz entstand eine starke Verbindung zu ihnen. Ich konnte die Ängste, Hoffnungen und Freuden der Menschen nachempfinden. Angesichts der Tatsache, dass die Hauptdarsteller unheilbar krank sind und ihre letzten Tage verbringen, ist Trauer ein vorherrschendes Gefühl. Jedoch erinnerte mich der Film daran, wie kostbar das Leben ist. Dadurch entstand eine Dankbarkeit für die eigene Gesundheit und die Möglichkeit sowie den Wunsch, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Ebenso wurde mir wieder bewusst, wie wichtig es für mich ist, die verbleibende Zeit mit meiner Mutter zu genießen.“

4 Abschließende Bemerkungen

Ich arbeite nun seit annähernd 20 Jahren mit Studierenden der Sozialen Arbeit zu den Themen Sterben, Tod und Trauer. Zumeist sind das überaus intensive Arbeitsprozesse, die von großer emotionaler Beteiligung geprägt sind, die aber auch von einem gegenseitigen Vertrauen zwischen den Student*innen und mir als Lehrveranstaltungsleiter getragen werden – dem Vertrauen, dass man sich auch im Hochschulkontext von einer persönlichen und verletzbaren Seite zeigen darf. Das

gilt auch für mich selbst. Immer wieder berühren mich die geteilten Erfahrungen und Meinungen der Seminarteilnehmer*innen und regen mich zum Weiterdenken an. So verstanden ist Death Education ein wechselseitiger Lehr-Lern-Prozess.

Aus meiner Sicht ist die fachliche und persönliche Auseinandersetzung der Studierenden mit dieser Thematik ein wichtiger Meilenstein auf ihrem Weg zu professionellen Sozialarbeiter*innen. Neben der Aneignung und Festigung spezifischer Kompetenzen und einer akzeptierenden, empathischen und reflexiven Haltung, die für die spätere Berufspraxis erforderlich sind, erfahren die Student*innen durch die Konfrontation mit Sterben und Trauer auch mehr über sich selbst, über ihre Einstellung zum Leben und zur Unausweichlichkeit des Todes. Im *Tibetischen Buch vom Leben und vom Sterben* heißt es dazu: „Der Tod ist ein Spiegel, in dem der ganze Sinn des Lebens reflektiert wird.“ (Rinpoche 2010: 30) In dieser Lesart wird Bildung, abgesehen vom Kompetenzerwerb, im besten Sinne zur Persönlichkeitsbildung.

Zuweilen kommt auch der Humor in solchen Seminaren nicht zu kurz. Abschließen möchte ich mit einem Zitat einer Studentin, die – wenn auch unbewusst – die Dialektik von Leben und Tod so zum Ausdruck gebracht hat: „Wenn ich heute sterben würde, könnte ich gut damit leben.“

Verweise

ⁱ Für sämtliche verwendete Zitate von Student*innen liegen dem Autor schriftliche Zustimmungserklärungen für die Veröffentlichung vor.

Literaturverzeichnis

Ariès, Phillipe (1982): Geschichte des Todes. München: dtv.

Dresen, Andreas (2011): Halt auf freier Strecke. Spielfilm.

Elias, Norbert (1982): Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hefel, Johanna (2019): Verlust, Sterben und Tod über die Lebensspanne. Kernthemen Sozialer Arbeit am Beispiel österreichischer Fachhochschulen. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich UniPress.

Krüger, Tim (2015): Death Education und Soziale Arbeit – ein Beitrag zur Integration der Themen Sterben und Tod. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit, 18(2), S. 24–40.

Krüger, Tim (2017): Sterben und Tod. Kernthemen Sozialer Arbeit. Würzburg: Ergon.

Kübler-Ross, Elisabeth (Hg.) (2010): Was der Tod uns lehren kann. München: Knauer.

Likar, Rudolf/Pinter, Georg/Janig, Herbert/Frühwald, Thomas/Cernic, Karl (2021): Es lebe der Tod. Tabuthema Sterben. Wien: Ueberreuter.

Mennemann, Hugo (1998): Sterben lernen heißt leben lernen. Sterbebegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive. Münster: LIT.

Müller, Burkhard (2009): Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. 6., vollst. überarb. Aufl. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Natmeßnig, Anita (2006): Zeit zu gehen. Dokumentarfilm.

obds – Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit (2021): Stellungnahme zum Sterbeverfügungsgesetz. <https://obds.at/dokumente/stellungnahme-zum-sterbeverfuegungsgesetz/> (30.01.2025).

Rest, Franco (2006): Sterbebeistand, Sterbebegleitung, Sterbegeleit. Handbuch für den stationären und ambulanten Bereich. 5., vollst. überarb. & erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.

Rinpoche, Sogyal (2010): Das tibetische Buch vom Leben und vom Sterben. Ein Schlüssel zum tieferen Verständnis von Leben und Tod. München: Knauer.

Schenk, Marion (2014): Suizid, Suizidalität und Trauer. Gewaltsamer Tod und Nachsterbewunsch in der Begleitung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Spitzer, Helmut (2010): Altern, Sterben und Tod. Vom schwierigen Umgang mit der fast vollendeten Biographie. In: Knapp, Gerald/Spitzer, Helmut (Hg.): Altern, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Lebenslagen und soziale Ungleichheit von alten Menschen in Österreich. Klagenfurt/Ljubljana/Wien: Hermagoras, S. 458–474.

Spitzer, Helmut (2011): Selbstreflexion in der Ausbildung der Sozialen Arbeit. Ein Beitrag zur Professionalisierungsdebatte. In: Spitzer, Helmut/Höllmüller, Hubert/Hönig, Barbara (Hg.): Soziallandschaften. Perspektiven Sozialer Arbeit als Profession und Disziplin. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 255–273.

Worden, William J. (2024): Beratung und Therapie in Trauerfällen: Ein Handbuch. 6., überarb. Aufl. Göttingen: Hogrefe.

Über den Autor

FH-Prof. Mag. Dr. Helmut Spitzer

h.spitzer@fh-kaernten.at

Professor für Soziale Arbeit mit den Schwerpunkten Internationale Soziale Arbeit und Soziale Altenarbeit an der Fachhochschule Kärnten.

Hard-To-Reach or No Access?

Soziales Mentoring in Österreichs Hochschulen Was bedeutet das für die Soziale Arbeit?

Eberhard Raithelhuber & Marija Mitic

Eberhard Raithelhuber & Marija Mitic. Soziales Mentoring in Österreichs Hochschulen. Was bedeutet das für die Soziale Arbeit? soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Sozialarbeitswissenschaft. Innsbruck.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/846/1592>

Zusammenfassung

Soziales Mentoring ist ein sozial innovatives Modell der sozialen Intervention, das in Europa zunehmend Anwendung findet. Dabei „matcht“ eine soziale Organisation eine_n Freiwillige_n mit einer Person aus einer benachteiligten Gruppe und begleitet das neue Mentor-Mentee-Tandem über mehrere Monate. Bisher ist allerdings wenig über soziale Mentoring-Programme bekannt, die von österreichischen Hochschulen getragen werden. Basierend auf einer aktuellen Studie stellt der Artikel Überlegungen dazu an, welche Bedeutung solche Tandem- und Patenschaftsprogramme für die Soziale Arbeit haben. So könnte soziales Mentoring in die akademische Ausbildung integriert werden und Studierenden wertvolle Praxiserfahrungen vermitteln. Darüber hinaus könnte es im tertiären Bildungsbereich von der Sozialen Arbeit genutzt werden, um ihre Reichweite und Wirkung zu erhöhen. Der Beitrag regt dazu an, Mentoring-Programme mit der Forschung, Ausbildung und Praxis der helfenden Berufe zu verknüpfen.

Schlagworte: soziales Mentoring, Hochschulbildung, Österreich, gesellschaftliches Engagement, soziale Intervention, Sozialarbeit und Sozialpädagogik, soziale Inklusion

Abstract

In Europe, social mentoring is a socially innovative model of social intervention that is increasingly being used. A social organization facilitates the establishment of a relationship between a volunteer and an individual facing social disadvantages, providing support over a period of several months. At present, there is a dearth of knowledge about such programs offered at or organized by Austrian universities. Based on a recent study, the article examines the relevance of social mentoring programs for social work and social pedagogy. Integrating social mentoring into academic education, for example, could provide students with valuable practical training. In addition, social mentoring based in tertiary education could increase the scope and enhance the impact of social work and social pedagogy. The article proposes that these programs be connected with research, education, and practice in the helping professions.

Keywords: social mentoring, higher education, Austria, community engagement, social intervention, social work and social pedagogy, social inclusion

1 Intro: Fachliche Szenarien und persönliche Reflexionen

Der Begriff Social Mentoring wird in Europa für Programme verwendet, die auf zivilgesellschaftliches Engagement setzen. Im Deutschen sind sie auch als Patenschaften oder Tandemprojekte bekannt (vgl. Jakob/Schüler 2024). Sie sind an der Schnittstelle von Öffentlichem und Privatem positioniert, da sie Freiwillige organisieren, um „soziale Probleme“ (vgl. Best 2020) im Rahmen einer Interventionsform zu bearbeiten, die sich mit Kaufmann (2002: 101, Fußnote 39) als „pädagogisch“ beziehungsweise „personenbezogen“ beschreiben lässt. Denn solche Interventionen zielen in Trägerschaft von Staat, intermediären Instanzen oder kollektiver Selbsthilfe typischerweise darauf ab, durch Kommunikation eine „Verbesserung der Handlungskompetenzen von Personen“ (Kaufmann 2002: 104) zu bewirken. In sozialen Mentoring-Programmen werden Mentor_innen von Koordinator_innen ausgewählt, vorbereitet und dann mit einer Person in einer benachteiligten Situation (Mentee) – bspw. neu Zugewanderte, Heranwachsende mit Unterstützungsbedarf oder Ältere, die sich mehr Kontakt wünschen – zusammengebracht. Die anschließenden Aktivitäten, die einige Stunden pro Woche über mehrere Monate umfassen, bestimmen Mentor_in und Mentee selbst. Als asymmetrische, aber wechselseitige wird die Beziehung so angelegt, dass beide Seiten davon profitieren. Eine solche informelle und „persönliche Beziehung“ (vgl. Raitelhuber/Bauer/Loch/Sting 2023) wird häufig initiiert, um das psychosoziale Wohlbefinden zu steigern, Orientierung zu geben, soziale und ökonomische Teilhabe zu fördern, Übergänge im Lebenslauf zu unterstützen oder – ganz allgemein – um die Situation der Mentees zu verbessern. Abstrakter ausgedrückt geht es darum, Inklusion anzustreben oder (drohender) Ausgrenzung entgegenzuwirken.

Auch in Österreich bauen soziale Mentoring-Programme vor allem auf Freiwillige, die zu Mentor_innen werden. Die Angebote sind vielfach in zivilgesellschaftlichen Organisationen verankert, wobei kaum bekannt ist, dass auch einige Hochschulen solche Programme realisieren. In der europäischen Forschung gibt es zudem noch wenig Erkenntnisse über soziales Mentoring an Hochschulen. Dieser Artikel stellt einen ersten Versuch dar, die Situation in Österreich zu beleuchten und einen Bezug zur Sozialen Arbeit herzustellen.

2 (Forschungs-)Überblick

Verschiedene Formen des Mentorings haben sich insbesondere in den USA verbreitet und wurden dort auch intensiv untersucht. Die dortigen Ansätze haben die Forschung in anderen Regionen beeinflusst (vgl. Preston/Prieto Flores/Rhodes 2019). In Europa entwickelt sich jedoch zunehmend ein eigenständiger Diskurs rund um das junge Phänomen des sozialen Mentorings. Wissenschaftliche Studien befassen sich mit seinen Funktionen für soziale Unterstützung, soziale Netzwerkbildung, kritische Autonomie, soziales Kapital oder Resilienzförderung (vgl. Brady/Dolan/McGregor

2020; Prieto Flores/Feu/Casademont/Alarcón 2021; Prieto Flores/Feu 2021). Soziale Mentoring-Programme werden auch als Möglichkeit diskutiert, soziale Aufwärts-Mobilität und Kohäsion zu fördern. Sie werden teils als Ergänzung zu den staatlichen Sicherungssystemen oder als Ausgleich für deren Unzulänglichkeiten gesehen. Denn für stark marginalisierte Bevölkerungsgruppen ist soziales Mentoring oft eine der wenigen Möglichkeiten, um Zugang zu sozialen Dienstleistungen zu erhalten und soziale Rechte zu verwirklichen (vgl. Raithelhuber 2024a).

Um diese wohlfahrtspolitische Dimension zu fassen, sprechen Forschende auch von „mentoring for social inclusion“ (z.B. Prieto Flores/Feu 2021). Raithelhuber (2024a, 2024b) zufolge haben sich solche Programme als Teil einer „bottom-linked governance“ (Moulaert/MacCallum/van den Broeck/Garcia 2019) entwickelt. Sie stellen in ihren jeweiligen Bereichen sozial innovative Initiativen und Aktivitäten dar, da sie lokale zivilgesellschaftliche Akteur_innen (Organisationen und Individuen) und deren Handlungsformen einbeziehen. Solche Programme gestalten ihre Beziehungen zu heterogenen Akteur_innen im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kontext so, dass soziale Probleme auf neue und konkrete Weise in einer persönlichen Weise durch das Engagement von Bürger_innen angegangen werden. Aktuell institutionalisieren und professionalisieren sich solche Programme. Sie sind Gegenstand staatlicher Politik und werden sowohl durch private Geber_innen als auch durch die öffentliche Hand finanziert. Raithelhuber (2024b: 181) beschreibt soziales Mentoring in Europa daher als Teil der Mehrebenen-Governance in den Bereichen Wohlfahrt und Migration.

Im österreichischen Kontext lässt sich ebenfalls beobachten, dass soziales Mentoring zu einem Element des Wohlfahrtspluralismus geworden ist. So werden Programme aus den Budgets der Kinder- und Jugendhilfe bezuschusst und sind Gegenstand von Ausschreibungen im sozialen Dienstleistungssektor. In einigen Fällen wurden entsprechende Angebote von staatlichen Stellen initiiert, wie den Kinder- und Jugendanwaltschaften. Mentoring wird im Sozialbereich aktiv genutzt, um Zielgruppen zu unterstützen, deren Bedürfnisse unzureichend berücksichtigt werden. Teilweise vermitteln private oder öffentliche Träger Kinder und Jugendliche zur Aufnahme. Zudem verfügen Angehörige von Mentoring-Organisationen über akademische Qualifikationen im psychosozialen Bereich – auch in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik.

Angesichts dessen verwundert es, dass es in Österreich nur wenige Publikationen zu diesem sich entwickelnden Feld gibt. Von den wenigen existierenden Beiträgen beschäftigen sich einige umfassend mit Mentoring-Programmen (vgl. Raithelhuber 2018, 2019a, 2019b, 2021), andere fokussieren auf einzelne Aspekte wie Geschlecht (vgl. Scheibelhofer 2019) oder den Einfluss von Eigenschaften der Mentees und Mentor_innen auf die Programmwirksamkeit (vgl. Neuwirth/Wahl 2017). Insgesamt mangelt es jedoch an wissenschaftlichen Erkenntnissen und Statistiken. Auch die

Diskussion aus der Perspektive der Sozialen Arbeit steht am Anfang.

Eine wichtige Entwicklung in der Praxis war die Gründung von *Mentoring Austria* im Mai 2024, eine Initiative, die dem Netzwerk *Mentoring Europe* angeschlossen ist. Auch ein an einer Universität angesiedeltes Programm ist bereits Mitglied dieser nationalen Interessensvertretung geworden, die ansonsten soziale Organisationen umfasst. Dies erscheint wenig, wenn man bedenkt, dass in Österreich die Hälfte aller sozialen Mentoring-Programme in tertiären Bildungseinrichtungen verankert ist.

3 Soziales Mentoring im Kontext Hochschule

Auch für den Hochschulbereich gilt, dass soziales Mentoring bisher kaum im Blick der wohlfahrtspolitischen Debatte ist und nur selten als Teil des Sozialbereichs wahrgenommen wird. Dies gilt ebenso für die internationale Bühne. Auch ist die Schnittstelle zwischen solchen Programmen und Ausbildungen in den helfenden Berufen – d.h. der sozialen, pflegerischen, beratenden, therapeutischen und medizinischen Berufe – spärlich beleuchtet. Gleiches gilt für die Lehramtsausbildungen.

Eine Beschreibung des Gesamtphänomens in Europa wird durch den Mangel an Studien erschwert. Unsere Darstellung stützt sich daher teilweise auf qualitative Interviews mit Koordinator_innen von Programmen an Hochschulen in Österreich, auf Erkenntnisse mit weiteren Schlüsselpersonen im Feld sowie auf „graue Literatur“. Näherungsweise lässt sich festhalten, dass sich soziale Mentoring-Programme im Hochschulbereich an unterschiedliche sozial benachteiligte Gruppen richten, darunter Kinder- und Jugendliche im Schul- und Ausbildungsalter sowie Studierende. Hochschulen arbeiten dabei teils mit Schulen und sozialen Organisationen zusammen, aber auch mit Wirtschaftsunternehmen. Studien aus Irland (vgl. Brady et al. 2024) und Spanien (vgl. Prieto Flores/Feu/Casademont 2016) sowie Berichte von Schlüsselakteur_innen (vgl. Sild Lönroth/Nilsson 2007; Sild Lönroth 2024) deuten darauf hin: Hochschulen haben eine zentrale Rolle bei der Entwicklung des sozialen Mentoring gespielt.

Soziales Mentoring im akademischen Kontext wird häufig als Teil des demokratischen Lernens und der Diversitätsbildung betrachtet. Dabei werden auch Verbindungen zum „Service Learning“ und zur Ausbildung von Fachkräften hergestellt, insbesondere für das Lehramt. Auch ein Nutzen über formale Qualifikationen hinaus wird untersucht, z.B. für soziale Inklusion oder zur Bewusstseinsbildung über (eigene) Privilegien und ungleiche Chancenverteilung (vgl. Grander 2011; Fresko/Wertheim 2006). Einige Studien betonen den Erwerb interkultureller Kompetenzen (vgl. Prieto Flores/Feu 2018; Fresko/Rubinstein Reich/Sjöö Eriksson/Sild Lönroth 2013) sowie die Förderung von Chancengleichheit und die Erweiterung von Zugängen für unterrepräsentierte

Gruppen (z.B. First-Generation- und internationale Studierende, Geflüchtete). Es wird argumentiert, dass solche Bestrebungen in Einklang mit umfassenderen Zielen der Hochschulbildung stehen, einschließlich der „Social Development Goals“ (Brady et al. 2024) und der „Third Mission“. Über den Beitrag zum Studienerfolg hinaus wird betont, dass soziales Mentoring auch die Herausbildung sozialer Fähigkeiten und berufsspezifischer Kompetenzen unterstützt. Demnach fördert Mentoring die Persönlichkeitsentwicklung und zivilgesellschaftliche Werte wie Verantwortungs- und Perspektivenübernahme (vgl. Buber/Ivanova/Mackerle-Bixa/Meyer/Rameder 2019; Feu 2015). Der Wissensstand zu Österreich ist jedoch gering: Die wenigen Publikationen haben einen explorativen, deskriptiven und praxisorientierten Charakter (z.B. Buber et al. 2019; Leeb/Ovrutcki 2023; Severa/Wegenschimmel 2018; Plaimauer/Wegenschimmel 2016).

Die Wirkungen von sozialem Mentoring in der hochschulischen Ausbildung für das Lehramt und die Soziale Arbeit wurden in einigen wenigen vor allem internationalen Forschungen untersucht. Fresko und Kolleg_innen (2013) fanden heraus, dass Studierende dieser Studiengänge durch ein Engagement als Mentor_in wichtige zwischenmenschliche Fähigkeiten erlangen. Cropper (2000) hob die Vorteile einer solchen Unterstützung durch Gleichaltrige für neue Studierende der Sozialarbeit hervor, einschließlich derer, die Minderheiten angehören. Ørmen und Simensen (2016) zeigten, dass Mentoring Studierenden im Rahmen von Praktika in der Kinder- und Jugendhilfe half, ihre Beziehungsfähigkeit zu entwickeln und die Lebenserfahrungen von Adressat_innen besser zu verstehen. Roland (2020) analysierte, wie Mentoring Studierende dabei unterstützt, über unterschiedliche Wertorientierungen in der Zusammenarbeit mit Mentees und deren Familien nachzudenken. Sie ist der Ansicht, dass soziales Mentoring in der akademischen Berufsausbildung das Potenzial hat, die Beziehungsfähigkeit zu verbessern und ein tieferes Verständnis für soziale Zusammenhänge zu erlangen. Zudem unterstützt es die Entwicklung einer reflektierten Praxis in Sozialarbeit und Lehramt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass soziale Mentoring-Programme an Hochschulen bisher nur ansatzweise untersucht wurden. Es bestehen erhebliche Forschungslücken hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen sozialem Mentoring und der Forschung, Praxis und Ausbildung der pädagogisch-didaktischen und helfenden Berufe.

4 Erkenntnisse zu sozialen Mentoring-Programmen an Hochschulen

Mittlerweile liegen aus einer ersten Datenerhebung und -analyse Ergebnisse zur Beteiligung der österreichischen Hochschulen am sozialen Mentoring vor. Durch die Erhebungen lässt sich auch besser einschätzen, welche Publikations- und Forschungslücken zum Phänomen hierzulande bestehen.

4.1 Das Ment4EU-Projekt

Die zugrunde liegende Teilstudie wurde im Rahmen der ERASMUS+-Kooperationspartnerschaft für Hochschulentwicklung „Mentoring for Social Inclusion in Europe: Sharing Knowledge and Building Capacity“, kurz Ment4EU (12/2023 bis 12/2026), durchgeführt. Ment4EU ist die erste systematische Zusammenarbeit zwischen Universitäten in diesem Feld. Ziel ist es, die Lücke zwischen der raschen Verbreitung dieser sozialen Interventionsform in Europa einerseits und dem Hochschul- und Forschungsbereich andererseits zu schließen. Das Konsortium mit Beteiligung aus Spanien, Irland, Belgien, den Niederlanden und Österreich arbeitet in drei Hauptbereichen: (a) Schaffung einer Wissensbasis, (b) Entwicklung von Curricula und (c) Förderung des gesellschaftlichen Engagements von Hochschulen. Da wir v.a. die Relevanz des sozialen Mentoring für die Soziale Arbeit diskutieren wollen, wird die Darstellung der Methodik (u.a. Website-Analysen, Telefongespräche sowie vertiefende Interviews zu ausgewählten Programmen), des Designs sowie der detaillierten Ergebnisse an dieser Stelle zurückgestellt.

4.2 Hochschulen als Träger_innen von sozialen Mentoring-Programmen

Für Österreich haben wir zehn Fälle an neun Hochschulen ermittelt (siehe Tabelle). Auf der Grundlage unserer Merkmalsanalyse konnten wir diese in zwei Typen einteilen: 1) von Hochschulen organisiertes soziales Mentoring für Community-Engagement (HEI-led social mentoring for community engagement) sowie 2) soziales Mentoring innerhalb von Hochschulen (social mentoring within HEI).

Programm	Region	Hochschule	Typ 1 oder 2
NextGenBuddies (ehemals „Lernen macht Schule“)	Wien	WU Wien	HEI-led social mentoring for community engagement
Nightingale	Wien	PH Wien	HEI-led social mentoring for community engagement
Nightingale	Oberösterreich	PH OÖ	HEI-led social mentoring for community engagement
Be First!	Kärnten	Universität Klagenfurt	Social mentoring within HEI*
Peer-Mentoring	Steiermark	Universität Graz	Social mentoring within HEI*
International Peer-Mentoring	Kärnten	Universität Klagenfurt	Social mentoring within HEI
Buddy-Mentoring-System	Tirol	Universität Innsbruck	Social mentoring within HEI
Buddy-System	Oberösterreich	Universität Salzburg	Social mentoring within HEI
<i>Peers4you</i>	Niederösterreich	FH St. Pölten	Social mentoring within HEI**
<i>Listen!</i>	Wien	FH Campus Wien	Social mentoring within HEI**

Tabelle 1: Überblick über soziale Mentoring-Programme in Verbindung mit Hochschulen in Österreich.

* „Social mentoring within HEI“-Programme mit einer aufsuchenden Komponente

** Peer-Counseling-Programm

4.2.1 HEI-led social mentoring for community engagement

Programme des Typ 1 können als strukturierte Initiativen beschrieben werden, bei denen Studierende Mentees aus dem weiteren Umfeld, z.B. in der Stadt oder der Region, Orientierung bieten und sie unterstützen. Aktivitäten sind in der Regel darauf ausgerichtet, Kinder und Jugendliche aus marginalisierten Verhältnissen zu fördern, indem deren persönliche, soziale und schulische Entwicklung unterstützt wird. Die Eins-zu-Eins-Beziehungen gehen über übliche Mentoring-Modelle im Bildungs- und Berufskontext hinaus, da sie auch soziale, freizeitbezogene und emotionale Aspekte umfassen. Typische Merkmale sind die Einbindung in die lokale Community, die Ausrichtung auf soziale Inklusion und eine Kombination aus Engagement und Studierendenausbildung. Dies bedeutet, dass die Programme mit nicht-akademischen Communities verbunden sind und in Kooperation mit sozialen Organisationen oder öffentlichen Einrichtungen vor Ort (bspw. Schulen) durchgeführt werden. Sie verfolgen das übergeordnete Ziel, das soziale Kapital der Mentees zu erhöhen, deren Inklusion zu begünstigen und die soziale Netzworkebildung zu unterstützen. Als Mentor_innen fungieren in der Regel Studierende, die ihre Mentees regelmäßig treffen und vertrauensvolle Beziehungen aufbauen. Diese Freiwilligenarbeit wird mit der Ausbildung Studierender gekoppelt.

So soll sichergestellt werden, dass die Mentor_innen wertvolle berufliche Erfahrungen sammeln, sich persönlich weiterentwickeln und eine stärkere Bereitschaft entwickeln, soziale Verantwortung zu übernehmen. Wir haben drei Typ-1-Programme identifiziert, die zwei unterschiedliche Modelle repräsentieren.

4.2.2 Social mentoring within HEI

Soziale Mentoring-Programme innerhalb von Hochschulen (Typ 2) sind strukturierte Initiativen zur Förderung der sozialen Inklusion, der persönlichen Entwicklung und des Studienerfolgs von gefährdeten Studierendengruppen. Mentees sind z.B. First-Generation-Studierende, Studierende mit Migrations- oder Fluchtgeschichte oder mit Beeinträchtigungen. Die Tandems werden gebildet, um nicht nur akademische Orientierung, sondern auch emotionale, soziale und logistische Unterstützung zu bieten. Zu den wichtigsten Merkmalen gehören Peer-Beziehungen, ein Fokus auf soziale Inklusion und ganzheitliche Unterstützung.

Bei den Mentor_innen handelt es sich um fortgeschrittenere Studierende, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, eine verlässliche Orientierung bieten und das Gefühl der Zugehörigkeit zur akademischen Gemeinschaft fördern. Darüber hinaus besteht das Hauptziel darin, den Mentees bei der Überwindung sozialer und institutioneller Hürden zu helfen und ihre Integration in das akademische und weitere soziale Umfeld zu verbessern. Schließlich bieten diese Programme Support über Studienangelegenheiten hinaus an. Sie gehen auf die sozialen, emotionalen und praktischen Herausforderungen ein, mit denen die Mentees konfrontiert sind, wie etwa das Einleben in der akademischen Welt oder die Bewältigung sozioökonomischer Schwierigkeiten. Wir haben sieben Typ-2-Programme identifiziert, von denen zwei als Peer-Counseling beschrieben werden: Sie bilden sowohl eine kurzfristige (z.B. eine oder mehrere Sitzungen) als auch eine langfristige Unterstützung für vulnerable Studierende an. Dabei werden informelle Beziehungen zwischen Peers gefördert.

4.2.3 Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Überraschungen

Beide Programmtypen zielen auf soziale Inklusion, persönliche Entwicklung und die Unterstützung benachteiligter Gruppen ab. Sie arbeiten mit Studierenden als Mentor_innen und beinhalten strukturierte Aktivitäten, die die Integration in breitere Netzwerke fördern. Sie unterscheiden sich jedoch in Bezug auf Umfang, Zielgruppen und Rahmenbedingungen. Auffallend ist, dass unseres Wissens nach so gut wie keine wissenschaftlichen Studien oder Evaluationen zu sozialen Mentoring-Programmen an österreichischen Hochschulen veröffentlicht wurden. Es gibt auch keine fachliche und disziplinäre Debatte, die solche Programme als Teil des Wohlfahrtsstaates und der sozialen Sicherungssysteme behandelt.

5 Diskussion: Die Bedeutung für die Soziale Arbeit

Mit den Daten aus den Erhebungen des Ment4EU-Projekts liegt erstmals ein Überblick über soziale Mentoring-Programme an österreichischen Hochschulen vor. International wurde bisher wenig diskutiert, wie soziales Mentoring für die akademische Ausbildung in den helfenden Berufen genutzt werden kann – oder ob es gar als eine Form der Sozialen Arbeit verstanden werden sollte. Dies ist überraschend, da bspw. US-amerikanische Forschungen zum Youth-Mentoring (vgl. McQuillin/Hagler/Werntz/Rhodes 2022: 20–22) zeigen, dass „paraprofessionelle“ Mentor_innen im Bereich der helfenden Berufe eine niedrigschwellige und nicht-stigmatisierende Unterstützung bieten können. Diese ist demnach oft nachhaltiger als professionelle soziale Dienste – sei es aufgrund finanzieller Zwänge, begrenzter personeller Ressourcen oder bürokratischer Trägheit bei der Bewilligung professioneller Hilfe. Das Fehlen einer entsprechenden Debatte ist auch angesichts der Bedeutung unverständlich, die praxisorientiertes Lernen in der (akademischen) Ausbildung von Sozialarbeit und Sozialpädagogik hat, ebenso angesichts des Stellenwerts von sozialer Gerechtigkeit in Disziplin und Profession (vgl. IFSW/IASSW 2014). Anschlusspunkte lassen sich allerdings finden: So wird beispielsweise das (*community*) *service learning* international als ein Element der Sozialarbeitsausbildung diskutiert (vgl. Shanti/Gerstenblatt/Frisk 2022; Schelbe/Petracchi/Weaver, 2014). Darüber hinaus betonen die „Globalen Standards für die Aus- und Weiterbildung in der Sozialarbeit“ (vgl. IASSW/IFSW 2020) die Notwendigkeit des Erfahrungslernens und der Praxisausbildung.

Abschließend präsentieren wir Überlegungen dazu, wie die sich entwickelnde Landschaft des sozialen Mentorings in Europa – vor allem die Programme im Hochschulkontext – in die Praxis und Ausbildung der Sozialen Arbeit integriert werden kann.

5.1 Integration in Studiengänge der Sozialen Arbeit

Die Integration von sozialem Mentoring in die Lehre könnte eine strategische Möglichkeit zur Erweiterung und Verbesserung der Ausbildung in der Sozialen Arbeit sein. Sie könnte dazu beitragen, theoretisches Wissen in besonderer Art und Weise mit praktischem Lernen zu verbinden.

5.1.1 Stärkung beruflicher Kernkompetenzen

Unsere Erfahrung zeigt, dass die meisten communityorientierten Programme an Hochschulen (Typ 1) angeleitete Feldpraktika beinhalten. Diese schulen die Reflexionsfähigkeit der Studierenden sowohl auf zwischenmenschlicher als auch auf persönlicher Ebene. Mentor_innen können in diesen Programmen Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten erwerben, da sie tiefere, vertrauensvolle Beziehungen fördern. Sie können ihre Fähigkeiten zum Aufbau von Beziehungen verbessern, ihr

Gegenüber besser verstehen und eine Vorstellung davon bekommen, was es bedeutet, unter benachteiligenden Bedingungen aufzuwachsen. Typ-1- und Typ-2-Programme machen Mentor_innen auf strukturierte Weise mit unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, Umgebungen und intersektionellen Herausforderungen vertraut.

Für die akademische Ausbildung in der Sozialen Arbeit ist dies in mehrfacher Hinsicht interessant: Das studentische Engagement im Mentoring vermittelt praktische Erfahrungen in Empathie, aktivem Zuhören und nicht-direktiver Unterstützung. Mentor_innen lernen, sich auf interkulturelle Kontexte und inklusive Praktiken einzulassen, da sich viele Programme an Mentees mit Migrationsgeschichte oder First-Generation-Studierende richten. Die Teilnahme an solchen Programmen brächte Studierende in helfenden Berufen mit Empowerment-orientierten Ansätzen in Kontakt. Die Studierenden könnten so lernen, Handlungsfähigkeit herzustellen und Unterstützungsstrukturen aktiv mitzugestalten.

5.1.2 Strukturierte, erlebnisorientierte Lerngelegenheiten

Unserer Erfahrung nach umfassen einige Programme in Hochschulen eine systematische Tagebuchführung von Mentor_innen mit Feedback, Supervisionssitzungen, Einzelgespräche sowie Gruppenaktivitäten, die die kollektive Identität und Zugehörigkeit von Mentor_innen fördern. In einigen Fällen, wie z.B. beim Mentoring in der Lehramtsausbildung, ähneln Supervision und Training den Fallkonferenzen, wie sie in der Sozialen Arbeit üblich sind. Peer-Treffen dienen dazu, Herausforderungen in der Interaktion zu identifizieren und geeignete Antworten zu ergründen, wobei die Koordinator_innen Inputs liefern.

Diese Beobachtungen legen nahe, dass Studierende der Sozialen Arbeit Pflichtpraktika in Zukunft auch in sozialen Mentoring-Programmen im Hochschulkontext absolvieren. In Mentor_innen-Trainings könnten Erfahrungen darin gesammelt werden, wie sich Theorien der Sozialen Arbeit und Pädagogik auf ein peerbasiertes, partizipatives Unterstützungsmodell anwenden lassen. Entsprechend den österreichischen Standards für Praktika in FH-Studiengängen der Sozialen Arbeit (vgl. Österreichweite Vernetzung 2024; FBKSSO 2024) könnte das soziale Mentoring als eine intensive Form des Theorie-Praxis-Lernens genutzt und ausgebaut werden. Supervision und Reflexion können sicherstellen, dass die Teilnehmer_innen kritisch über Machtdynamiken nachdenken, Grenzen aushandeln und ethische Dilemmata bewältigen. Wenn Programme interdisziplinär geöffnet sind, ermöglichen sie es Studierenden, Fähigkeiten zur fachübergreifenden Zusammenarbeit zu entwickeln.

5.1.3 Vermittlung von Wissen

Bis vor kurzem gab es keine Curricula, die grundlegende Kenntnisse und Fähigkeiten zum sozialen Mentoring auf akademischem Niveau vermittelten. Im Frühjahr 2025 führte das Ment4EU-Projekt den ersten interdisziplinären, internationalen Kurs „Mentoring for Social Inclusion“ mit einer einwöchigen Präsenzphase durch. Teilnehmende waren u.a. Studierende der Sozialen Arbeit, der (inklusive) Pädagogik, der Kindheits-, Jugend- und Familienstudien und der Psychotherapie sowie Verantwortliche aus Mentoring-Programmen. An der Universität Girona in Spanien – einer Ment4EU-Partner_in – wird demnächst ein sogenanntes Microcredential zu sozialem Mentoring eingeführt, d.h. ein eigenständiger, transdisziplinärer Blended-Learning-Kurs mit Präsenzphasen. Die Universität Navarra wiederum bietet in Bälde ein Sommer-Trainingsprogramm für (soziales) Jugendmentoring in Kooperation mit dem spanischen Dachverband *Coordinadora de Mentoría Social* an.

Die Einführung solcher Basiskurse in die reguläre akademische Ausbildung der Sozialen Arbeit könnte neue Profile und Karrierewege ermöglichen, z.B. als Programmkoordinator_in. Absolvent_innen hätten ein Grundwissen darüber, wie Mentoring eingesetzt werden kann, um die Lebensbedingungen von Adressat_innen zu verbessern. Sie könnten lernen, wie sie mit Communities, zivilgesellschaftlichen Organisationen und Unternehmen, Geldgeber_innen und Freiwilligenorganisationen zusammenarbeiten können, um soziale Innovation zu erzeugen. Die so geschulten Fachkräfte könnten sich für eine Politik einsetzen, die soziale Inklusion durch persönliche Beziehungen im Rahmen institutionalisierter, professionell geführter sozialer Mentoring-Programme fördert.

5.2 Innovation in der Sozialen Arbeit

Soziales Mentoring könnte sogar selbst als Teil der Profession und ihres Auftrags verstanden werden, wie Raithelhuber (2024a) und Häsel-Bestmann (2022) vorschlagen. Entsprechende Programme an Hochschulen könnten dazu dienen, die Wirkung und Reichweite der Sozialen Arbeit über ihre bisherigen Grenzen hinaus zu vergrößern.

5.2.1 Eine Brücke zwischen Dienstleistung und niedrigschwelliger Unterstützung

Unsere Erhebungen zeigen, dass soziales Mentoring an österreichischen Hochschulen mehr ist als ein informeller Unterstützungsmechanismus. Vielmehr weist es die Merkmale einer organisierten, personalisierten und „pädagogischen Interventionsform“ auf (Kaufmann 2002: 101). In den von uns identifizierten Programmen werden Mentor_innen im Rahmen ihrer akademischen Ausbildung

tätig. Sie erhalten dafür eine institutionelle Anerkennung (bspw. ECTS-Punkte) und zum Teil auch eine geringe finanzielle Entschädigung. Ihre Tätigkeit wird von Koordinator_innen begleitet – zum Teil pädagogisch-fachlich – und supervidiert. Es besteht also eine Parallele zum vorherrschenden Verständnis von Sozialer Arbeit als strukturierte Intervention mit dem Ziel, soziale Inklusion zu vermitteln und Exklusion zu vermeiden.

Die Vorstellung, dass sich Mentor_innen aus der Zivilgesellschaft in sozialen Mentoring-Programmen im traditionell-ehrenamtlichen Sinne als unbezahlte Freiwillige engagieren, ist zumindest für den Hochschulkontext unzureichend. Ähnlich wie soziale Organisationen stellen solche Hochschulprogramme für die Wohlfahrtsproduktion zusätzliche Ressourcen zur Bearbeitung sozialer Probleme zur Verfügung, wie dies im Rahmen von New Governance von *allen* Akteur_innen gefordert wird (vgl. Hustinx 2010: 167). Hochschulen rekrutieren Freiwillige unter Berücksichtigung ihrer Motive und Lebensphasen und schaffen individuelle Formen der Anerkennung, die berufsbiografisch genutzt werden können. Dies entspricht typischen Merkmalen eines modernen Freiwilligenmanagements (vgl. Jakob 2019: 16). Gleichzeitig entwickeln tertiäre Bildungsorganisationen im Rahmen des institutionell-individualisierten Ehrenamts eine quasi-zivilgesellschaftliche Handlungsform (vgl. Hustinx 2010: 175), ähnlich wie Unternehmen, die Corporate Volunteering fördern (vgl. Simonet 2021: 414).

Soziale Mentoring-Programme an Hochschulen können somit als Vermittler_innen bzw. Bindeglieder zwischen den (teilweise noch) geschützten und regulär finanzierten Kernbereichen professioneller Leistungserbringung einerseits und Community-orientierten, sozial innovativen Ansätzen der Wohlfahrtsproduktion andererseits verstanden werden. Unabhängig davon, wie man die wohlfahrtsstaatliche Gesamtentwicklung betrachtet, besteht für die Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit hier die Möglichkeit, vielleicht sogar der Auftrag, sich kritisch-produktiv einzubringen. Soziale Arbeit könnte ihre Expertise zur Verfügung stellen, z.B. in Fragen des Kinderschutzes und der traumasensiblen Arbeit – im Wissen darum, dass solche Formen sozialer Unterstützung dazu beitragen können, spezialisiertere und weitaus teurere Dienstleistungen zu flankieren oder gar überflüssig zu machen. Sie könnte ihre strukturierte und reflexionsorientierte Arbeitsweise ebenso einbringen (z.B. im Rahmen von Supervision, Praktikumsbegleitung oder Fallreflexion) wie ihre Erfahrung im Schnittstellenmanagement. Kurzum: Soziale Arbeit könnte eine unterstützende Rolle bei der Stärkung und Professionalisierung des sozialen Mentorings spielen und gleichzeitig dessen Flexibilität, Offenheit und persönlichen Beziehungscharakter erhalten und fördern.

5.2.2 Soziale Arbeit in der Hochschule

Im deutschsprachigen Raum sind Sozialarbeit und Sozialpädagogik traditionell stärker in den Bereichen Bildung, Betreuung, Wohlfahrt, Gesundheit und Gemeinwesen vertreten als im Hochschulbereich. Unsere Ergebnisse zeigen jedoch, dass sich auch soziale Mentoring-Programme im Bereich der tertiären Bildung auf Adressat_innen aus sozial benachteiligten Verhältnissen konzentrieren, einschließlich solcher mit Migrationsgeschichte. Dies entspricht in vielem den Zielgruppen in etablierten, professionalisierten Angeboten.

Aus diesem Grund könnte soziales Mentoring ein guter Einstiegspunkt für die Soziale Arbeit an Hochschulen sein. Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen könnten Mentoring in umfassendere Strategien zur Bekämpfung von Bildungsungleichheit sowie zur Förderung sozialer Mobilität und institutioneller Zugehörigkeit integrieren und zudem ihre Praxis über das Case Management oder die professionelle Beratung hinaus erweitern. Programme, die sich an Zielgruppen außerhalb des Hochschulbereichs richten (bspw. Schüler_innen) und dabei mit kommunalen Akteur_innen zusammenarbeiten – also Typ-1-Programme –, können als innovative Modelle für Partnerschaften zwischen Hochschulen, Sozialer Arbeit und dem Gemeinwesen entwickelt werden.

6 Ausblick

Auf der Grundlage unserer vorläufigen, in weiten Teilen noch explorativen Ergebnisse und ausgehend von den daran anknüpfenden Überlegungen halten wir es für erforderlich, soziale Mentoring-Programme im Kontext von Hochschulen genauer zu untersuchen. Beim sozialen Mentoring an Hochschulen greifen mehrere Aspekte ineinander, die für das heutige Selbstverständnis und die Anforderungen an akademische Organisationen zentral sind: Es überschneiden sich Bildungsanliegen und -auftrag (insbesondere im Sinne einer nicht rein fachlichen Qualifikation) mit der Forderung nach gesellschaftlichem Engagement („Third Mission“, „Service to Society“) und dem Anliegen der Chancengleichheit und Inklusionsförderung sowie einer zukunftsorientierten Hochschulentwicklung.

Darüber hinaus – und das ist der entscheidende Punkt – ist soziales Mentoring an Hochschulen ein hochinteressantes Thema für die Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. Offensichtlich ist dieser Schatz noch nicht gehoben. Das liegt zum einen daran, dass es an Erkenntnissen und ausreichend wissenschaftlicher Beschäftigung fehlt. Zum anderen wurde bislang nicht versucht, das Phänomen mit Diskussionen in den helfenden Berufen zu verknüpfen.

Wir haben hier argumentiert, dass soziales Mentoring soziale Innovation in die Soziale Arbeit bringen kann. Soziale Mentoring-Programme – insbesondere jene mit Hochschulbezug –, können als Mittel und Weg verstanden werden, den Auftrag Sozialer Arbeit umzusetzen. Soziales

Mentoring hat als eine hybride Form sozialer Intervention das Potenzial, etablierte soziale Dienste und professionalisierte Arbeitsfelder zu ergänzen und zu erweitern. Es kann dazu beitragen, neue Ansätze in Interaktion mit verschiedenen Akteur_innen und Interessengruppen auf vertikaler und horizontaler Ebene zu entwickeln – und vor allem *mehr* Menschen und *andere* Zielgruppen mit *diversen* Bedürfnissen zu erreichen.

Literaturverzeichnis

Best, Joel (2020): Social Problems. 4. Aufl. New York: W. W. Norton & Company.

Brady, Bernadine/Dolan, Pat/McGregor, Caroline (2020): Mentoring for young people in care and leaving care. Theory, policy and practice. London/New York: Routledge.

Brady, Bernadine/Duffy, Lorraine/Flynn, Paul/Crosse, Rosemary/Keenaghan, Celia/Morrissey, Seamus (2024): Mentoring for Access, Retention and Student Success: A review of practice in the West-North-West Cluster of Higher Education Institutions (HEIs). Summary Report. Galway: University of Galway – UNESCO Child and Family Research Centre.

Buber, Renate/Ivanova, Ekaterina/Mackerle-Bixa, Stefanie/Meyer, Michael/Rameder, Paul (2019): Volunteering@wu: implementing community service learning in Austria. In: Kövér, Ágnes/Franger, Gaby (Hg.): University and society. Interdependencies and exchange. Cheltenham, UK/Northampton, MA: Edward Elgar, S. 180–198.

Cropper, Andrea (2000): Mentoring as an inclusive device for the excluded: Black students' experience of a mentoring scheme. In: Social Work Education, 19(6), S. 597–607. <https://doi.org/10.1080/02615470020002326>

FBKSSO – Fachbereichskonferenz der Studiengänge Soziale Arbeit (2024): Kerncurriculum Soziale Arbeit 2024 der FH – Studiengänge Soziale Arbeit in Österreich. Finaler Stand vom 31.10.2024.

Feu Gelis, Jordi (2015): How an intervention project contributes to social inclusion of adolescents and young people of foreign origin. In: Children and Youth Services Review, 52, S. 144–149. <https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2014.11.008>

Fresko, Barbara/Rubinstein Reich, Lena/Sjöö Eriksson, Tina/Sild Lönroth, Carina (2013): Developing narratives as a pedagogical approach to fostering professional interpersonal competences. In: Studies in Educational Evaluation, 39(4), S. 232–239. <https://doi.org/10.1016/j.stueduc.2013.09.004>

Fresko, Barbara/Wertheim, Cheruta (2006): Learning by mentoring: prospective teachers as mentors to children at-risk 1. In: Mentoring & Tutoring: Partnership in Learning, 14(2), S. 149–161. <https://doi.org/10.1080/13611260500493519>

Grander, Martin (2011): Learning through mentoring. Mentors as bearers of a model of learning for an integrated society. In: Pedagogia i Treball Social. Revista de Ciències Socials Aplicades, (1), S. 51–75.

Häseler-Bestmann, Sarah (2022): Patenschaften. In: Schmitt, Sabine/Mulot, Ralf/Denef, Claudia (Hg.): Fachlexikon der Sozialen Arbeit. 9. Aufl. Baden-Baden: Nomos, S. 637.

Hustinx, Lesley (2010): Institutionally Individualized Volunteering: Towards a Late Modern Re-Construction. In: Journal of Civil Society, 6(2), S. 165–179. <https://doi.org/10.1080/17448689.2010.506381>

IASSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work – Global Standards Taskforce/ International Federation of Social Workers – Interim Education (2020): Global Standards for Social Work Education and Training. <https://www.ifsw.org/global-standards-for-social-work-education-and-training/> (03.06.2025).

IFSW, IASSW – International Federation of Social Workers/International Association of Schools of Social Work (2014): Global Definition of Social Work.

Jakob, Gisela (2019): Bürgerschaftliches Engagement in Patenschafts- und Mentoringprojekten. Forschungsbericht unter Mitarbeit von Clara Heinz & Anne-Marie Schwalm. Darmstadt: Hochschule Darmstadt – Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik.

Jakob, Gisela/Schüler, Bernd (2024): Eine neue Kultur des Engagements für junge Menschen: Zur Entwicklung von Patenschaften und Mentoring, ihrer Unterstützung und Erforschung in Deutschland. Einführung und Überblick. In: Dies. (Hg.): Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration. Weinheim: Beltz Juventa, S. 9–38.

Kaufmann, Franz-Xaver (2002): Sozialpolitik und Sozialstaat: Soziologische Analysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Leeb, Günter/Ovrutcki, Claudia (2023): Nightingale. Mentoring von Schüler*innen als Konzept zur Demokratiebildung. In: Kulhanek-Wehlend, Gabriele/Hofmann-Reiter, Sabine/Knecht, Harald/Wagner, Stefanie/Wagner, Oliver/Süss-Stepancik, Evelyn/Petz, Ruth (Hg.): Doing Democratic Education in School and University. Democratic Education als Aufgabe von Schule und Hochschule. Münster: Lit Verlag, S. 133–143.

McQuillin, Samuel D./Hagler, Matthew A./Werntz, Alexandra/Rhodes, Jean E. (2022): Paraprofessional Youth Mentoring: A Framework for Integrating Youth Mentoring with Helping Institutions and Professions. In: American Journal of Community Psychology, 69(1–2), S. 201–220. <https://doi.org/10.1002/ajcp.12546>

Moulaert, Frank/MacCallum, Diana/van den Broeck, Pieter/Garcia, Marisol (2019): Bottom-Linked Governance and Socially Innovative Political Transformation. In: Howaldt, Jürgen/Kaletka, Christoph/Schröder, Antonius/Zirngiebl, Marthe (Hg.): Atlas of Social Innovation. München: Oekom Verlag, S. 63–66.

Neuwirth, Erich/Wahl, Ingrid (2017): Effects of the similarity between mentees and mentors on the evaluation of the ‘Mentoring for Migrants Program’. In: International Journal of Evidence Based Coaching and Mentoring, 15(2), S. 140–154.

Ørmen, Nita/Simensen, Hege (2016): Kompetanseutvikling gjennom mentorskap. In: Tidsskriftet Norges Barnevern, 93(3–4), S. 264–277. <https://doi.org/10.18261/issn.1891-1838-2016-03-04-10>

Österreichweite Vernetzung der Praxislehrenden, Praxiskoordinator*innen und Praxisprofessor*innen – Studiengänge Soziale Arbeit (2024): Praktika im Bachelorstudium Soziale Arbeit – Österreichweite Standards (16.12.2024). https://obds.at/wp-content/uploads/2025/01/Standards_Praktika-an-FH-BA-Studiengaengen-Soziale-Arbeit-in-Oe.pdf (03.06.2025).

Plaimauer, Christine/Wegenschimmel, Karl (2016): Nightingale – Studierende als Mentorinnen und Mentoren. In: Lettmayr, Klaudia/Zwicker, Thomas (Hg.): Kaleidoskop der Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Einblicke in eine zeitgemäße Hochschuldidaktik. Linz: Trauner, S. 198–210.

Preston, Justin M./Prieto Flores, Òscar/Rhodes, Jean E. (2019): Mentoring in Context: A Comparative Study of Youth Mentoring Programs in the United States and Continental Europe. In: Youth & Society, 51(7), S. 900–914. <https://doi.org/10.1177/0044118X18813700>

Prieto Flores, Òscar/Feu, Jordi (2018): What type of impact could social mentoring programs have? An exploration of the existing assessments and a proposal of an analytical framework. In: Pedagogia Social, 31, S. 149–162.

Prieto Flores, Òscar/Feu, Jordi (Hg.) (2021): Mentoring Children and Young People for Social Inclusion. Global Approaches to Empowerment. London: Routledge.

Prieto Flores, Òscar/Feu, Jordi/Casademont, Xavier/Alarcón, Xavier (2021): Critical autonomy, social capital, and mentoring programmes for children and youth. In: Prieto Flores, Òscar/Feu, Jordi (Hg.): Mentoring Children and Young People for Social Inclusion. Global Approaches to Empowerment. London: Routledge, S. 1–15.

Prieto-Flores, Òscar/Feu, Jordi/Casademont, Xavier (2016): Assessing Intercultural Competence as a Result of Internationalization at Home Efforts. In: Journal of Studies in International Education, 20(5), S. 437–453. <https://doi.org/10.1177/1028315316662977>

Raithelhuber, Eberhard (2018): How “Godparents” Are Made for “Unaccompanied Refugee Minors”: An Ethnographic View into the Training of Future Youth Mentors. In: Child & Youth Services, 39(4), S. 250–283. <https://doi.org/10.1080/0145935X.2018.1498330>

Raithelhuber, Eberhard (2019a): Rearranging Differential Inclusion through Civic Solidarity. Loose Coupling in Mentorship for 'Unaccompanied Minors'. In: *Social Inclusion*, 7(2), S. 149–164. <https://doi.org/10.17645/si.v7i2.1969>

Raithelhuber, Eberhard (2019b): Turning into a „Godparent“. How Adult Volunteers Negotiate their Personal Life to Become a Mentor for „Unaccompanied Refugee Minors“. In: *Social Work and Social Welfare*, 1(1), S. 23–36. <https://doi.org/10.25082/SWSW.2019.01.003>

Raithelhuber, Eberhard (2021): 'If We Want, They Help Us in Any Way': How 'Unaccompanied Refugee Minors' Experience Mentoring Relationships. In: *European Journal of Social Work*, 24(2), S. 251–266. <https://doi.org/10.1080/13691457.2019.1606787>

Raithelhuber, Eberhard (2024a): Mentoring for Social Inclusion: A Call for Social Work to Engage with an Emerging Model of Social Intervention. In: *European Journal of Social Work*, 27(5), S. 965–976. <https://doi.org/10.1080/13691457.2023.2236319>

Raithelhuber, Eberhard (2024b): Wie kann man Mentoringprogramme sozialpädagogisch beforschen? Soziale Bildung als Perspektive auf eine wachsende Form sozialer Intervention. In: Blumenthal, Sara/Kočnik, Ernst/Lauermann, Karin/More, Rahel/Sigot, Marion (Hg.): *Soziale, informelle und transformative Bildung. Beiträge zur sozialpädagogischen und anthropologischen Bildungsforschung*. Leverkusen: Barbara Budrich, S. 179–196.

Raithelhuber, Eberhard/Bauer, Petra/Loch, Ulrike/Sting, Stephan (2023): Editorial for the special issue on “personal relationships and social interventions”. In: *Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit – Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria*, 5, S. 21–34. <https://doi.org/10.30424/OEJS2305021>

Roland, Liv Randi (2020): Verdimøter som organisert læringsprosjekt. In: Nordby, Halvor/Halsa, Astrid (Hg.): *Verdier i barnevern*. Oslo, Kristiansand: Cappelen Damm Akademisk/NOASP, S. 199–217. <https://doi.org/10.23865/noasp.103>

Scheibelhofer, Paul (2019): Gender and Intimate Solidarity in Refugee-Sponsorships of Unaccompanied Young Men. In: Feischmidt, Margit/Pries, Ludger/Cantat, Celine (Hg.): *Refugee Protection and Civil Society in Europe*. Cham: Palgrave Macmillan, S. 193–219.

Schelbe, Lisa/Petracchi, Helen E./Weaver, Addie (2014): Benefits and Challenges of Service-Learning in Baccalaureate Social Work Programs. In: Journal of Teaching in Social Work, 34(5), S. 480–495. <https://doi.org/10.1080/08841233.2014.954689>

Severa, Margit/Wegenschimmel, Karl (2018): Mentoring schafft Vertrauen. Das Projekt Nightingale an der PH Oberösterreich. In: Journal für LehrerInnenbildung, 18(1), S. 73–76.

Shanti, Caroline/Gerstenblatt, Paula/Frisk, Samantha (2022): Putting the pieces together: critical service learning and social work education. In: Social Work Education, 41(8), -S. 1643–1659. <https://doi.org/10.1080/02615479.2021.1924663>

Sild Lönroth, Carina (2024): Mentorskap: energiskapande möten. Malmö: Malmö universitet.

Sild Lönroth, Carina/Nilsson, Bengt (2007): A nightingale sang in Malmö Square. The story of the Nightingale programme at Malmö University, Sweden. In: EAIE occasional paper, (20), S. 61–68.

Simonet, Maud (2021): L'exploitation des bénévoles ? Des questions de l'enquête au questionnement des catégories. In: Sociologie, 12(4), S. 411–418.

Über die Autor_innen

Univ.-Prof. Dr. Eberhard Raithelhuber, Privatdozent

eberhard.raithelhuber@suttneruni.at

Universitätsprofessor für Soziale Intervention und sozialen Wandel an der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten, Österreich. Er ist Projektmanager der ERASMUS+ Kooperationspartnerschaft für Hochschulentwicklung „Mentoring for Social Inclusion in Europe“ (Ment4EU). Zu seinen Forschungsinteressen gehören Übergänge im Lebensverlauf, junges Erwachsenenalter, Migration, Mobilität und Transnationalität, persönliche Beziehungen und partizipative Aktionsforschung.

Dr. med. Marija Mitic

marija.mitic@suttneruni.at

Interdisziplinäre Forscherin und Tanz-Bewegungstherapeutin, die an den Schnittpunkten von psychischer Gesundheit, soziokulturelle Beziehungen, Übergänge im Lebenslauf und Kreativität arbeitet. Seit 2024 ist sie an der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten und dort im Ment4EU-

Projekt tätig. Ihre Veröffentlichungen befassen sich u.a. mit Peer-Beziehungen, Übergängen in der Mittelschule, partizipativen Methoden sowie Verlust und Trauma bei Migrantinnen.

Hard-To-Reach or No Access?

Diversität und Inklusion im Studiengang Soziale Arbeit – ein Auftrag für die eigene Profession?

Viktoria Kasser, Angelika Koller & Eva Mantler

Viktoria Kasser, Angelika Koller & Eva Mantler.
Diversität und Inklusion im Studiengang Soziale Arbeit
– ein Auftrag für die eigene Profession? soziales_kapital,
Bd. 30 (2025). Rubrik: Junge Wissenschaft. St. Pölten.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/847/1594>

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag stellt ausgewählte Ergebnisse zweier Masterarbeiten vor, die im Rahmen des Forschungsprojekts *Diversity – Parole oder Programm? Eine diversitätsorientierte Analyse des Studiums Sozialer Arbeit* entstanden sind. Ziel des Projekts war es, die Barrieren und Hürden für Studierende im Studiengang Soziale Arbeit zu dokumentieren und darauf aufbauend Handlungsempfehlungen zu formulieren. In diesem Beitrag liegt der Fokus auf Hörbehinderung, Migrationsbiografie und studentischer Armut. Es wird aufgezeigt, wie ungleich Bildungschancen verteilt sind, sowohl in Bezug auf den Hochschulzugang als auch den Verbleib im Studium. Die Forschung basiert auf qualitativen Erhebungen, die auf die Erfassung von Exklusions- und Inklusionserfahrungen von verschiedenen Studierendengruppen abzielten. Obwohl das Thema nicht neu ist, zeigen die Ergebnisse, dass Studierende weiterhin Exklusion auf persönlicher, sozialer und struktureller Ebene erleben und Veränderungen nötig sind, um Bildungsgerechtigkeit zu fördern und Benachteiligungen abzubauen. Eine diversitätsorientierte Gestaltung des Studiengangs Soziale Arbeit ist jedenfalls notwendig, um unterschiedliche Erfahrungswelten einbeziehen und dem professionsethischen Anspruch gerecht werden zu können.

Schlagworte: Bildungssystem, soziale Ungleichheit, Soziale Arbeit, Bildungsgerechtigkeit, Hörbehinderung, Gebärdensprachen, Migrationsbiografie, studentische Armut, Inklusion, Hochschulzugang, Menschenrechtsprofession, professionsethische Prinzipien, Chancenungleichheit, Diversität, Bildungschancen, inklusives Studium

Abstract

The article presents selected results from two master's theses produced as part of the research project *Diversity – Slogan or Program? A Diversity-Oriented Analysis of the Study of Social Work*. The objective of the project was to document the barriers and hurdles faced by students in the Social Work program and to formulate recommendations for action based on this documentation. This article focuses on three subjects: hearing impairment, migration biography, and student poverty. It demonstrates the unequal distribution of educational opportunities, encompassing both access to higher education and the persistence in academic studies. The research is based on qualitative surveys designed to elicit the exclusion and inclusion experiences of different student groups. Despite the prevalence of this phenomenon, the results indicate that students continue to experience exclusion on personal, social, and structural levels. Consequently, changes are necessary to promote educational justice and reduce disadvantages. A diversity-oriented design of the Social Work program is, in any case, essential both to incorporate diverse experiential perspectives and to meet the ethical demands of the profession.

Keywords: education system, social inequality, social work, educational justice, hearing disability, sign languages, migration background, student poverty, inclusion, access to higher education, human rights profession, professional ethical principles, unequal opportunities, diversity, educational opportunities, inclusive education

1 Einleitung

Das Bildungssystem generiert soziale Ein- und Ausschlüsse und diese werden auch im Fachhochschul-Studium Soziale Arbeit reproduziert (vgl. Moser/Tomic Hensel 2020). Dieser Befund ist von besonderer Triftigkeit angesichts der professionsethischen Prinzipien der Sozialen Arbeit, zu denen die Achtung von Vielfalt und die Förderung von sozialer Gerechtigkeit zählt (vgl. OBDS 2017: 2) – und die in starkem Kontrast stehen zur Selektivität des Bildungswesens. Diese Spannung nimmt der vorliegende Beitrag zum Ausgangspunkt, um nach dem Umgang mit Diversität im Studium der Sozialen Arbeit zu fragen.

Der Auftrag der Menschenrechtsprofession Soziale Arbeit ist es, strukturelle Benachteiligungen entsprechend dem Tripelmandat (vgl. Staub-Bernasconi 2007) zu analysieren und zu bewerten. Dieser Auftrag wird jedoch nicht erst in der Praxis schlagend, da bereits die Ausbildung auf Selektionsmechanismen beruht, die in den Blick genommen werden müssen. Um Bildungsgerechtigkeit zu fördern und damit die Ausbildung zur:m Sozialarbeiter:in für potenziell alle Interessierten zu ermöglichen, muss die Soziale Arbeit diese Mechanismen kritisch hinterfragen. Das bedeutet unter anderem, strukturelle Barrieren als Ausschlussfaktoren wahrzunehmen und diese offenzulegen, damit Hochschulen diesen durch entsprechende Maßnahmen entgegenwirken können (vgl. Mayrhofer o.A.: 3). Denn nach wie vor sind die Chancen, das Bildungssystem erfolgreich zu durchlaufen – vor allem im Bereich der Hochschulbildung – ungleich verteilt. Es gibt unterschiedliche Faktoren, die den Zugang erschweren, etwa persönliche Zuweisungsmerkmale wie der sozioökonomische Status, Ethnizität oder Behinderung (vgl. Renner/Tomic Hensel 2019: 4). Ein Blick auf soziologische Erhebungen verdeutlicht die Dringlichkeit, sich dem Thema anzunehmen: Nur 12% der Studierenden in Österreich weisen eine Behinderung auf, 0,4% davon haben eine Hörbehinderung (vgl. Zaussinger/Kulhanek/Terzieva/Unger 2020: 17). Derzeit studieren an österreichischen Universitäten ungefähr 30 Personen (Hochrechnung), die sich selbst als gehörlos definieren (vgl. ÖGLB 2024: 7). Ungleichheiten zeigen sich dabei nicht erst beim Zugang zur Hochschule: 3% der rund 10.000 gehörlosen Menschen in Österreich haben einen Maturaabschluss, nur 1% hat ein Hochschulstudium absolviert (vgl. ÖGLB 2017: 3). Laut unseren Forschungen gab es an der FH St. Pölten zwar Studierende mit Gehörbeeinträchtigung bzw. mit einem Behinderungsgrad hinsichtlich des Gehörs, jedoch noch nie gehörlose Studierende.

Auch hinsichtlich der Situation von Studierenden mit Migrationsbiografie zeigen sich Ungleichheiten. In der Studierenden-Sozialerhebung wird anhand der „geschätzten Hochschulzugangsquote“ (Unger et al. 2020: 83) herausgearbeitet, dass Personen mit Migrationsbiografie etwa „halb so oft“ (ebd.) studieren wie Personen ohne Migrationsbiografie. Auch die neueste Erhebung von 2023 zeigt, dass nur 10% aller Bildungsinländer:innen – Personen, die das

reguläre Schulsystem in Österreich abgeschlossen haben – einen Migrationshintergrund erster oder zweiter Generation haben (vgl. Zucha et al. 2023: 39f.). In Vollzeit-Fachhochschulstudiengängen ist der Anteil der Studierenden mit Migrationsbiografie besonders niedrig (vgl. ebd.).

Hinsichtlich ihrer finanziellen Situation hat die Erhebung von Unger et al. (2020) ergeben, dass rund 22% der Studierenden in Österreich angeben, stark bzw. sehr stark von finanziellen Schwierigkeiten betroffen zu sein. Das Alter steht dabei in einem engen Zusammenhang mit studentischer Armut: Je älter die Studierenden, desto höher sind diese von finanziellen Schwierigkeiten betroffen. Außerdem zeigen die Ergebnisse, dass das Bildungsniveau der Eltern einen großen Einfluss darauf hat, ob Studierende finanziell belastet sind oder nicht. Im Durchschnitt sind Studierende, deren Eltern einen Pflichtschulabschluss als höchsten Bildungsgrad aufweisen, doppelt so häufig mit sozioökonomischen Problemen konfrontiert, wie Studierende, deren Eltern ein Doktorat haben (vgl. Unger et al. 2020).

Diese Faktenlage verdeutlicht, wie wichtig es ist, Ausschlussmechanismen im eigenen Studium kritisch in den Blick zu nehmen. Dies haben wir im Rahmen des Forschungsprojekts *Diversity – Parole oder Programm. Eine diversitätsorientierte Analyse des Studiums Sozialer Arbeit* versucht. Im Rahmen der beiden qualitativen Untersuchungen *Deafhood und Deaf Gain – zum ersten Mal geHÖRT? Wenn sich hörende Selbstverständlichkeiten und Privilegien auf den Hochschulzugang und Verbleib im Studium für Menschen mit Hörbehinderung auswirken* (2022) und *Unterrepräsentierte Studierendengruppen im Studium Soziale Arbeit. Barrieren beim Zugang und im Studium* (2022) sollte untersucht werden, welche Rolle (bildungs)biografische Merkmale im Studium spielen und wie durchlässig oder auch selektiv die institutionellen Strukturen sind. Die Forschungsschwerpunkte wurden dabei breit gefächert, um ein möglichst umfassendes Bild von Diversität zeichnen zu können. Im Fokus standen Hörbehinderung, Migrationsbiografien und studentische Armut. Die Daten wurden unter anderem durch Interviews erhoben und mit der Methode der Grounded Theory (vgl. Strauss/Corbin 1996) und der Qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz 2018) ausgewertet.

Im Sinne eines handlungsorientierten und transformativen Forschungsansatzes ging es jedoch nicht nur darum, Selektionsmechanismen aufzuzeigen. Es wurden auch Handlungsempfehlungen formuliert, die Veränderungen anstoßen können und sollen, um Inklusion und Diversität im Studiengang Soziale Arbeit zu fördern. Nicht zuletzt sollen die Forschungsergebnisse zur Reflexion des Selbstverständnisses der eigenen Disziplin und in weiterer Folge zu einer Weiterentwicklung der Ausbildung anregen.

2 Studieren mit Hörbehinderung

Die Frage nach möglichen Ausschlüssen aufgrund einer Hörbehinderung wurde in der Masterarbeit *Deafhood und Deaf Gain – zum ersten Mal geHÖRT?* (2022) diskutiert, die von Viktoria Kasser verfasst wurde. Gebärdensprache wird seit 2005 in der österreichischen Verfassung als eigenständige Sprache anerkannt (vgl. Krausneker/Schalber 2007: 11). Im Folgenden wird entsprechend vorausgesetzt, dass Gebärdensprache der Lautsprache ebenbürtig ist (vgl. Breiter 2005: 21), weshalb auch deren Verwendung im Bildungskontext eine Voraussetzung für einen vollwertigen und barrierefreien Hochschulzugang darstellt. Die Überlegung basiert auf den Befunden von Baumann und Murray (2014: 18), denen zufolge sich Gehörlose nicht durch ihr fehlendes Gehör, sondern durch ihre sprachlichen, kulturellen und sensorischen Lebensweisen und Zugehörigkeiten definieren. Gehörlosigkeit kann davon ausgehend nicht als Mangel, sondern als menschliche Diversität betrachtet werden und dies ist es auch, was das Deaf-Gain-Konzept tut (vgl. ebd.). Es stellt die kognitive, kreative und kulturelle Diversität in den Vordergrund und betont die Reichhaltigkeit des menschlichen Daseins (vgl. ebd.: 26f.).

Ausgehend von dieser Perspektive auf Gehörlosigkeit und Gebärdensprache wurde in Interviews nach den Barrieren und den Selektionsmechanismen beim Hochschulzugang sowie im Studium gefragt. Das fehlende bzw. unreflektierte Wissen über Gehörlosenthemen erwies sich im Zuge dessen als die größte und einflussreichste Hürde beim Hochschulzugang und im Fortgang des Studiums. Mit Gehörlosenthemen sind alle mit Gehörlosigkeit und Gebärdensprachen verbundene Belange gemeint, seien es die Bedürfnisse von Gehörlosen im Studium, wie zum Beispiel Dolmetsch-Leistungen, die nötigen Rahmenbedingungen für einen barrierefreien Hochschulzugang und Studienfortgang, die gesellschaftliche Sichtweise auf Gehörlosigkeit oder das Wissen und Verständnis im Umgang mit Gehörlosen. Die Betonung der hohen Bedeutung des Nichtwissens war sowohl in den Interviews mit Selbstvertreter:innen als auch mit den Expert:innen auffallend dominant. Es wurde entsprechend als Hauptkategorie der Masterarbeit konzipiert und spielte auch für den Entwurf aller weiteren Unterkategorien und Ergebnisse eine zentrale Rolle.

In allen Interviews ist herausgekommen, dass (aufgrund des fehlenden Wissens) an den Hochschulen institutionalisierte Rahmenbedingungen und insbesondere Dolmetsch-Leistungen fehlen. Dieser Umstand zwingt die betroffenen Personen zur selbstständigen Organisation und Finanzierung des Dolmetschens. Insgesamt ist die Verantwortung für das erfolgreiche Durchlaufen des Studiums somit stark individualisiert. So wurden von den Betroffenen selbst Eigeninitiative und Eigenverantwortung als notwendige Merkmale beschrieben, um strukturelle Hürden im Studium kompensieren zu können. Aufgrund der fehlenden Wissensbestände, der fehlenden Rahmenbedingungen und Angebote müssen Gehörlose andere Personen eigenständig über den

Umgang mit Gehörlosen aufklären, sich Unterstützungen organisieren und diese finanzieren oder auch den hörenden Studienkolleg:innen Gebärdens beibringen, um kommunizieren zu können. Laut den gehörlosen Interviewten liegt es in ihrer Verantwortung, auf die bestehenden Barrieren aufmerksam zu machen. Zudem berichteten die Interviewpartner:innen davon, dass sie im Studium von den Dozent:innen oder Studienkolleg:innen abhängig sind, z.B. wenn sie nach Kopien und Mitschriften fragen müssen, weil sie das Gesprochene in der Vorlesung oder im Seminar nicht hören. Die Interviews zeigen demnach auch, dass gehörlose Studierende einen Mehraufwand im Studium betreiben müssen, wobei in diesem Zusammenhang häufig auf die Lautsprache als Zweit- und Fremdsprache hingewiesen wurde. Eine gehörlose Interviewte berichtet, dass sie Texte vor einer Abgabe schreiben und korrigieren lassen muss, weil Deutsch ihre Zweitsprache ist. Auch Präsentationen müssen vorab an Dolmetscher:innen geschickt werden, damit diese sich in die Thematik einlesen können. Da die unzureichenden Rahmenbedingungen Eigeninitiative sowie Eigenverantwortung verlangen, wurde in der Forschungsarbeit die Kategorie der emotionalen Mehrbelastung herausgearbeitet, die gehörlose Studierende stark verspüren.

An der FH St. Pölten gibt es keine institutionalisierten Unterstützungsstrukturen und keine:n Beauftragte:n für (Hör-)Behinderte und Gehörlose. Studierende mit Hörbehinderung müssen sich selbst um die Organisation von Dolmetsch-Leistungen kümmern. Es gibt kein Wissen darüber, wer die Kosten übernimmt, und es findet auch keine Wissensvermittlung über Gehörlosenthemen und Gehörlosigkeit als Diversitätskategorie statt. Zum Zeitpunkt der Datenerhebung (Dezember 2021) war die Homepage der Fachhochschule St. Pölten als wichtiges Zugangsmedium nur partiell mit Untertiteln ausgestattet und es fehlten ÖGS-Videos. Dies stellte eine große sprachliche Zugangsbarriere dar. Mittlerweile sind auf der Homepage zwar drei ÖGS-Videos zu finden (vgl. FH St. Pölten 2023), allerdings werden weder Unterstützungsformen angeboten noch Gehörlosigkeit und Gebärdensprache thematisiert. Eine Interviewte nannte dies als Grund, weshalb sie sich vermutlich nicht an der FH St. Pölten um einen Studienplatz bewerben würde.

Auf Grundlage der zutage getretenen institutionellen Lücken und Leerstellen sowie der Erfahrungsberichte der Betroffenen wurden inklusive Ansätze in Bezug auf den Zugang zum und Verbleib im Studium herausgearbeitet. Diese richten sich zwar in erster Linie an die FH St. Pölten, können aber auch darüber hinaus Perspektiven für den gesamten Hochschulbereich liefern, weil die Unterrepräsentanz von Gehörlosen ein generelles Problem darstellt (vgl. Kapitel 1).

Sollen Studienbedingungen hergestellt werden, die tatsächlich inklusiv sind, müssen Hochschulen die Dolmetsch-Leistungen und Kostenvorgaben bereitstellen und gut kalkulieren. Wissen über den Umgang mit Gehörlosen und deren Bedürfnisse ist dabei von großer Bedeutung – nicht nur für die Lehrenden, sondern für alle Hochschulangehörigen, auch administrative

Mitarbeiter:innen und Studierende. Ein erster Schritt in diese Richtung könnte sein, dass Hochschulen sich mit Expert:innen vernetzen, die über fachlich fundiertes Wissen über Gehörlosenthemen verfügen und über entsprechende Angebote und Umsetzungsstrategien informieren. Diesbezüglich gilt es, gemeinsam zu überlegen, wie ein Studium für Gehörlose inklusiver gestaltet werden kann. Um die Relevanz der Wissensvermittlung von Gehörlosenthemen in Rechnung zu stellen, könnte ein Lehrfach im Studium installiert werden, welches Wissen über Gehörlosigkeit, Gehörlosenkultur, Gebärdensprachen und die damit verbundenen Diskriminierungen und Exklusionsrisiken vermittelt.

3 Studieren mit Migrationsbiografie

Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über die Herausforderungen gegeben, mit denen Studierende mit Migrationsbiografie während ihres Studiums konfrontiert sind, und es werden die notwendigen Schritte beleuchtet, die Fachhochschulen für deren Verringerung wahrnehmen können. Dabei sei betont, dass Studierende mit Migrationsbiografieⁱ keine homogene Gruppe darstellen. Nichtsdestoweniger beeinflussen Merkmale wie etwa das Sprachniveau Bildungschancen maßgeblich. Die Darstellung basiert auf der Masterarbeit *Unterrepräsentierte Studierendengruppen im Studium Soziale Arbeit* (2022), die von Angelika Koller, Barbara Krebelder, Eva Mantler und Nesrin Yildirim verfasst wurde.

Herausforderungen, die von den befragten Studierenden geschildert wurden, sind vielfältig und von ihnen ausgehend lassen sich mögliche Maßnahmen auf individueller wie auch struktureller Ebene ableiten. Sprachbarrieren werden im Rahmen der Untersuchung als häufige Ursache für Schwierigkeiten genannt. Die Befragten berichten etwa von zeitlichem Mehraufwand für Personen mit nicht-deutscher Erstsprache, weil die sprachlichen Hürden eine intensive(re) Auseinandersetzung mit Fachliteratur und professionsspezifischen Begriffen verlangen. Die Schilderungen lassen erkennen, dass Dozent:innen in der Lehre selbst einen wesentlichen Beitrag zur Reduktion von Barrieren leisten können: Zum einen durch individuelle Unterstützung wie zusätzliche Erklärungen, konkrete Literaturempfehlungen für die Förderung des Sprachverständnisses im jeweiligen Fachgebiet oder das Vortragen in hochdeutscher Sprache; zum anderen und sofern die Form der Lehrveranstaltung dies zulässt durch die didaktische Gestaltung, beispielsweise den Einsatz von Peer-Reviews, die gegenseitiges Feedback und Unterstützung unter den Studierenden fördern.

Ein Vorschlag, der sich aus den erhobenen Daten ableiten lässt, sind Vorbereitungs- und Vertiefungskurse.ⁱⁱ Da die Befragten dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch hohe Relevanz für einen erfolgreichen Studienverlauf zuschreiben, besteht auch ein hoher Bedarf nach zusätzlichen Kursen, in denen eine vertiefte Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Sprache und/oder sozialarbeiterischen Fachbereichen gefördert wird.

Ein weiteres Instrument zum Abbau von Hürden ist der Peer-Austausch, und zwar auch über die konkreten Lehrveranstaltungen hinaus. So wurden von den befragten Personen beispielsweise virtuell oder analog organisierte Räume zur Vernetzung als mögliche Maßnahmen thematisiert. Einer dieser Vorschläge basierte auf positiven Erfahrungen mit einer Gruppe, die aus Eigeninitiative ins Leben gerufen wurde: ein Stammtisch für Schwarze Sozialpädagog:innen und Sozialarbeiter:innen. Die Gruppe hatte sich gegründet, um sich über rassistische Erlebnisse und den Umgang mit fehlendem Wissen über Rassismus und Antirassismus von Kolleg:innen im beruflichen Kontext auszutauschen. Die befragte Studierende sah es als Aufgabe der Fachhochschulen an, ähnliche Settings zu schaffen, um antirassistische Verständigung zu fördern. Diese Räume sollen ein sicherer Ort zur psychosozialen Entlastung sein; von ihnen ausgehend können außerdem bereits während des Studiums Beziehungen aufgebaut werden, auf die beim Eintritt ins Berufsleben zurückgegriffen werden kann. Absolvent:innen könnten so mit Ressourcen ausgestattet werden, um Herausforderungen gestärkt entgegenzutreten zu können, die durch die Homogenität in bestimmten Berufsfeldern entstehen.

In den Interviews wurde zudem deutlich, dass der Diskurs über antirassistische Grundhaltungen und Werte auch in der Lehre stattfinden muss. Antirassistische Soziale Arbeit meint eine Praxisform der Profession, die das Ziel verfolgt, alle Formen von Rassismus durch kollektiven Zusammenschluss und das Schaffen von Allianzen und Bündnissen zu bekämpfen (vgl. Dominelli 2008: 33). Um die Auseinandersetzung mit Rassismus und Antirassismus zu fördern, muss der Gegenstand für die Befragten curricular verankert werden (vgl. Koller et al. 2022: 101).ⁱⁱⁱ Weil rassistische Routinen auch in der Praxis Sozialer Arbeit auf institutioneller, struktureller und diskursiver Ebene etabliert sind (vgl. Prasad 2020: 70), wird der Auseinandersetzung damit besonders hohe Relevanz zugeschrieben. In den Interviews wurde betont, dass die Diskussion über Chancengerechtigkeit in der Lehre nur dann möglich ist, wenn Antirassismus und die Reflexion der eigenen Machtposition von Sozialarbeiter:innen darin Platz finden.

Insgesamt zeigen die Befunde, wie wichtig die Reflexion strukturell (re)produzierter Formen von Rassismus und Diskriminierung innerhalb des Fachhochschulsystems ist. Um diese zu fördern, ist es wichtig, Menschen mit Migrationserfahrung als Expert:innen in den Reflexionsprozess und die Planung der genannten Maßnahmen einzubeziehen. So kann sichergestellt werden, dass die Strukturen, auf denen das Studium der Sozialen Arbeit basiert, gerecht gestaltet werden. Darüber hinaus sollen ein abweichendes Sprachverständnis, unterschiedliche Erstsprachen und verschiedene Ausgangslagen nicht per se als negative Hürden begriffen werden. Viel eher sollen Strukturen geschaffen werden, die 1.) Mehrsprachigkeit im Studium als Potenzial anerkennen und fördern und 2.) Antirassismus als einen integralen Bestandteil des Studiums verankern. Dadurch

können Studierende nicht nur fachlich, sondern auch im verantwortungsvollen Umgang mit Diversität gestärkt werden. Durch die gezielte Auseinandersetzung mit Antirassismus könnten Bewusstsein und Kompetenzen gefördert werden, die es ermöglichen, in einer pluralistischen Gesellschaft und in der sozialarbeiterischen Praxis sensibel und respektvoll zu agieren.

4 Armutsbetroffene Studierende

In diesem Kapitel wird ein Einblick in die Forschungsergebnisse des Forschungsschwerpunktes „Armutsbetroffenheit von Studierenden im Studium Soziale Arbeit“ gegeben. Da die Auseinandersetzung mit Armut oft von Stereotypen geprägt ist und Betroffene nicht selten Scham empfinden (vgl. Schoneville 2017: 31), ist es essenziell, ihr subjektives Erleben sowie ihre Wünsche nach Lösungen zu verstehen. Dieses Wissen trägt maßgeblich dazu bei, die vielschichtigen Facetten von Armut besser zu erfassen.

Als herausfordernd nannten fast alle Befragten die Notwendigkeit zur Erwerbstätigkeit während des Studiums, um dieses einerseits realisieren und andererseits die prekäre Lage reduzieren zu können. Das Motiv für den Zuverdienst war bei allen Interviewten ausschließlich eine finanzielle Not. Entweder wurde einer Erwerbsarbeit nachgegangen, um sich den Lebensunterhalt zu finanzieren, oder, um die prekäre Situation etwa für das eigene Kind zu verbessern. Die Kehrseite war die immer knapper werdende Zeit, die für das Studium blieb. Kamen dann noch weitere Belastungen hinzu, wie etwa Betreuungspflichten, verstärkte sich der Druck, das erhöhte Gesamtarbeitspensum zu bewältigen.

Angesichts der hohen Anzahl erwerbstätiger Studierender stellt sich einerseits die Frage, wieso das hohe Erwerbsausmaß trotz finanzieller Förderungsmöglichkeiten notwendig erscheint, andererseits und damit zusammenhängend ist zu eruieren, welche Studienbedingungen ökonomisch benachteiligten Menschen ein sorgloseres Studieren ermöglichen könnten. Werden diese Themen nicht bearbeitet, besteht die Gefahr, dass Studierende mit einem niedrigen sozioökonomischen Status der Belastung nicht standhalten und unter Umständen keinen Hochschulabschluss erreichen. Diesbezüglich zeigt die Forschung, dass armutsgefährdete Menschen meist nicht frei darüber entscheiden, ob sie neben dem Studium einen Zuverdienst zur Vergrößerung ihres persönlichen Handlungsspielraums möchten. Vielmehr stellt dieser eine Notwendigkeit dar, um die schwierige Lebenssituation zu mildern (vgl. Schenk 2015: 4; Zucha et al. 2023: 173). Außerdem muss festgehalten werden, dass studentische Armut auf mehreren Ebenen stattfindet und nicht nur über die Einkommens- oder Vermögensgrenzen erfasst werden kann. Nicht alle armutsbetroffenen Studierenden sehen sich als einkommensarm, da studentische Armut nicht zwingend durch Einkommensarmut gekennzeichnet ist. Ebenso spielt die sogenannte Studienarmut eine Rolle – ein

Mangel an verfügbarer Zeit für das Studium, der durch die Notwendigkeit einer Erwerbstätigkeit entsteht. In Österreich können sich Studierende durch die Aufnahme einer in einem hohen Ausmaß ausgeübten Erwerbstätigkeit häufig von Einkommensarmut befreien, erfahren dabei jedoch Studienarmut.

Während manche der Befragten staatliche Fördermittel erhielten, wurden anderen Interviewten die Hilfen gänzlich verwehrt. Beide Gruppen einte finanzielle Knappheit, weshalb das Nachgehen einer Erwerbstätigkeit als essenziell beschrieben wurde. Die Bezieher:innen staatlicher Unterstützungsleistungen betonten, dass die Gelder oft nicht ausreichen, um eine Studienzeit ohne finanzielle Engpässe zu bieten. Darüber hinaus wurde einer Befragten, trotz ihrer prekären ökonomischen Ausgangslage und bestehender Sorgeverpflichtungen, die „Studienbeihilfe nach Selbsterhalt“ wegen bestehender Altersbegrenzungen verwehrt. Altersbegrenzungen bei der Vergabe von Förderungen erscheinen besonders problematisch, wenn man berücksichtigt, dass ein Studium für Alleinerziehende – die ohnehin und allzu häufig mit finanziellen Engpässen kämpfen (vgl. Zartler et al. 2011: 15) – oft erst in einem späteren Lebensabschnitt möglich ist. Hinzu kommt, dass mindestens vier Arbeitsjahre erforderlich sind, um dieses Stipendium zu erhalten (vgl. ooe. arbeiterkammer.at). Trotz der Notwendigkeit zur Lohnarbeit und den damit einhergehenden Herausforderungen, hielten die befragten Bezieher:innen von Studienhilfen fest, dass ein Studium ohne diese Hilfen nicht umsetzbar gewesen wäre, was die hohe Bedeutung finanzieller Unterstützungsleistungen für armutsbetroffene Menschen kenntlich macht.

Wie sich das Studium für die Befragten gestaltet, hängt auch maßgeblich von den Regelungen an den Fachhochschulen ab, beispielsweise davon, ob Abwesenheiten mit einem übermäßigen Aufwand an Kompensationsarbeiten verbunden sind. Auch das Verschieben von Abgabefristen, um der aufkommenden Zeitnot entgegenzuwirken, wird an manchen Fachhochschulen nicht ermöglicht. Im Gegensatz dazu berichteten die Befragten, dass die Flexibilität von Dozent:innen und die Rücksichtnahme auf die persönlichen Herausforderungen als sehr entlastend erlebt wurden. Kritisiert wurden indes Lehrveranstaltungen, in denen die Armutsbetroffenheit von Studierenden vorerst sichtbar gemacht wurde. So musste eine Befragte ihre Dozent:innen um eine Alternative für die verpflichtende Studienreise bitten, da ihr die finanziellen Mittel fehlten. Eine Alternative wurde ihr jedoch nicht ermöglicht, weshalb sie als Einzige unter ihren Mitstudierenden die günstigste Reise auswählte, die ihr aber trotzdem hohe Kosten verursachte. Eine weitere Herausforderung, die von den Fachhochschulen ausgeht, ist das hohe Stundenausmaß der Pflichtpraktika, da diese im sozialarbeiterischen Bereich in der Regel unbezahlt sind. Während der Ausübung ihres Praktikums fehlt den Studierenden somit die Zeit, die sie für ihre Erwerbsarbeit brauchen, was in weiterer Folge finanzielle Not verstärken kann.

Da der Zusammenhang zwischen Bildungsbenachteiligung und geringerer Lebensqualität belegt ist (vgl. Stocké 2010: 74), ist die Entwicklung von Maßnahmen zur Förderung des Hochschulzugangs für marginalisierte Gruppen ein zentrales Thema der Sozialen Arbeit. Bei der Bearbeitung von Diversitätsfragen kann zwischen der Mikro-, Meso-, und Makroebene unterschieden werden. Die Mikroebene meint den Lehr- und Lernalltag im Hochschulbetrieb (vgl. Aichinger/Linde/Auferkorte-Michaelis 2020: 10) und auf dieser lassen sich die Forderungen nach mehr Rücksichtnahme der Dozent:innen hinsichtlich der Abgabefristen zuordnen. Die Mesoebene bezieht sich auf die Gestaltung der Studiengänge oder Studienprogramme (vgl. ebd.); auf dieser Ebene kann der Förderung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Studium zugearbeitet werden. Ausschlaggebend hierfür sind berufsbegleitende Stundenpläne, die der Lebensrealität von Arbeitenden entsprechen und eine gute Planbarkeit ermöglichen. Des Weiteren weisen die Ergebnisse auf notwendige Erleichterungen bzw. Verbesserungen im Bereich der Pflichtpraktika hin. Solange diese nicht entlohnt werden, braucht es eine unterstützende Vergütung von Studierenden. Zur Förderung von Chancengleichheit ist ebenso die offene Kritik dieses Missstandes durch Fachhochschulen sowie deren aktives Engagement zur Abschaffung ausbeuterischer Praktika gefragt. Solange Praktika nicht bezahlt sind, bei gleichzeitiger Verpflichtung zu hohen Praktikumsstunden, wird nicht nur die Chancenungleichheit im Bildungssystem verschärft, sondern auch die Armutsgefährdung von sozioökonomisch benachteiligten Studierenden. Auf der Makroebene sind gesamtgesellschaftliche und politische Strukturen angesiedelt (vgl. ebd.). Um Armut unter Studierenden effektiv entgegenzutreten, braucht es politischen Willen und es muss die Anpassung von staatlichen Fördermitteln vorangetrieben werden. Dies bedeutet einerseits, die Studienhilfen bedarfsgerecht zu gestalten, und andererseits, die Altersbegrenzungen aufzuheben. Solange Menschengruppen aufgrund ihrer sozioökonomischen Herkunft strukturell benachteiligt werden und aufgrund dessen das Studium nur unter erschwerten Umständen absolvieren können, ist eine Verantwortungsübernahme und das Streben nach Verbesserungen auf allen drei Ebenen zentral.

5 Fazit: Bildungsgerechtigkeit als Aufgabe Sozialer Arbeit?

Anhand aller drei Forschungsschwerpunkte konnten die strukturellen Hürden im Studium der Sozialen Arbeit verdeutlicht und unterstrichen werden, dass dringender Bedarf nach inklusiveren Studienbedingungen besteht. Alle Arbeiten zeigen, dass fehlende institutionelle Rahmenbedingungen zu Mehrfachbelastung und Mehraufwand für Studierende führen. Dieser zusätzliche Aufwand besteht beispielsweise aufgrund sprachlicher Herausforderungen, wegen der Notwendigkeit, Erwerbsarbeit und Studium zu vereinen, sowie aus einer erhöhten organisatorischen

Abhängigkeit von Dritten. Kreuzen sich diese Ungleichheitskategorien, ist zu befürchten, dass die Belastung noch höher steigt. Daher muss erneut betont werden, dass Hochschulen inklusive und strukturelle Unterstützungsformen und Studienbedingungen implementieren müssen, wenn sie der Unterrepräsentation der genannten Studierendengruppen entgegenwirken wollen.

Relevante Faktoren sind in diesem Zusammenhang auch die fehlenden Wissensbestände und der ausbleibende Diskurs über Diskriminierung der beleuchteten Personengruppen. Die Hochschule als Wissensvermittlerin und -produzentin trägt die Verantwortung, kritisches Wissen weiterzugeben und somit Reflexionsprozesse über bestehende Ungleichheiten anzustoßen. Dieser Verantwortung kann sie allerdings nicht gerecht werden, wenn die Wissensvermittlung von und Sensibilisierung für Ungleichheiten im eigenen Studium – bei Gehörlosenthemen, (Anti-)Rassismus und studentischer Armut – nicht zureichend vorangetrieben werden. Die im Hochschulsystem vorhandenen blinden Flecken fördern soziale Ausschlüsse, denen die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession entgegenwirken möchte. Daher ist es unerlässlich, bereits in der Ausbildung Vielfalt und Diversität zu thematisieren und Strategien für soziale Gerechtigkeit zu entwickeln.

Soziale Arbeit, die auf professionsethischen Grundsätzen beruht (vgl. OBDS 2017: 2), trägt somit auch die Verantwortung, das Deaf-Gain-Konzept ernst zu nehmen sowie nach innen und außen zu tragen. Aus Sicht einer befragten Person sollte die Soziale Arbeit ein Vorbild, die Vermittlerin und Expertin für ein inklusives Verständnis von Gehörlosigkeit sein. Dies ist nicht zuletzt auch für eine inklusive Praxis nach oder neben dem Studium von Bedeutung. Ebenso muss sichergestellt werden, dass Absolvierende über ausreichendes Wissen in Hinblick auf die Lebensrealität von Menschen mit Migrationserfahrung verfügen. Wie auch die Befragten betonen, muss sich Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession mit antirassistischen Konzepten – etwa der Anti-Racist Social Work nach Dominelli (2008) – auseinandersetzen. Diese Vertiefung trägt nicht nur zu einer sensibleren sozialarbeiterischen Praxis bei, sie wirkt auch dem Missstand entgegen, dass Studierende mit Migrationsbiografie (unbezahlte) Aufklärungsarbeit für ihre Kolleg:innen leisten müssen. Um der Armutsbetroffenheit unter Studierenden entgegenzutreten, ist schlussendlich eine Verantwortungsübernahme durch Lehrende, Hochschulen und Politik zentral. Akteur:innen im Hochschulbereich, insbesondere jene, die der Sozialen Arbeit angehören, können zur Enttabuisierung des Armutsbegriffs beitragen, indem sie studentische Armut als solche benennen und sichtbar machen. Dies ist auch deshalb wichtig, damit politische Entscheidungsträger:innen die Herausforderungen von armutsbetroffenen Studierenden erkennen, diesen gezielt entgegentreten und somit auch der vorhandenen Vererbung von Bildungschancen in Österreich entgegenwirken können.

Wenn wir ein grundsätzliches Fazit aus der Forschung ziehen, dann dieses: Hochschulen

müssen sich selbst als (Re-)Produzentinnen von Bildungsungleichheiten begreifen, um eine Verbesserung zu erreichen (vgl. Aichinger et al. 2020: 360). Soziale Arbeit ist gemäß ihrem Auftrag in besonderer Weise dazu verpflichtet.

Verweise

ⁱ Der Begriff „Migrationsbiografie“ ist der Studierenden-Sozialerhebung 2019 entlehnt (vgl. Unger et al. 2020: 73). Ein „Migrationshintergrund erster Generation“ liegt dieser zufolge vor, wenn weder die studierende Person noch die Eltern in Österreich geboren wurden; der Begriff „Migrationshintergrund zweiter Generation“ verweist darauf, dass beide Elternteile im Ausland, die studierende Person selbst jedoch in Österreich geboren wurde. Keine Migrationsbiografie liegt vor, wenn mindestens ein Elternteil in Österreich geboren wurde (vgl. ebd.: 85). Diese Differenzierung war für die Forschungsarbeit von Bedeutung, weil Herausforderungen je nach Dauer des Aufenthalts in Österreich als unterschiedlich belastend erlebt werden könn(t)en.

ⁱⁱ Ähnliche Maßnahmen wurden beispielsweise an der FH Campus Wien gesetzt. In Kooperation mit dem *Fonds Soziales Wien* wurden Asylwerbende über die Dauer von zwei Semestern in Deutsch- und Inklusionskursen begleitet und auf das reguläre Studium vorbereitet (vgl. FH Campus Wien o.A.).

ⁱⁱⁱ Eine der befragten Personen berichtete von positiven Erfahrungen bei der Überarbeitung des Curriculums in ihrem Studiengang, bei der auch Studierende miteinbezogen wurden und partizipieren konnten: „Unser Jahrgang wurde da [Anm.: in der Überarbeitung des Curriculums] auch sehr viel befragt. [...] Und das hat dann auch entwickelt, dass ein Schwerpunkt irgendwie auch auf Rassismus oder antirassistische Arbeit dazukommt.“ (Koller et al. 2022: 101)

Literaturverzeichnis

Aichinger, Regina/Linde, Frank/Auferkorte-Michaelis, Nicole (2020): Diversität an Hochschulen – Chancen und Herausforderungen auf dem Weg zu exzellenten und inklusiven Hochschulen. In: Zeitschrift für Hochschulentwicklung, 15(3), S. 9–23.

Bauman, H-Dirksen L./Murray, Joseph J. (2014): Deaf Studies im 21. Jahrhundert: „Deaf Gain“ und die Zukunft der menschlichen Diversität. In: Das Zeichen. Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser, Nr. 96, S. 18–41.

Breiter, Marion (2005): Muttersprache Gebärdensprache. VITA – Studie zur Lebens- und Berufssituation gehörloser Frauen in Wien. Wien/Mülheim an der Ruhr: Guthmann-Peterson.

Dominelli, Lena (2008): Anti-Racist Social Work. Practical Social Work Series. 3. Aufl. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

FH Campus Wien (o.A.): miteinander.Bildung.leben – Via Sprachkurs zum Studium an der FH Campus Wien. <https://www.fh-campuswien.ac.at/die-fh/kaleidoskop/konflikt-und-kooperation/miteinanderbildungleben-via-sprachkurs-zum-studium-an-der-fh-campus-wien.html> (17.08.2022).

FH St. Pölten (2023): Über uns. <https://www.fhstp.ac.at/de/uber-uns/gender-und-diversity-management/videos-mit-oegs> (19.05.2025).

Kasser, Viktoria (2022): Deafhood und Deaf Gain – zum ersten Mal geHÖRT? Wenn sich hörende Selbstverständlichkeiten und Privilegien auf den Hochschulzugang und Verbleib im Studium für Menschen mit Hörbehinderung auswirken. Masterarbeit, St. Pölten.

Koller, Angelika/Krebelder, Barbara/Mantler, Eva Katharina/Yildirim, Nesrin (2022): Unterrepräsentierte Studierendengruppen im Studium Soziale Arbeit. Barrieren beim Zugang und im Studium. Masterarbeit, St. Pölten.

Krausneker, Verena/Schalber, Katharina (2007): Sprache Macht Wissen. Zur Situation gehörloser und hörbehinderter SchülerInnen, Studierender & ihrer LehrerInnen, sowie zur Österreichischen Gebärdensprache in Schule und Universität Wien. Abschlussbericht des Forschungsprojekts 2006/2007, Fassung 2, Innovationszentrum der Universität Wien.

Kuckartz, Udo (2018): Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 4. Aufl. Weinheim Basel: Beltz.

Mayrhofer, Monika (o.A.): Zugang zu Bildung für Asylsuchende und Flüchtlinge aus menschenrechtlicher Perspektive. Schriftreihe des BIM zu den Forderungen des 274 Refugee Protest Camp. Wien: Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte.

Moser, Michaela/Tomic Hensel, Marina (2020): Ideenpapier. Diversity – Parole oder Programm? Eine diversitätsorientierte Analyse des Studiums Sozialer Arbeit.

OBDS – Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit (2017): Berufsbild der Sozialen Arbeit. https://obds.at/wp-content/uploads/2022/04/berufsbild_sozialarbeit_2017_06_beschlossen.pdf (19.05.2025).

ÖGLB – Österreichischer Gehörlosenbund (2017): 1532/SN-299/ME XXV. GP - Stellungnahme zu Entwurf (elektr. übermittelte Version). https://www.parlament.gv.at/dokument/XXV/SNME/11507/imfname_633757.pdf (22.10.2021).

ÖGLB – Österreichischer Gehörlosenbund (2024): Inklusive Bildung – Bilinguale Bildung Positionspapier. URL: <https://www.oeglb.at/wp-content/uploads/2024/02/Positionspapier-BILDUNG-2024.pdf> (19.05.2025).

Prasad, Nivedita (2020): Kritik rassistischer Diskriminierung als (ein) Kern menschenrechtsbasierter Sozialer Arbeit. In: Völter, Bettina/Cornel, Heinz/Gahleitner, Silke Birgitta/Voß, Stephan (Hg.): Professionsverständnisse in der Sozialen Arbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 70–79.

Renner, Patricia/Tomic Hensel, Marina (2019): Gelebte Vielfalt in der Hochschule durch eine diversitätsorientierte Zugangspraxis. In: Sozial Extra, 44, S. 44–48.

Schenk, Martin (2015): Genügsamkeit – die freiwillige und die erzwungene. Vom Unterschied zwischen Hungern und Fasten. https://www.armutskonferenz.at/media/schenk_genuegsamkeit-2015.pdf (27.07.2022).

Schoneville, Holger (2017): Armut und Schamgefühle. In: Sozialmagazin, 08, S. 30–39.

Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. In: SiO – Sozialarbeit in Österreich, 02/07, S. 8–17.

Stocké, Volker (2010): Der Beitrag der Theorie rationaler Entscheidung zur Erklärung von Bildungsungleichheit. In: Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (Hg.): 284 Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 73–94.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Unger, Martin/Binder, David/Dibiasi, Anna/Engleder, Judith/Schubert, Nina/Terzieva, Berta/Thaler, Bianca/Zaussinger, Sarah/Zucha, Vlasta (2020): Studierenden-Sozialerhebung 2019. Kernbericht. Wien: Institut für Höhere Studien.

Zartler, Ulrike/Beham, Martina/Kromer, Ingrid/Leitgöb, Heinz/Weber, Christoph/Friedl, Petra (2011): Alleinerziehende in Österreich: Lebensbedingungen und Armutsrisiken. Wien: ÖGB-Verlag.

Zaussinger, Sarah/Kulhanek, Andrea/Terzieva, Berta/Unger, Martin (2020): Zur Situation behinderter, chronisch kranker und gesundheitlich beeinträchtigter Studierender. Quantitativer Teil der Zusatzstudie zur Studierenden-Sozialerhebung 2019. Wien: Institut für Höhere Studien.

Zucha, Vlasta/Engleder, Judith/Haag, Nora/Thaler, Bianca/Unger, Martin/Zaussinger Sarah (2023): Studierenden-Sozialerhebung 2023. Kernbericht. Wien: Institut für Höhere Studien.

Über die Autor_innen

Viktoria Kasser, BA MA

viktoria.kasser@gmail.com

Abschluss des Bachelorstudiums Bildungswissenschaft an der Universität Wien 2020. Im Zuge dessen Absolvierung des zweijährigen Erweiterungscurriculums „Österreichische Gebärdensprache“. Abschluss des Masterstudiums Soziale Arbeit 2022. Zurzeit berufstätig als Sozialarbeiterin in der Obdachlosenhilfe und in Ausbildung zur Psychotherapeutin.

Eva Katharina Mantler, BA MA

eva_mantler@gmx.at

Abschluss des Bachelorstudiums Kultur- und Sozialanthropologie 2020 (Universität Wien) sowie Abschluss des Masterstudiums Soziale Arbeit 2022 (FH St. Pölten). Derzeit tätig in der soziotherapeutischen Begleitung von Menschen in schweren psychischen und psychotischen Lebenskrisen, *Verein Windhorse*. In Ausbildung zur Psychotherapeutin.

Angelika Koller, MA

angelika.koller@aon.at

Abschluss des Bachelor-Studiengangs Soziale Arbeit 2020 sowie des Master-Studiengangs Soziale Arbeit 2022 (beides FH St. Pölten). Derzeit tätig als Sozialarbeiterin bei der *Volkshilfe Österreich* im Bereich Soziale Arbeit, Pflege, Forschung und Sozialpolitik und in der Lehre an der FH St. Pölten.

Hard-To-Reach or No Access?

**Erlebnisse und Veränderungen
im Zuge von Partizipationsprojekten**
Qualitative Befunde aus dem Projekt *BePart* und
Impulse für die Soziale Arbeit

Angelika Felder, Julia Reiner & Fabian A. Rebitzer

Angelika Felder, Julia Reiner & Fabian A. Rebitzer.
Erlebnisse und Veränderungen im Zuge von
Partizipationsprojekten. Qualitative Befunde aus dem
Projekt *BePart* und Impulse für die Soziale Arbeit.
soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Nachbarschaft.
Vorarlberg.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/848/1596>

Zusammenfassung

Das Wissenstransferprojekt *BePart* fragte danach, warum und mit welchen Erwartungen sich Menschen an Partizipationsprojekten beteiligen und welche Auswirkungen dies auf die Teilnehmenden selbst, ihre soziale Umgebung sowie ihr Verhältnis zu dieser hat. Die Ergebnisse zeigen, dass das Partizipationserleben durch individuelle Motivatoren, Erwartungen und Erfahrungen bestimmt wird und dass es die persönliche Weiterentwicklung, insbesondere das Selbstempowerment, sowie den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördert.

Schlagworte: Partizipation, gesellschaftlicher Zusammenhalt, Partizipationserleben, Empowerment, Dialog, Bürgerbeteiligung, freiwilliges Engagement

Abstract

The *BePart* research-transfer project examined the motivations and expectations of individuals' engagement in participation projects, and the subsequent impact on the participants themselves, their social environment, and their relationship to it. The findings indicate that the experience of participation is influenced by individual motivators, expectations and prior experiences. Furthermore, the results demonstrate that these initiatives foster personal development, particularly self-empowerment, as well as social cohesion.

Keywords: participation, social cohesion, experience of participation, empowerment, dialogue, civic participation, voluntary commitment

1 Ausgangslange

Partizipation, d. h. das Einbeziehen von „Einzelnen oder Gruppen in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse“ (Schönhuth/Jerrentrup 2019: 1), gilt in Österreich als wesentlicher Bestandteil für eine bürger_innennahe Politik und Verwaltungsführung. Beteiligung ist die Basis für einen Dialog auf Augenhöhe, der es ermöglichen soll, aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen gemeinsam zu meistern (vgl. BMWKMS 2024). Sie soll dazu beitragen, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken und Ambiguitätstoleranz in der Bevölkerung fördern. Auch abseits politischer Mitbestimmungsprozesse gewinnen partizipative Ansätze derzeit an Bedeutung. Vor allem im Sozial- und Gesundheitsbereich werden in Österreich aktuell viele Partizipationsprojekte durchgeführt. Ein Beispiel hierfür ist das Projekt „Inklusive Caring Communities“ (vgl. querraum o. J.), in welchem Forscher_innen mit und ohne Behinderung zusammenarbeiten, um die Forschungs- und Praxisfelder Inklusion und „Caring Communities“ zusammenzubringen.

Im Sozial- und Gesundheitsbereich besteht ein wesentliches Ziel von partizipativen Prozessen in der Förderung von Teilhabe und Empowerment (vgl. Rieger/Straßburger 2019: 43–46; Kolip/Trojan 2020: 3–7). Empowerment spielt eine wesentliche Rolle für den Wechsel von der defizit- hin zur ressourcenorientierten Perspektive (vgl. Brandes/Stark 2016: 63–64; Herriger 2020: 74–75). Generell zielt Empowerment darauf ab, Menschen darin zu fördern, „ihre soziale Lebenswelt und ihr Leben selbst zu gestalten und sich nicht von außen gestalten zu lassen“ (Brandes/Stark 2016: 62). Dass Partizipation Einfluss auf die Selbstverantwortung von Menschen hat, da sie Neues lernen und eigenständiges Handeln gefördert wird, zeigt auch eine Studie zu Erfolgsfaktoren und Herausforderungen von Partizipationsprojekten (vgl. Devecchi et al. 2020: 137). Studien wie diese untermauern die Relevanz von partizipativen Prozessen für die Förderung von (Selbst-) Empowerment. Gleichzeitig zeichnet sich ab, dass für ein tiefergehendes Verständnis erfolgreicher Partizipationsprojekte – und damit auch für die Förderung von Empowerment – die individuellen Motive und Erfahrungen von Partizipierenden zu berücksichtigen sind, wobei diese Faktoren in der Fachliteratur bislang vergleichsweise wenig Beachtung gefunden haben.

An dieser Stelle knüpft das Projekt *BePart – Partizipation (er-)leben – Haltung und Begeisterung für Partizipationsprojekte weitergeben* an, das von der Forschungsgruppe „Empirische Sozialwissenschaften“ der Fachhochschule Vorarlberg in Kooperation mit dem „Zentrum für Gemeinden der OST – Ostschweizer Fachhochschule“ zwischen 2023 und 2025 durchgeführt wurde. Das durch den „Wissenschaftsverbund Vierländerregion Bodenseeregion“ geförderte Projekt fragt danach, warum und mit welchen Erwartungen sich Menschen an Partizipationsprojekten beteiligen. Fokussiert wurden dabei sowohl das subjektive Erleben der Teilnehmenden als auch die individuellen und sozialen Auswirkungen der Teilnahme an Partizipationsprozessen. Im vorliegenden Artikel

werden die zentralen Projektergebnisse präsentiert und eingeordnet, insbesondere bezüglich der Förderung von (Selbst-)Empowerment.

2 Projektdesign

Das Wissenstransferprojekt *BePart – Partizipation (er-)leben – Haltung und Begeisterung für Partizipationsprojekte weitergeben* basierte auf einem zweiphasigen Design. Die erste Phase umfasste die Datenerhebung und -aufbereitung von Erfahrungswissen aus zuvor definierten Lernprojekten. In der zweiten Phase standen die Diskussion der gewonnenen Erkenntnisse mit Expert_innen und der breiten Öffentlichkeit sowie der Wissenstransfer in andere, bereits laufende oder noch anstehende Partizipationsprojekte im Vordergrund.

Die Auswahl der sogenannten Lernprojekte erfolgte primär auf Basis der Qualitätskriterien für erfolgversprechende partizipative Prozesse, die im Projekt *Resiliente Bodenseegemeinden* (vgl. Devecchi/Haßheider 2020) erarbeitet wurden. Die Projekte sollten in Vorarlberg, der Ostschweiz oder Süddeutschland situiert und bereits abgeschlossen oder in der Verstetigung sein. Der Feldzugang zu den Partizipationsprojekten erfolgte über entsprechende Netzwerke der wissenschaftlichen Projektpartner_innen.

Insgesamt wurden acht Lernprojekte ausgewählt, davon zwei Projekte aus der Schweiz und jeweils drei aus Deutschland und Österreich. Die inhaltliche Ausrichtung der Projekte war äußerst heterogen: Thematisch befassten sie sich mit dem Klimawandel, der Wiederbelebung von historischen Gebäuden, der Ortsgestaltung und Sport. Die Teilnehmer_innen, Initiator_innen und Moderator_innen von sieben der acht Projekte wurden mittels Fokusgruppen (n = 44) und episodischen Interviews (n = 7) zu ihrem Erleben von und Erfahrungswissen über partizipative Prozesse befragt. Zusätzlich erfolgte eine standardisierte Online-Befragung von freiwillig Engagierten bei einer großen Sportveranstaltung in Vorarlberg. Der vorliegende Artikel konzentriert sich auf die Ergebnisse der qualitativen Erhebung. Die qualitative Datenauswertung erfolgte inhaltsanalytisch nach Kuckartz und Rädiker (2024) und wurde computerunterstützt in MAXQDA durchgeführt. Für eine Expert_innenvvalidierung der Erhebungsinstrumente und Ergebnisse wurde das Projekt von Beginn an von einem Projektbeirat aus regionalen Stakeholdern und Expert_innen aus der Praxis unterstützt.

3 Ergebnisse

3.1 Die Vorphase von Partizipationsprozessen

Wie die qualitativen Ergebnisse zeigen, wird das Partizipationserleben bereits im Vorfeld der Projektteilnahme durch verschiedene Faktoren beeinflusst. Hierzu gehören die unterschiedlichen Wege zur Partizipation, die individuellen Motivatoren, Erwartungen und Grundhaltungen der Teilnehmer_innen sowie verschiedene Voraussetzungen für die Teilnahme.

3.1.1 Wege zur Partizipation

Der am häufigsten unter den Befragten genannte Weg zu Partizipationsprojekten verläuft über soziale Kontakte, insbesondere persönliche Netzwerke und Bekanntschaften. Erfahrungsberichte, eine direkte Einladung oder Aufforderung durch Freund_innen, Bekannte oder Familienmitglieder können einen entscheidenden Einfluss darauf haben, ob man an einem Projekt teilnimmt. Eine andere Möglichkeit sind Einladungen durch öffentliche Institutionen oder Initiativen wie Bürger_innenräte oder Bürger_innenpanels.¹ Während die meisten Befragten durch Netzwerke und öffentliche Initiativen zu ihrem Partizipationsprojekt gefunden haben, gab es auch einen kleinen Anteil, der proaktiv nach Partizipationsmöglichkeiten gesucht hat; in manchen Fällen lag auch eine Kombination der genannten Wege vor.

3.1.2 Motivatoren und Auslöser für eine Projektteilnahme

Die Teilnehmer_innen berichten von vielfältigen Motivatoren und/oder diesen vorausgegangenen Auslösern für die Beteiligung an partizipativen Prozessen. Letztere können sowohl biografische Umbrüche (z. B. Scheidung, Jobwechsel) als auch wahrgenommene Missstände und damit verbundene Veränderungswünsche sein – in der unmittelbaren Umgebung (z. B. Dorfsterben) oder auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. Ein Teilnehmer berichtet beispielsweise von der Renovierung eines heruntergekommenen Bikeparks, den er selbst gerne nutzt, wobei ihn die persönliche Betroffenheit motiviert hat, Teil des Projekts zu werden: „Als wir gesehen haben, dass da was passiert, ich glaub da war sogar die Planungsphase schon vorbei. [...] Und da kamen wir dann dazu, weil wir eben gesehen hatten, dass da was passiert und wir auch ein Teil davon sein wollten und mithelfen wollten.“ (Lernprojekt aus Deutschland, Pos. 8)

Ein weiterer häufig genannter Motivator ist die Aussicht auf Gemeinschaft und damit die Möglichkeit, mit anderen Menschen gemeinsam an etwas zu arbeiten, sowie der Austausch mit Gleichgesinnten oder ebenfalls teilnehmenden Freund_innen. Auch Erfahrungsberichte von Personen mit Partizipationserfahrung werden als Motivatoren für eine Projektteilnahme angeführt.

Dies gilt auch für den Wunsch nach persönlicher Weiterentwicklung oder Veränderung, den Erhalt von Incentives für die Teilnahme oder ein generelles Interesse am Projekt selbst.

3.1.3 Erwartungen und Grundhaltungen

Der Großteil der Befragten hatte mehr oder weniger klare Wünsche und Erwartungen an die Teilnahme am Partizipationsprojekt. Im Vordergrund standen der Austausch mit anderen Menschen, Mitgestaltungsmöglichkeiten und eine gute, tragfähige Projektumsetzung. Für manche Teilnehmende spielten auch das Sammeln von Projekterfahrung, die zeitliche Begrenzung der Teilnahme und ein einheitlicher Informationsstand aller Beteiligten eine Rolle. Aus den Erwartungen mancher Befragten lassen sich Grundhaltungen und Werte ableiten, die für diese – unabhängig vom jeweiligen Partizipationsprojekt – handlungsleitend sind, beispielsweise ein genereller Gestaltungswille oder auch Offenheit und Neugierde: „Also ich glaube vor allem Neugier. [...] Ich glaube, ich bin eher so der Typ, ich will mir das vor Ort angucken und dann schauen, was es da so für Potenziale gibt.“ (Lernprojekt aus Deutschland, Pos. 35)

3.2 Die Nachphase von Partizipationsprozessen

Wie die qualitativen Befunde zeigen, bestimmt ein komplexes Zusammenspiel der oben beschriebenen Faktoren, mit welcher Haltung Menschen in einen Partizipationsprozess eintreten. Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse zu den subjektiven Erlebnissen sowie den Auswirkungen partizipativer Prozesse auf die Teilnehmer_innen und ihre soziale Umwelt vorgestellt.

3.2.1 Erfüllende Erfahrungen

Im Vordergrund der berichteten Erfahrungen steht das starke Gemeinschaftsgefühl – sei es durch das Erleben von Gemeinschaft oder die Zusammenarbeit mit anderen Menschen. In diesem Zusammenhang spielt das Wohlfühlen in der Projektgemeinschaft eine wichtige Rolle: „Man könnte vielleicht sagen, es ist so eine Art Safe Space, wo man sich darum gar nicht kümmern muss, wo eigentlich jeder willkommen ist, wo es gar nicht darum geht, welches Geschlecht, welche politische Einstellung oder irgendwas.“ (Lernprojekt aus Deutschland, Pos. 79)

Ein bedeutsamer Faktor, um sich in der Projektgemeinschaft wohlfühlen, ist eine offene Kommunikationskultur. Viele Befragte empfinden eine solche als bereichernd für eine produktive und nachhaltige Zusammenarbeit. Diese kann den Erfahrungen mancher Teilnehmer_innen nach eine offene Haltung befördern sowie den Willen, neue Perspektiven kennenzulernen und von anderen zu lernen. Auch gegenseitige Anerkennung, Respekt und Wertschätzung werden als bedeutsam erlebt, wenn es darum geht, tragfähige Entscheidungen und konstruktive Lösungen im Projekt zu

finden.

Viele Befragte haben durch die Teilnahme an ihrem Partizipationsprojekt das Gefühl, einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, indem sie an Lösungen für konkrete Probleme mitarbeiten. Neben diesem gesellschaftlichen Mehrwert erleben die Teilnehmer_innen auch persönlich sinnstiftende Momente. Voraussetzungen für eine bessere Zukunft zu schaffen oder den Zusammenhalt der Gesellschaft zu fördern, wird auf persönlicher Ebene als bereichernd und motivierend empfunden. Dies kann auch mit einer starken Identifikation mit dem jeweiligen Projekt einhergehen.

3.2.2 Herausfordernde Erfahrungen

Neben erfüllenden Erfahrungen berichten einige Befragte auch von Herausforderungen, mit denen sie im Projekt konfrontiert waren. Hierbei handelt es sich beispielsweise um eine erlebte Diskrepanz zwischen den eigenen Zielvorstellungen und Erwartungen und den Zielen bzw. realisierten Fortschritten des Projekts. Dies kann mit negativen Gefühlen wie Frustration, Unzufriedenheit oder dem Eindruck einhergehen, nicht gehört zu werden. Wie einige Teilnehmer_innen berichten, kann dieses Spannungsfeld aufgelöst werden, indem die eigenen Erwartungen zugunsten der Projektziele angepasst werden:

„Die Erwartungen waren natürlich total hoch erstmal, weil man sieht im Internet teilweise auch private Parks, und das ist natürlich nochmal eine ganz andere Liga. Und dann haben wir aber auch schnell auch eingesehen, so wird es wahrscheinlich nie werden, so sollte es auch nicht werden, das soll ja auch für die Breite zugänglich sein.“ (Lernprojekt Deutschland, Pos. 29)

Auch die Aushandlung unterschiedlicher Ansichten und Positionen unter den Teilnehmenden kann eine Herausforderung für die Durchführung und Zielerreichung von Partizipationsprojekten darstellen. Sowohl für das Erleben der Teilnehmenden als auch die Erreichung der Projektziele ist es dabei wichtig, diese frühzeitig zu ermöglichen sowie zu moderieren und durch die Einbeziehung professioneller Prozess- und Projektbegleitungen zu unterstützen.

Eine weitere Herausforderung besteht in der Aufwendung zeitlicher, organisatorischer und finanzieller Ressourcen für das jeweilige Projekt. So zeigen die Ergebnisse, dass zeitliche Einschränkungen in anderen Lebensbereichen (bspw. Familie) mit der Projekteinbindung einhergehen können. Eine ungeklärte Projektfinanzierung kann wiederum Besorgnis über den Projekterfolg auslösen. Auch das Sicherstellen der für den Projekterfolg notwendigen Fähigkeiten und Kompetenzen wird als herausfordernd erlebt, insbesondere wenn diese mit Anforderungen

einhergehen, die die Möglichkeiten der Teilnehmenden übersteigen.

3.2.3 Persönliche Entwicklungen und Erkenntnisse der Teilnehmer_innen

Im Zuge der Beteiligung an einem Partizipationsprojekt wird vielfach eine persönliche Weiterentwicklung erlebt. Auch nehmen die Betroffenen verschiedene Erkenntnisse über Partizipation und zwischenmenschliche Zusammenarbeit aus ihrer Projektteilnahme mit. Zur persönlichen Weiterentwicklung zählt etwa der Erwerb neuer Fähigkeiten und Kompetenzen, wie beispielsweise Präsentations- und Moderationsfähigkeiten sowie Führungskompetenzen. Auch eine subjektive Steigerung der eigenen Resilienz, die Verbesserung von individuellen Copingstrategien im Umgang mit Stress und Herausforderungen sowie ein offenerer Umgang mit anderen Menschen werden von den Teilnehmer_innen angeführt. Darüber hinaus fördern die Erlebnisse in den Projekten aus Sicht zahlreicher Befragter das Selbstbewusstsein, die Selbstwahrnehmung und Selbstwirksamkeit. Für viele geht damit die Erfahrung einher, innerhalb oder außerhalb des Projekts mehr Verantwortung übernehmen oder sich aktiver einbringen zu wollen. Die Teilnahme an einem Partizipationsprojekt kann auch eine Selbstreflexion in Gang setzen, bei der das persönliche Verhalten, die Rollen in der Gemeinschaft oder eigene Hemmungen hinterfragt werden. Dieser Reflexionsprozess kann zu grundlegenden Veränderungen im eigenen Lebensentwurf führen, wie beispielsweise zu einer beruflichen Neuorientierung.

Neben persönlichen Entwicklungen sind für viele Befragte die Erkenntnisse über partizipative Prozesse und zwischenmenschliche Zusammenarbeit wichtig. Hierzu zählt unter anderem die Einsicht, dass das Verständnis und die Anerkennung für andere Menschen und von unterschiedlichen Sichtweisen eine wichtige Stärke der Gruppe bzw. Gemeinschaft darstellt und ermöglicht, Vertrauen innerhalb dieser aufzubauen: „Ich würde sagen, wenn wir Menschen zusammenarbeiten, können wir alles möglich machen, selbst wenn es Herausforderungen gibt oder Probleme. Zusammen können wir es schaffen.“ (Lernprojekt Österreich, Pos. 178)

Das Teilen von gemeinsamen Erlebnissen im Projekt, seien es positive oder herausfordernde, wird von einigen Befragten als motivierend erlebt. Gemeinsam an einem Thema zu arbeiten, ist den Befragten zufolge eine wichtige Basis für die Zusammenarbeit und das Gemeinschaftsgefühl. Sich selbst aktiv in ein Projekt einzubringen bzw. motiviert dabei zu sein, erachten viele Partizipierende als ebenso wichtig und mitentscheidend für den Erfolg der Projekte. Dem ungeachtet wird auch wiederholt die Bedeutung einer professionellen Begleitung betont. Indem eine Prozessbegleitung die Verantwortung für die (organisationalen) Abläufe und die Schaffung einer integrativen Atmosphäre übernimmt, ermöglicht sie den Teilnehmer_innen, sich auf die Lösungsfindung zu konzentrieren. Offenheit, Zugänglichkeit und die Bereitschaft zum Austausch werden in diesem Zusammenhang

als wichtige Eigenschaften von Prozessbegleiter_innen genannt.

3.2.4 Auswirkungen auf das soziale Umfeld

Viele Teilnehmer_innen berichten von Veränderungen in ihrem sozialen Umfeld bzw. im Verhältnis zu diesem infolge ihrer Projektteilnahme. So gibt eine Vielzahl der Befragten an, die im Projekt gewonnenen Erkenntnisse und veränderten Perspektiven in ihren Alltag sowie in andere Lebensbereiche und Initiativen integriert zu haben. Somit wurde ihr Wissen über das Projekt hinaus transferiert: „Ich finde, es bewirkt schon auch, dass man das Gefühl hat, man bekommt wieder mehr Gespür dafür, was im Dorf passiert, welche Akteure tätig sind, wie die denken.“ (Lernprojekt Österreich, Pos. 71)

Im Rahmen der Projekte entstanden zudem nachhaltige soziale Netzwerke in Form neuer Kontakte und Freundschaften. Manche Projekte führten zur Etablierung neuer Begegnungsorte in der jeweiligen Region, wodurch diese wiederbelebt wurde oder neue Freizeitmöglichkeiten entstanden.

„Also für mich ist noch das Schöne, wenn ich merke, dass die, zum Beispiel die alten Frauen. Da gibt es keine Männer mehr, die sind alle Witwen. Die kommen in die [Ortsnennung], um miteinander zu reden, denn daheim ist niemand mehr, mit dem sie reden können. Und für die ist es ein Gewinn. Die kommen [...] und fühlen sich einen Nachmittag wohl.“ (Lernprojekt Deutschland, Pos. 102)

Die Teilnehmer_innen berichten häufig vom Zuspruch und den positiven Rückmeldungen aus ihrem direkten Umfeld. Familie, Freund_innen und Bekannte erkennen und schätzen ihre Beteiligung, wodurch sich die Teilnehmer_innen anerkannt und unterstützt fühlen. Besonders im Freundeskreis wird das Engagement häufig als inspirierend wahrgenommen. Dadurch ist es manchen Teilnehmenden gelungen, auch Freund_innen oder Familienmitglieder zum Mitmachen zu motivieren.

Die Beteiligung an Partizipationsprojekten wird jedoch nicht durchgehend positiv durch das soziale Umfeld wahrgenommen. Besonders in Fällen, in denen frühere Erfahrungen mit ähnlichen Projekten zu Enttäuschungen geführt haben, reagierte das soziale Umfeld skeptisch. Dies unterstreicht die Bedeutung der Sicherstellung eines positiven Erlebens der Partizipationsgelegenheit, auch unabhängig von deren tatsächlicher Zielerreichung.

4 Diskussion und Conclusio

Das Wissenstransferprojekt *BePart* fragt danach, warum und mit welchen Erwartungen sich Menschen an Partizipationsprojekten beteiligen und welche individuellen und sozialen Auswirkungen die Teilnahme auf sie hat. Dafür wurden Beteiligte von sogenannten Lernprojekten im Rahmen von Fokusgruppen und episodischen Interviews zu ihren Erfahrungen befragt.

Wie in den qualitativen Ergebnissen deutlich wird, stiegen die Befragten mit verschiedenen Motivatoren, Erwartungen und Ressourcen in die Partizipationsprojekte ein. Diese Faktoren nehmen im weiteren Verlauf Einfluss auf die Wahrnehmung der Beteiligung in den Projekten und den Umgang mit Herausforderungen. Das konkrete Partizipationserleben wiederum beeinflusst maßgeblich, welche Einstellungen Partizipierende zum Ende eines Projekts vertreten und wie sie ihre Erfahrungen sowie die persönlichen und sozialen Auswirkungen bewerten. Ein positives Partizipationserlebnis spielt dabei – neben dem Projektergebnis selbst – eine zentrale Rolle für den Erfolg partizipativer Prozesse. Abseits der angestrebten Projektziele zeigt sich deren Mehrwert auf mehreren Ebenen: So können positiv wahrgenommene Erlebnisse in Partizipationsprojekten auch positive Auswirkungen haben auf die Beziehungen der Partizipierenden zu ihrem sozialen Umfeld und der Gesellschaft sowie auf ihre individuelle Weiterentwicklung. Insbesondere das (Selbst-) Empowerment der Partizipierenden kann etwa durch den Aufbau von verschiedenen Kompetenzen und persönlichen Ressourcen (z. B. Selbstwertgefühl, Selbstwirksamkeitserleben, Resilienz usw.) gestärkt werden.

Solche Befunde stützen nicht zuletzt das Empowerment-Schema nach Brandes und Reker (2009), demzufolge Partizipation durch eine Kompetenz- und Ressourcenerweiterung Empowerment ermöglicht und fördert, beispielsweise durch die Zunahme des Kohärenzgefühls, der kritischen Reflexion und Selbstwirksamkeitserwartung sowie durch die Erweiterung von Problemlösungsstrategien und schlussendlich die Steigerung der Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme und des Partizipationsbedürfnisses (vgl. Brandes/Reker 2009). Derlei persönliche Kompetenzen und Ressourcen sind angesichts der fortschreitenden Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen, im Zuge derer Subjekte zu Hauptakteur_innen in der Gestaltung ihrer eigenen Lebensentwürfe werden (vgl. Keupp et al. 1999), besonders relevant. Von solchen Empowerment-Prozessen können die verschiedensten Zielgruppen profitieren, so auch die Adressat_innen der Sozialen Arbeit.

Wie die Ergebnisse darüber hinaus zeigen, können Partizipation und die Förderung von Empowerment nicht nur Veränderungen für die Beteiligten bewirken, sondern auch im sozialen Umfeld. So wurde etwa in einem Partizipationsprojekt angeeignetes Wissen an andere Personen weitergegeben und über das Projekt hinaus transferiert. Auch konnten durch die Begeisterung der

Teilnehmer_innen im Freundes- und Familienkreis weitere Partizipierende gewonnen werden. Ein positives Partizipationserleben und die damit verbundenen Empowerment-Effekte werden so auch in das Umfeld der Teilnehmer_innen weitergetragen. Daran zeigt sich nicht zuletzt die Bedeutung von Partizipationsprojekten für die Stärkung des Sozialkapitals und gesellschaftlichen Zusammenhalts. Da es sich bei *BePart* um eine qualitative Erhebung handelt, haben die Ergebnisse keinen Generalisierungsanspruch und lassen auch keine Aussagen zur Verteilung positiver und negativer Erfahrungen zu. Um die Auswirkungen und den Einfluss des Partizipationserlebens auf das Empowerment von Beteiligten zu untersuchen, sind zukünftig weitere, auch breiter abgestützte quantitative Erhebungen nötig. Bei der Bewertung der Ergebnisreichweite ist zudem zu berücksichtigen, dass ausschließlich Teilnehmer_innen von bereits länger laufenden bzw. erfolgreich abgeschlossenen Projekten befragt wurden. Insofern liefert die Studie keine Einblicke in das Partizipationserleben von Teilnehmer_innen von gescheiterten Projekten. Zwar zeigen die Ergebnisse, wie sich Enttäuschungen und Diskrepanzen zwischen den eigenen Ansprüchen und dem tatsächlichen Projektfortschritt auf das Erleben Partizipierender auswirken können; allerdings sind prospektiv weitere Erhebungen notwendig, um solche Dynamiken vertieft zu explorieren, insbesondere in Fällen, in denen partizipative Prozesse zu keinem erfolgreichen Abschluss kommen.

Eine weitere Limitation besteht darin, dass es sich bei den ausgewählten Lernprojekten und deren Teilnehmer_innen größtenteils um homogene Gruppen handelte. Obgleich eine gewisse Diversität bezüglich des Alters und Geschlechts der Teilnehmer_innen vorlag, schienen die meisten einen höheren Bildungsstatus sowie ähnliche Interessen und soziale Hintergründe aufzuweisen. Diese Homogenität der Befragungsteilnehmer_innen ist bei der Interpretation der Befunde zu berücksichtigen. Bei den wenigen Projekten mit einer diverseren Zusammensetzung konnte beobachtet werden, dass soziale Institutionen in die Rekrutierung von Teilnehmer_innen involviert waren und so dazu beitragen konnten, Selbstselektionsprozesse abzumildern. Die Ergebnisse des vorliegenden Projekts legen in diesem Zusammenhang nahe, dass gerade Einrichtungen der Sozialen Arbeit als Multiplikator_innen fungieren können, um diverse Personengruppen für Partizipationsprojekte zu gewinnen. Dieser Befund ist nicht nur in der Forschung zu partizipativen Prozessen zu berücksichtigen, er ist vor allem für die praktische Durchführung von Beteiligungsprojekten relevant. So könnte eine Zusammenarbeit von Institutionen, die Partizipationsprojekte initiieren, mit Einrichtungen der Sozialen Arbeit zukünftig dazu beitragen, dass insbesondere auch schwer erreichbare Personengruppen einbezogen werden können.

Verweise

ⁱ Unter einem Bürger_innenrat (Österreich, Deutschland) bzw. Bürger_innenpanel (Schweiz) versteht man ein Beteiligungsverfahren, in welchem Bürger_innen im Mittelpunkt stehen und gemeinsam an politischen Fragestellungen und Diskussionen aktiv mitwirken. Die Einladung zu diesen Beteiligungsverfahren erfolgt häufig per Zufallsauslosung (vgl. Gemeinde Thalwil 2025; Land Vorarlberg o. J.).

Literaturverzeichnis

BMWKMS – Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport (2024): Partizipation. <https://oeffentlicherdienst.gv.at/verwaltungsinnovation/public-management-und-governance/partizipation/> (13.02.2025).

Brandes, Sven/Reker, Natascha (2009): Empowerment systematisch entwickeln. Ein Hilfsmittel für qualitätsorientierte Teamprozesse. https://www.quint-essenz.ch/de/files/Brandes_Reker_2009_Empowerment.pdf (13.02.2025).

Brandes, Sven/Stark, Wolfgang (2016): Empowerment/Befähigung. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Hg.): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 62–66.

Devecchi, Lineo Umberto/Haßheider, Eva-Maria (Hg.) (2020): Resiliente Gemeinden in der Modellregion Bodensee: Robust und agil durch Partizipation. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3563721>

Devecchi, Lineo Umberto/Haßheider, Eva-Maria/Rebitzer, Fabian/Köhler, Christopher/Martin, Roger/Balinović, Dragana/Giger, Adrian (2020): Synthese, Fazit und Ausblick. In: Devecchi, Lineo Umberto/Haßheider, Eva-Maria (Hg.): Resiliente Gemeinden in der Modellregion Bodensee: Robust und agil durch Partizipation, S. 126–138. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3563721>

Gemeinde Thalwil (2025): Bürgerbeteiligungsprojekte. <https://www.thalwil.ch/nachhaltigkeit/66331> (22.01.2025).

Herriger, Norbert (2020): Empowerment in der Sozialen Arbeit: Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.

Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt.

Kolip, Petra/Trojan, Alf (2020): Qualitätsentwicklung in der Prävention und Gesundheitsförderung. In: Tiemann, Michael/Mohokum, Melvin (Hg.): Prävention und Gesundheitsförderung. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 1065–1082.

Kuckartz, Udo/Rädiker, Stefan (2024): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Umsetzung mit Software und künstlicher Intelligenz. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Land Vorarlberg (o. J.): Bürgerräte in Vorarlberg. <https://vorarlberg.at/-/buergerraete-in-vorarlberg> (22.01.2025).

querraum (o. J.): Inklusive Caring Communities. Wie gelingt die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen im Sozialraum? <http://www.querraum.org/index.php/node/247> (13.02.2025).

Rieger, Judith/Straßburger, Gaby (2019): Warum Partizipation wichtig ist – Selbstverständnis und Auftrag sozialer Berufe. In: Straßburger, Gaby/Rieger, Judith (Hg.): Partizipation kompakt: Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim/Basel: Juventa, S. 42–49.

Schönhuth, Michael/Jerrentrup, Maja Tabea (2019): Partizipation und nachhaltige Entwicklung: Ein Überblick. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Weiterführende Links

Projektwebsite „BePart“: <https://partizipation-erleben.eu/>

Über die Autor_innen

Angelika Felder, BSC MPH

angelika.felder@fhv.at

Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Forschungsgruppe Empirische Sozialwissenschaften der Fachhochschule Vorarlberg.

Dr.in Julia Reiner, BA MA

julia.reiner@fhv.at

Scientist, Forschungsgruppe Empirische Sozialwissenschaften und Fachbereich Soziales und Gesundheit der Fachhochschule Vorarlberg.

Mag. Fabian A. Rebitzer

fabian.rebitzer@fhv.at

Forschungsgruppenleiter, Forschungsgruppe Empirische Sozialwissenschaften der Fachhochschule Vorarlberg.

Hard-To-Reach or No Access?

Brunner, Alexander/Bischeltsrieder, Anja/Wild, Gabriele (Hg.) (2025):

Vom Fall zur Situation

Zugänge und Positionen zum
professionell-methodischen Handeln
in der Sozialen Arbeit

Wien: Löcker

Brunner, Alexander/Bischeltsrieder, Anja/Wild, Gabriele (Hg.) (2025): Vom Fall zur Situation. Zugänge und Positionen zum professionell-methodischen Handeln in der Sozialen Arbeit. Wien: Löcker. soziales_kapital, Bd. 30 (2025). Rubrik: Rezensionen.

Printversion: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/849/1598>

Vom Fall zur Situation, der dritte Band der Reihe „Basiswissen Soziale Arbeit – kompakt und kritisch“, bietet Einblicke in das Wesen der Methoden- und Handlungskompetenz der professionellen Sozialen Arbeit, die der Komplexität des situativen Handelns gerecht werden und zudem spannend zu lesen sind. Wie in den anderen Bänden der Reihe auch, sind die in diesem Sammelband besprochenen Situationen bewusst in der spezifisch österreichischen Landschaft verortet, aber dass der fachliche Blick dabei aus allernächster Nähe kommt, macht das methodische Geschehen über Ländergrenzen hinweg greifbar und erkenntnisbringend.

In den von erfahrenen Sozialarbeiter:innen geschriebenen Beiträgen geht es – dem Titel entsprechend – darum, über den Fall hinaus zu denken und sich in der Situation zu bewegen. Professionsgeschichtlich situiert wird das Vorhaben durch eine knappe und klarsichtige Beschreibung der Methodenentwicklung im deutschsprachigen Raum. Der Band bietet bewusst nicht bloß eine weitere „Methodensammlung“ oder Besprechung der „Idee des methodischen Handelns“ in Abgrenzung zur „Methoden-Anwendung“. Ausgehend von einer sozial- und sozialarbeitswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Begriff „Situation“ wird stattdessen eine Veranschaulichung und Meta-Reflexion des prozesshaften Vorgehens in der Sozialen Arbeit unter Berücksichtigung kontextueller Faktoren angestrebt. Im Zuge dessen wird die gleichzeitige Wichtigkeit von Methodenkompetenz, Erfahrungswissen, Subjektivitäten, kontextuellem Weitblick und kritischer Haltung hervorgehoben. Gefühle, Kreativität und Improvisation als affektive Aspekte gelten dabei erfrischender Weise als unverzichtbar für die professionelle Reflexion.

Dass sie sich dem Situationsbegriff zuwenden, begründen die Herausgeber:innen im ersten, die folgenden Beiträge rahmenden Kapitel mit dem Ziel, „ein durch Fallkonzeptionen tendenziell zu individualisierendes kasuistisches Denken [...] zu erweitern“ (S. 22), nämlich um die vier Dimensionen Wissen aus fachlichem Diskurs, Wissen und Können aus der Praxis, organisationale Kontexte und Gesellschaft bzw. Sozialpolitik (vgl. S. 44). Aufgrund der in jeder Situation wirkenden Machtverhältnisse gerät im Zuge dessen die Haltung in den Fokus:

„Über den engeren subjektiven und interaktionistischen Rahmen hinaus sind Situationen durch zahlreiche andere Dimensionen wie Räumliches, Diskurse, nichtmenschliche Akteur*innen oder institutionell-organisatorische Gegebenheiten bestimmbar. Diese Dimensionen sind keine Randbedingungen von Situationen, sondern wirken zentral auf die Akteur*innen ein. Sie müssen berücksichtigt werden, damit nicht primär Menschen „methodisch“ behandelt werden, sondern in und mit Menschen in komplexen Situationen methodisch gehandelt wird.“ (S. 22)

Diesem Statement gegen sozialtechnologisches Vorgehen entsprechend, folgt am Ende des einleitenden Kapitels keine Diskussion des „richtigen“ methodischen Handelns, sondern es werden Überlegungen zur Wichtigkeit der Haltung im Navigieren methodischer (Un-)Möglichkeiten präsentiert.

Sieben Situationen

Entsprechend der Auffassung von methodischem Handeln als vielschichtigem Geschehen in komplexen Situationen, werden die folgenden sieben Kapitel des Bandes in drei „Sozialformen der Hilfe“ (Individualhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit) eingeteilt, aber nicht dadurch definiert. Jeder Beitrag soll die Verflochtenheit der drei Ebenen veranschaulichen, indem die Erzählungen aus der Sicht der Praktiker:innen vorgestellt werden. Ganz bewusst werden dabei die situativ bedingten Reflexionsprozesse geschildert, die den gewählten Handlungsstrategien zugrunde liegen. Dadurch werden nicht nur kontextuelle Faktoren greifbar, sondern auch das innere, professionelle Abwägen: Wie und auf welcher Ebene kann und soll im jeweiligen Kontext gehandelt werden?

Der erste Beitrag von Anja Bischeltsrieder beschreibt eine Ausnahmesituation in der Individualhilfe in einer Wohneinrichtung der Wohnungslosenhilfe. Organisationsvorgaben, Teamabsprachen, Gepflogenheiten und individuelles Befinden überschneiden sich dabei und die Sozialarbeiterin muss gleichzeitig Regeln einhalten und brechen, um Mensch und Situation gerecht zu werden. Hier wird deutlich, dass die Rahmenbedingungen kreative und flexible (Ver-)Handlungen verlangen, während letztere durch erstere erschwert werden.

Maria Fraissler erzählt im anschließenden Beitrag von der Begleitung einer Frau in einer Gewaltschutzeinrichtung, die im Strafverfahren wütend machende Erfahrungen machen musste. Wie sie methodisch vorgehen *würde*, kontrastiert Fraissler damit, wie sie in der konkreten Situation vorgehen *kann*. Geschehnisse sind weder steuerbar noch vorhersehbar; gesellschaftlich bestimmte Problemlagen sind nicht individuell lösbar. Fraissler schildert dabei das „Balancieren zwischen emotionaler und sachlicher, auf problem- und lösungsorientierter Ebene“ (S. 81), welches ihr zufolge nicht ohne Entschleunigung zu gewährleisten ist. Gemessen am Bedarf einer Klientin, die Gewalt erfahren hat, fällt der Auftrag eng aus.

Gabriele Wild schildert in ihrem Beitrag die Arbeit mit einer Jugend-Gruppe im öffentlichen Raum, für die Erfahrungswissen um die „Szene“ nötig ist, ebenso wie Sensibilität für die konkreten Handlungsmöglichkeiten angesichts räumlicher Begebenheiten, des Gruppengeschehens sowie der Gefühlslagen, Machtverhältnisse und Sichtbarkeiten. Wissen über Phasen und Rollen oder das Erkennen von Auftragskonflikten helfen dabei, Komplexität wahrzunehmen. Um dieser gerecht zu werden, sind sowohl ein Gespür für die facettenreiche Situation als auch fachliche Kreativität

gefragt.

Ebenfalls von der Arbeit mit Jugendlichen erzählt Verena Scharf. In diesem Beitrag steht der Konflikt in einer Gruppe im Jugendtreff im Zentrum, und zwar über den Krieg in Israel/Palästina. In einem ersten Schritt nimmt Scharf, mit Bezug auf antirassistische Ansätze, die eigene Erzählung in den Blick, um den eigenen Blickwinkel sowie Vorgaben und Aufträge herauszuarbeiten. Danach erzählt sie ein zweites Mal – nicht-problematisierend. So rückt sie die Situation selbst in den Vordergrund und macht Handlungsmöglichkeiten sichtbar. Abschließend prüft sie Ansätze aus der Themenzentrierten Prozessanalyse nach Behnisch auf ihr Potenzial für die Gestaltung von Beziehungsangeboten, die möglichst frei von Machtasymmetrien sind.

Wolfgang Haydn und Barbara Stanek berichten von zwei Initiativen für junge Menschen in sozialpsychiatrischen Wohngemeinschaften. In einer der geschilderten Situationen begegnen sich die Menschen bei regelmäßigen Treffen zum Thema Selbstfürsorge. In der zweiten Situation geht es um die Herausforderungen eines Urlaubs ohne die gewohnten Sicherheiten der Wohngemeinschaft. Das behutsam gestaltete Treffen zur Selbstfürsorge kommt mit Wissen, Erfahrung und Kreativität der Fachkräfte gut aus; der Urlaub hingegen erfordert mehr Teameinsatz, Ressourcen und Unterstützung durch die Organisation. Die Autor:innen ziehen für alle Beteiligten Resümee: Die gemeinsame Überwindung schwieriger Situationen stärkt und macht eigene Potenziale sichtbar.

Christoph Stoik schildert eine Bürger:innen-Versammlung und erzählt von der Schwierigkeit, eine geeignete Moderationsmethode hierfür auszuwählen. Er fächert die Erzählung auf und bindet unmittelbare, fachliche und politische Begebenheiten ein, während er über die zahlreichen Wahlmöglichkeiten reflektiert. Klar wird, dass die Entwicklung eines passenden methodischen Zugangs nicht selbstverständlich und nicht „von der Stange“ zu kaufen ist, sondern Sozialraumanalyse, Innovationskraft, kollegiale Zusammenarbeit, Zeit, Reflexionsbereitschaft und Haltung verlangt.

Der Beitrag von Johannes Polt, der ebenfalls im Bereich der Gemeinwesenarbeit angesiedelt ist, widmet sich den ungleichen Machtverhältnissen bei der Besiedelungsbegleitung eines geförderten Neubauprojekts. Diese bestehen einerseits unter den Bewohner:innen, andererseits gegenüber Systeminstanzen wie der Hausverwaltung, dem ordnungspolitischen Diskurs und in Bezug auf Dynamiken der Armut. Parteilichkeit und fachliche Positionierung gegenüber der Genossenschaft als Auftraggeberin stellen methodische Herausforderungen auf allen Ebenen dar: „Die Auflösung dieses durch Marktlogik erzeugten Dilemmas ist nicht möglich, ein Austesten dieser Grenze erfordert kommunikatives Geschick, kreative Lösungen und die Einbindung weiterer Vernetzungsressourcen.“ (S. 172)

Insgesamt werden in den sieben beschriebenen Situationen keine „Fälle gelöst“, sondern

sie werden auf zahlreichen Ebenen „live“ beschrieben und reflektiert. Das Wechseln der Ebenen Individuum-Gruppe-Gemeinwesen und das Navigieren im System der Auftragslogik sind überall in der Sozialen Arbeit zentrale Prozesse. Im vorliegenden Band könnten berufserfahrene Praktiker:innen lediglich eines vermissen, nämlich Ausführungen zu Verhandlungskompetenzen innerhalb von Teams und Organisationseinheiten. Allerdings müssten die Autor:innen dazu noch viel stärker anonymisieren, da solche konfliktträchtigen, internen Prozesse kaum an die Öffentlichkeit getragen werden können.

Für Studierende eröffnet der Band den Blick auf eine reflektierte, kritische Praxis, jenseits abstrakten Wissens und platter, zweidimensionaler Fallschilderungen. Für den Einsatz in der Lehre ist der Band offenkundig hilfreich: Die Beiträge sind kompakt, die Schilderungen anschaulich und die Sprache ist anspruchsvoll, ohne unzugänglich zu sein. Darüber hinaus wird die gelebte Reflexion im Moment des Lesens selbst nochmal reflektierbar. Für Sozialarbeitende wird in *Vom Fall zur Situation* die eigene Praxis als professionelles Handlungsgeschehen widergespiegelt und kann nach der Lektüre sogar noch klarer gesehen werden. Im Vorwort spricht Josef Bakic entsprechend davon, dass der Band „grundlegende Gedanken zum bisher so noch nicht publizierten Erfahrungswissen Sozialer Arbeit in Form neuer Ordnungsversuche“ (S. 7) präsentiert. Dass im vorliegenden Band dieses Erfahrungswissen tatsächlich publiziert und kritisch neu geordnet wird, muss jedem:r nachdenkenden Praktiker:in im Herzen guttun und bringt auch neuen Schwung fürs kritische Denken und Handeln. Nicht zuletzt kann dieser Band uns allen in der Sozialarbeitswissenschaft als Nachweis und Vorbild dafür dienen, wie Nachdenken über Soziale Arbeit für, mit und aus der Praxis geht.

180 Seiten / EUR 19,80

Antje Haussen Lewis

ahl@gmx.at



Fachzeitschrift für Soziale Arbeit in Österreich

s_k

SIÖ – seit 1966 schreiben wir über Soziale Arbeit

Die SIÖ (Soziale Arbeit in Österreich) ist eine Fachzeitschrift, die vom Österreichischen Berufsverband der Sozialen Arbeit herausgegeben wird und vier Mal jährlich erscheint. Jede Ausgabe widmet sich einem Schwerpunktthema. Die SIÖ richtet sich an alle Sozialarbeiter*innen und Sozialpädagog*innen, an alle die im Bereich der Sozialen Arbeit forschen und lehren, an Entscheidungsträger*innen in der Politik und Verwaltung und an alle die sich für die Soziale Arbeit interessieren. Die SIÖ kann als Abo erworben werden und sie wird gratis an alle Mitglieder des obds verschickt. Das Onlinearchiv ist ebenfalls kostenlos und auf der Seite – <https://obds.at/sioe-fachzeitschrift> – zu finden. Wie auch alle weiteren Infos zur SIÖ.

Wer für die SIÖ schreiben möchte – von Buchbesprechung bis Forschungsberichte, zum Schwerpunktthema oder einem anderen Thema der Sozialen Arbeit – oder in der Redaktion mitarbeiten möchte, meldet sich unter: redaktion@obds.at

Die letzten beiden Ausgaben in diesem Jahr sind:

SIÖ 230, Arbeitstitel „New Reality Check“, Redaktionsschluss 31.07.2025, erscheint im September

SIÖ 231, Arbeitstitel ist noch offen, Redaktionsschluss 31.10.2025, erscheint im Dezember